Historische Lebensbilder.

Erster Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** erschienen ferner folgende Schriften, welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Mühlbach, L. Berlin vor funfzehn Jahren. 3 Bde. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr.

— — Historisches Bilderbuch. Zweite wohlfeile Ausgabe. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Carl II. und sein Hof. 2. Aufl. 3 Theile. 1 Thlr.

— — Erzherzog Johann und seine Zeit. Zweite wohlfeile Ausgabe.

Erste Abtheilung: Andreas Hofer. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Frau Meisterin. 2 Bde. Taschenformat. 22½ Sgr.

— — Heinrich der Achte und sein Hof oder: Katharine Parr. Zweite umgearbeitete Ausgabe. 3 Bände. Geh. 1 Thlr.

— — Hofgeschichten. 2. Aufl. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Kaiserin Josephine. Historischer Roman. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.

— — Königin Hortense. Ein Napoleonisches Lebensbild. 2 Bde. 2. Aufl. Geh. 3 Thlr.

— — Prinz Eugen und seine Zeit.

Erste Abth.: Prinz Eugen der kleine Abbé. 4 Bde. Geh. 3 Thlr.

— — Prinzessin Tartaroff, oder: Die Tochter einer Kaiserin. 2 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

— — Der Sohn seiner Zeit. Roman. Zweite umgearbeitete Ausgabe. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Historische Lebensbilder

von

L. Mühlbach.

Erster Band.

Inhalt:

Der Herzog von Bielitz. — Heringshändler oder Edelmann.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Der Herzog von Bielitz.

Historische Novelle.

I.

„Nun, Louise, weshalb so schwermüthig und gedankenvoll? Was schauest Du so trübselig in die Ferne, als erwartetest Du von dorther das Glück, während Du es doch so ganz nahe bei Dir hast, und nur die Hand auszustrecken brauchst, um es an Dein Herz zu drücken?"

„Du weißt, Julie," seufzte das junge Mädchen kopfschüttelnd, „das Glück ist nicht neben mir, und ich erwarte es aus der Ferne."

„Wie?" rief die schöne Schwester verwundert. „Aus der Ferne? Vergißt Du denn, daß Dein Bräutigam hier bei uns im Schlosse Grodsky ist?"

„Ich vergesse das nicht, vielmehr ich denke daran, und das macht mich traurig."

Und indem sie so sprach, lehnte das junge Mädchen sich zurück in die Polster des Divans, auf welchem sie

mit ihrer Schwester saß, und ihre großen blauen Augen starrten mit einem schwermüthigen Ausdruck zur Decke empor.

Julie legte die Stickerei, mit welcher sie sich beschäftigt hatte, bei Seite und neigte sich ihrer Schwester zu, sie mit aufmerksamen und theilnahmvollen Blicken betrachtend.

„Louise," sagte sie, „es ist eine Veränderung mit Dir vorgegangen. Du bist nicht mehr so heiter, so jugendfrisch, wie sonst. Du lachst nicht mehr, und scherzest nicht mehr. Du bist plötzlich eine Matrone geworden, trotz Deiner achtzehn Jahre, und wenn man uns Beide sieht, sollte man glauben, ich sei die Jüngere von uns, und Du die Erfahrenere, Weisere."

„Du bist auch die Jüngere," sagte Louise achselzuckend, „bist die Jüngere, weil Du glücklich und zufrieden bist, während ich . . .

„Nun?" sagte Julie, als die Schwester plötzlich stockte, und ihren Satz nur mit einem Seufzer vollendete. „Sprich weiter, mein Liebling! Du behauptest also, daß ich jünger sei, als Du, obwohl ich fast zwei Jahre älter, beinahe schon eine alte Jungfer von zwanzig Jahren bin. Deine Gründe, meine schöne Schwärmerin, Deine Gründe!"

„Meine Gründe sind so einfach, daß Du sie nicht bestreiten kannst," sagte Louise traurig. „Du bist jünger, als ich, weil Du glücklich bist, während ich mich unglücklich, ach so unglücklich und verzweifelt fühle."

Und während sie so sprach, stürzten die lange zurückgehaltenen Thränen plötzlich in hellen Bächen aus ihren Augen hervor, und mit einer leidenschaftlichen Bewegung ihre beiden Arme um den Hals ihrer Schwester schlingend, brach sie in lautes Weinen und Schluchzen aus.

Julie drückte sie mit innigem Mitgefühl an ihre Brust, und ließ sie da eine Zeit lang schweigend und ungestört den Krampf ihres Schmerzes ausweinen.

„Es ist also wahr," sagte sie dann nach einer Pause, „Du bist wirklich unglücklich und traurig? Es ist keine vorübergehende Mädchenlaune, sondern Du trägst wirklich die Last eines Kummers auf Deinem Herzen? Armes Mädchen, und ich war so grausam, Dich zu necken und Deine Schwermuth fortscherzen zu wollen! Vergieb es mir, Louise, vergieb es mir, und zum Zeichen Deiner Vergebung eröffne mir jetzt Dein Herz! Laß mich Theil nehmen an Deinem Kummer!"

„Ich will es, o, ich will es," seufzte Louise, noch immer das Haupt an den Busen ihrer Schwester ge-

lehnt. „Ich fühle, daß ich sterben könnte, wenn ich noch länger schweigend meinen Kummer in mich verschließen, noch länger allein sein sollte mit meinen Schmerzen. Julie, vernimm also mein Geheimniß, mein schreckliches Geheimniß: ich kann nicht die Frau des Grafen von Hompesch werden, denn — ich liebe ihn nicht!"

„Wie? Du liebst ihn nicht?" fragte Julie mit schmerzlichem Erstaunen. „Du hast doch seine Werbung gern angenommen, als er bei unseren Brüdern um Dich warb, und sie Dich um Deine Einwilligung fragten, da hast Du ohne irgend einen Zwang, ja sogar mit Freudigkeit Deine Zustimmung gegeben."

„Ich glaubte ja auch, ihn zu lieben," seufzte Louise, „glaubte, daß ich an seiner Seite glücklich und zufrieden sein würde mein Leben lang. Mein Gott, wir waren ja seit unseren frühesten Kinderjahren mit einander aufgewachsen; unsere Familien waren, so lange wir dachten, innig befreundet, wir hatten ja unser ganzes Leben eigentlich mit einander getheilt. Freilich hatte ich niemals daran gedacht, daß Alexis mich jemals zur Frau begehren könnte, vielmehr hatte ich immer als eine feststehende Thatsache angenommen, daß Ihr Beide Euch liebtet, daß Ihr Beide ein Paar werden würdet."

Sie hatte noch immer ihr Haupt an den Busen ihrer Schwester gelehnt, und sie sah es daher nicht, wie jetzt eine tiefe Blässe über das Antlitz ihrer Schwester hinzog, wie sie ihre zitternden Lippen fest aufeinander preßte, als wolle sie einen Seufzer unterdrücken, der aus ihrer Brust sich hervorrang. Aber dies dauerte nur einen kurzen Moment; dann begannen ihre Wangen sich wieder zu röthen, dann zwang sie wieder ein Lächeln auf ihre zuckenden Lippen.

„Ich weiß nicht, Theure, was Dich zu solchem Irrthum verleitete," sagte sie mit sanfter, ruhiger Stimme. „Wir waren freilich von frühester Jugend an immer gute Freunde mit einander, der Graf Hompesch und ich, wir liebten uns, aber immer nur wie Bruder und Schwester sich lieben. Wie kamst Du also auf den Gedanken, daß Alexis mich zu seiner Frau wählen sollte?"

„Mein Gott, weil es mir so natürlich schien, daß er Dich liebte, weil Du so schön, so gut, so geistreich und so liebenswürdig bist, daß es mir scheint, jeder Mann müsse Dich lieben, müsse danach trachten, Dich zu gewinnen. Und wenn ich Dich von Allen so umlagert und gefeiert sah, wenn Du allen Denen, welche um Deine Hand warben, mochten sie noch so schön,

so reich, so vornehm und glänzend sein, immer nur mit einem Nein antwortetest, so dachte ich: sie will Niemand Anderes heirathen, denn sie liebt den Grafen Hompesch."

„Ich glaube nicht, daß ich Dir jemals Veranlassung zu solchen Gedanken gegeben habe," rief Julie heftig und fast zürnend. „Ich glaube nicht, daß irgend Jemand das Recht hat, zu vermuthen, ich hätte Alexis jemals anders geliebt, als eine Schwester, eine Jugendfreundin ihn lieben kann."

„O gewiß nicht," sagte Louise ruhig; „ich dachte aber nur, was ich hoffte und wünschte, daß Ihr Beide, die ich am meisten auf der Welt liebte, daß Ihr Beide ein glückliches Paar werden solltet. Und nun denke Dir meine Ueberraschung, ja mein Erschrecken, als plötzlich unsere beiden Brüder mich fragten, ob ich die Hand des Grafen Hompesch, der bei ihnen um mich geworben hätte, annehmen, ob ich seine Gemahlin werden wolle? Ich war so erstaunt, daß ich nicht im Stande war, ihnen zu antworten, daß ich fortstürzte, zu Dir hin in Dein Zimmer, und nur athemlos Dich fragen konnte: hast Du Alexis einen Korb gegeben?"

„Und ich antwortete Dir der Wahrheit gemäß, daß

er niemals um meine Hand geworben, und daß ich seit langer Zeit schon um seine Liebe gewußt, die Vertraute derselben gewesen sei! Ich bat Dich, seine Wünsche zu erfüllen, ihm Deine Hand zu reichen, und ihn glücklich zu machen.

„Und ich arme, unwissende Thörin, die ich war, ich gab Deinen Vorstellungen nach, ich ließ mich überreden, daß ich Alexis liebe, ich willigte ein, mich ihm zu verloben. O Julie, es war eine bittere, schmerzvolle Täuschung; doch habe ich sie mit tausend Schmerzen und Thränen büßen müssen. Und ich liebe Alexis nicht, nein, ich kann niemals seine Gemahlin werden, — ich liebe einen Andern."

„Einen Andern?" rief Julie entsetzt. Unglückliches Kind, und wen denn? Wen liebst Du?"

„Du kannst noch fragen?" sagte sie fast zürnend, „kannst noch fragen, und hast ihn gesehen in seiner Schönheit, seiner Heldenkraft, seiner Kühnheit und seinem Stolze! Ach, meine Schwester, gleich wie ich ihn sah, da fühlte ich es wie ein süßes Erschrecken in meinem Herzen, da hätte ich aufschreien mögen vor Entzücken und Lust, und Alles in mir jauchzte und sang: Das ist der Held, den dein Herz ersehnt hat, das ist der Mann, den du ewig lieben wirst!"

„Um Gottes willen, wer ist es? Wen liebst Du?“ fragte Julie zitternd.

Louise antwortete nicht, sie starrte mit strahlenden Blicken in die Ferne, denn wunderbarer Glanz ergoß sich über ihr schönes liebenswürdiges Angesicht.

„Ich hatte bis dahin wohl Männer gesehen, aber keinen Helden,“ sagte sie, und ihre Stimme klang weich und schmelzend wie Musik; „ich hatte bis dahin vor Niemand gezittert, aber vor ihm zitterte ich. O, wie wundervoll ist es, vor einem Helden zu zittern, vor ihm sich zu beugen in den Staub, und demüthig zu sagen: Du bist mein Herr! Gebiete über mich, denn ich bin Deine Sklavin!“

„Schwärmerin, unglückliche, thörichte Schwärmerin! Von wem redest Du?“

„Von wem?“ fragte sie mit einem glücklichen Lächeln. „Von wem anders, als von dem Herzog Johann von Bielitz?“

„Ach, armes Kind, er ist es, den Du liebst?“ schrie Julie, und ihre beiden Arme um den Nacken ihrer Schwester legend, drückte sie dieselbe fest an sich, als wolle sie das junge Mädchen schützen vor einem Schrecknis, das sie bedrohte.

Aber Louise machte sich ungestüm los von ihren

umschlingenden Armen, und richtete sich stolz und kühn empor. „Ja," rief sie, „er ist es, den ich liebe! Dem Herzog Johann von Bielitz gehört mein Herz, er allein soll mich besitzen, nur er soll mein Gemahl werden!"

„Aber niemals werden unsere Brüder das zugeben," sagte Julie traurig. „O, meine Schwester, entsage dieser Liebe, denn ich wiederhole Dir, niemals werden unsere Brüder ihre Einwilligung zu solcher Verbindung geben!"

„Und mit welchem Rechte sollten sie dieselbe verweigern können?" rief Louise empört.

„Mit dem Rechte, welches ihnen das Gesetz, welches ihnen das Testament unseres Vaters gegeben hat, meine Schwester. Ich erinnere Dich an die traurige Stunde, in welcher uns der geliebte, der theure Vater vor einem Jahre entrissen ward! Wir knieten mit den Brüdern vor seinem Sterbebette. Er forderte zuerst, daß die Brüder ihre Hände in die seine legten, daß sie laut und feierlich schwuren, ihren Schwestern den Vater zu ersetzen, ihnen treue Vormünder zu sein, ihnen Männer zu geben, von denen sie überzeugt seien, daß sie uns glücklich machen könnten. Und sie schwuren es Beide, schwuren es mit einem feierlichen Eide. Und dann, meine Schwester, dann forderte der edle,

der geliebte Vater, daß auch wir unsere Hände in die seinen legten, dann forderte er von uns, daß wir ihm schwören sollten, unsere Brüder, die Beide so viel älter, so viel erfahrener seien als wir, zu achten, zu lieben und zu ehren, ihnen zu gehorchen als Vormündern, die er uns hinterlasse, sie zu lieben als die Beschützer und Väter, welche sein Wille uns erwählt. Und wir schwuren es; erinnere Dich, Louise, daß wir es schwuren!"

„Ich erinnere mich," flüsterte Louise seufzend.

„Nun denn, meine Schwester, jetzt ist der Moment gekommen, um zu beweisen, daß es Dir Ernst gewesen mit Deinem Schwur, daß Du bereit bist, Dich dem Willen Deiner Brüder, unserer Vormünder, unserer Väter zu unterwerfen! Denn ich sage Dir, mein armes Kind, niemals werden sie ihre Einwilligung geben zu Deiner Vermählung mit dem Herzog von Bielitz, selbst wenn es diesem Ernst wäre mit seinem Werben um Deine Hand!"

„Und warum nicht?" rief sie heftig. „Warum wollen sie mich hindern, glücklich zu sein?"

„Weil sie Dich hindern wollen, hinter diesem Glück des Augenblickes das Unglück Deines ganzen Lebens zu finden," sagte Julie ernsthaft. „Meine arme ge-

liebte Schwester, schaue doch um Dich, und siehe die Wirklichkeit, nicht Deine schwärmerischen Traumbilder! Höre doch, was die Stimme der öffentlichen Meinung Dir über den Herzog Johann von Bielitz zu berichten hat! Ueberlege, bei welcher Gelegenheit Du selbst ihn kennen gelernt hast!"

„Auf einem Heldenzuge habe ich ihn kennen gelernt," rief sie begeistert. „O, ich werde das nie vergessen! Wir waren mit den Brüdern in Gleiwitz bei dem Bürgermeister zum Tauffeste seines erstgeborenen Söhnchens, bei welchem die Beiden Pathenstelle übernommen. Wir saßen beim Mahle, und der Bürgermeister erzählte uns eben, wie er den Uebermuth des stolzen und hochmüthigen Herzogs von Bielitz gebändigt und bewiesen habe, daß das Gesetz sich nicht vor einer Herzogskrone und einem stolzen Namen beuge. Der Kammerdiener des Herzogs hatte die Tochter eines Rathsherrn aus Gleiwitz entführt, und zugleich die Geldchatoulle ihres Vaters mit fortgenommen. Man hatte die Flüchtigen eingeholt, die unglückliche Tochter dem Vater zurückgegeben, den Kammerdiener des Herzogs in's Gefängniß geführt, und ihn angeklagt als Dieb und Mädchenräuber."

„Und trotz dieser beiden erwiesenen und unleug-

baren Verbrechen verlangte der Herzog, daß man ihm seinen Kammerdiener überliefere und ihn frei lasse," sagte Julie achselzuckend, „forderte er, daß man die Verbrechen ungestraft lasse, bloß weil sie der Kammerdiener des Herrn Herzogs verübte! Es war recht und brav, daß der Bürgermeister von Gleiwitz diesem hochmüthigen Begehren nicht entsprach, daß er den überführten Verbrecher seinen Richtern nicht entzog. Das Gesetz verurtheilte ihn zu vier Jahren Gefängniß, und man brachte den Verurtheilten in das Zuchthaus zu Gleiwitz, wo er seine Strafe verbüßen sollte."

„Ja," das erzählte uns der Bürgermeister von Gleiwitz," rief Louise lächelnd, „erzählte es uns mit stolzer Genugthuung und triumphirender Miene. Und wie er noch sprach, ward's auf einmal lebendig und laut draußen auf der Straße, Soldaten sprengten daher mit verhängtem Zügel, hielten an vor dem Hause des Bürgermeisters, machten Front vor demselben. Auf einmal dann öffnete sich die Thür des Saales, in welchem wir an der Tafel saßen, und auf der Schwelle erschien ein Krieger in vollem glänzenden Waffenschmuck, strahlend von Schönheit, von Energie und Stolz. O, es war eine Erscheinung, wie ich sie nie gesehen, denn es war ein Held, der da vor mir stand!"

„Ein Held, der mit hochmüthigem Trotze forderte, man solle einen Verbrecher der gerechten Strafe entziehen," sagte Julie nachdrücklich.

„Aber mit welchen kühnen Worten, mit welcher erhabenen Miene er das forderte!" rief Louise mit einem glücklichen Lächeln. „O, man fühlte es gleich, daß seinem Willen sich Alles beugen, seinem Stolze sich Alles unterwerfen müsse; man wußte, daß er der Held sei, dem man gehorchen müsse. Und sahst Du nicht, wie der stolze Herr Bürgermeister zitterte unter den Blicken seiner großen flammenden Augen, und klang es nicht wie die Drommete, welche zur Siegesschlacht führt, als er rief: „„Herr Bürgermeister, ich fordere von Ihnen meinen treuen Diener, meinen guten Georg Wildermann. Ich bin gekommen mit zweihundert meiner treuen Soldaten, um ihn abzuholen, und ich schwöre es Ihnen, wenn Sie es mir verweigern, ihn auszuliefern, so nehme ich Sie und alle Ihre Senatoren gefangen, und führe sie als Geißeln mit mir fort nach Polen zu meinem Regiment; verweigern Sie es mir, so lasse ich ferner von meinen Soldaten Ihre Stadt an allen vier Ecken in Brand stecken, und Sie sind dann verantwortlich für alles Unglück, das geschehen wird.""

„Ja, es war ein Act empörender Rohheit, vor dem meine Seele noch heute erbebt,“ sagte Julie heftig. „Es war eine Gewaltthat, wie sie die Raubritter des Mittelalters auszuüben pflegten, und von der man nicht glauben sollte, daß sie in unserm Jahrhundert noch möglich sei.

„Es war eine That, würdig eines germanischen Helden,“ jubelte Louise, „und wie ein solcher Held stand er da in seiner Schönheit, seinem Stolze und seiner Kühnheit. O, und der Herr Bürgermeister zitterte gar ängstlich, und wollte Anfangs erst nachgeben, wollte dann einen Vergleich mit ihm schließen, aber der Held ließ nicht mit sich handeln und feilschen. „„Schauen Sie hinaus auf die Straße, Herr Bürgermeister,““ rief er, „„sehen Sie da meine zweihundert Soldaten, lauter tapfere, entschlossene, mir ergebene Krieger, die wohl im Stande sind, Fünfhundert von Ihrer Art zu besiegen und fortzuschleppen. Reden Sie mir also nicht von Vergleichen und Unterhandlungen. Ich bin gekommen, um meinen treuen Georg, meinen Kammerdiener von hier fortzuholen, und ich werde nicht ohne ihn von hinnen gehen.““ O, Julie, ich hätte vor Entzücken zu ihm hinfliegen, ihn in meine Arme schließen mögen, wie er mit leuchtendem Angesicht so sprach.

Und der Herr Bürgermeister fühlte endlich, daß er sich unterwerfen müsse, unterwerfen müsse dem siegreichen Helden. Er that es, er fügte sich der Nothwendigkeit, er gab den lieben, den treuen Georg Wildermann seinem edlen Herrn zurück."

„Ja leider, er mußte sich unterwerfen," sagte Julie. „Er wußte wohl, daß in diesen bewegten und unruhigen Kriegszeiten der Stärkere zuletzt immer Recht bekommt, und daß es gerade in diesen furchtbaren Tagen unmöglich sein würde, Recht und Gerechtigkeit gegen die bewaffnete Macht zu erhalten. Und wo sollte er sie auch fordern, der arme Bürgermeister von Gleiwitz? Bei der preußischen Regierung? Ach, die ist jetzt machtlos und schwach, oder vielmehr sie existirt gar nicht mehr. Seit der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt ist ganz Preußen dem Verderben, dem Untergange anheimgestellt, ist es eine Beute des Siegers geworden. Der unglückliche König hat mit seiner edlen schönen Königin bis an die äußersten Grenzen seines Landes entfliehen müssen, und lebt dort von den Wohlthaten seines russischen Verbündeten, von der Gnade seines französischen Feindes, der ihn besiegt hat. Sollte der arme Bürgermeister etwa Recht und Gerechtigkeit erwarten von den Franzosen, die jetzt die Herren und

Gebieter in Preußen sind? Man weiß ja, daß von dem übermüthigen Sieger keine Gerechtigkeit zu erlangen ist, und daß das französische Gouvernement jetzt mit brutaler Willkür in Berlin wie in Breslau aller Sitte und allem Gesetz Hohn spricht. Zudem ist es bekannt, daß der Herzog von Bielitz ein Günstling und Freund des Prinzen Jerome ist, der jetzt in Breslau residirt und an dessen leichtfertigem Hoflager der Herzog eine sehr bedeutende Rolle spielt. Wo also hätte der arme Bürgermeister von Gleiwitz wohl Gerechtigkeit suchen und finden können gegen den mächtigen Günstling des Eroberers, der ihn mit seinen Soldaten wie ein Wegelagerer überfiel, um einen Verbrecher seiner wohlverdienten Strafe zu entziehen? Und einen solchen Mann nennst Du einen Helden? Einen solchen rohen, brutalen Raubritter könnte meine schöne, meine zarte und sanfte Schwester Louise lieben?"

„Ja, ich liebe ihn," rief sie freudig, „liebe ihn gerade um alles Dessen willen, um das Du ihn tadelst; liebe ihn, weil er stolz, weil er übermüthig, weil er wild und herrisch ist. Aber Du weißt wohl, daß er noch andere Eigenschaften besitzt, um das Herz eines Mädchens zu fesseln. Du hast gesehen, wie heiter und anmuthig er zu sprechen verstand, als er sich mit dem

Bürgermeister versöhnt, und dieser ihm den treuen Diener herausgegeben hatte. Er nahm an der Tafel Platz, als wäre er ein Freund, der zu dem Feste geladen worden, und seine Unterhaltung war so geistvoll, so piquant, so witzig und heiter, daß Ihr Alle hingerissen und bezaubert von dem schönen, geistreichen Herzog waret."

„Es war zum mindesten außerordentlich, den brutalen Raubritter plötzlich in einen höflichen Cavalier verwandelt zu sehen," sagte Julie; „weil man von dem Herrn Herzog nach dem Act roher Gewaltthätigkeit ein feineres Betragen nicht erwartet hatte, überraschte er durch Das, was man bei Anderen ganz natürlich finden würde."

„Und doch giebt es Niemand, der ihm gleicht," erwiderte Louise begeistert, „Niemand, der zugleich, wie Du sagst, ein Ritter des Mittelalters und ein feiner Hofmann, ein geistreicher Cavalier aus unserer Zeit genannt werden kann, Niemand außer ihm! Denke nur, welche schöne zwei Tage das waren, als der Herzog, der Einladung unserer Brüder folgend, auf seiner Rückkehr von Gleiwitz uns hier im Schlosse Grodsky einen Besuch machte! Wie ein glänzender Traum stehen diese zwei seligen Tage vor meiner Seele! Ich

sehe ihn immer vor mir, den schönen, den begeisterten Mann, sehe ihn, wie sein Antlitz aufleuchtete, wenn er zu den Brüdern von dem Kaiser Napoleon sprach, den er anbetet als den Halbgott, den Heros, welchem die Welt sich zu Füßen schmiegen muß, und dem auch sie sich in Gehorsam und Anbetung unterwerfen sollten. Ich sehe ihn, wie er freundlich lächelte, wenn er uns das heitere und genußvolle Leben am Hoflager des Prinzen Jerome in Breslau schilderte und uns aufforderte, Theil zu nehmen an den dortigen Festlichkeiten. Ich sehe ihn, wie er mit seiner wundervollen Stimme am Clavier die reizenden französischen Chansons sang, welche er von dem französischen Prinzen gelernt, und die jetzt von allen Damen des schlesischen Adels in Breslau gesungen werden. Ach, und immer und ewig sehe ich ihn, wie er, als ein glücklicher Zufall es machte, daß wir uns im Garten, in einer einsamen Allee begegneten, wie er da vor mir niederkniete und mir seine Liebe bekannte in Worten, die wie ein Strom von Feuer und Licht in meine Seele überflutheten und sie mit Flammen und mit Sonnenstrahlen erleuchteten."

„Also dahin sogar ist es gekommen, daß er es wagte, Dir seine Liebe zu bekennen?" fragte Julie schmerzlich. „Er hat sich also nicht gescheut, so der

Gastfreundschaft Hohn zu sprechen, indem er der Schwester seiner Gastfreunde seine Liebe bekannte, obwohl er wußte, daß dieselbe bereits verlobt sei, und obwohl er ihrem Verlobten mit freundlichster Zuvorkommenheit sogar seine Freundschaft angeboten hatte? Aber das freilich sind die modernen Sitten, welche von dem leichtfertigen französischen Hoflager in Breslau jetzt uns armen Deutschen gelehrt werden, und denen leider der Adel unserer Provinz ein nur zu williges Ohr leiht. Er hat Dir also gesagt, der Herr Herzog von Bielitz, daß er Dich liebt! Aber Louise, ich beschwöre Dich, mir die Wahrheit zu sagen, hat er Dir auch gesagt, daß er Dich zu seiner Gemahlin machen, daß er bei den Brüdern um Deine Hand anhalten wolle?"

„Wozu hätte er nöthig gehabt, das noch besonders auszusprechen?" fragte sie stolz. „Liegt das nicht schon in dem Bekenntnisse seiner Liebe? Versteht es sich nicht von selbst, daß er mich zu seiner Gemahlin machen will, da er mich liebt und mir seine Liebe bekennt?"

„Armes, unglückliches Kind," seufzte Julie, „Du trägst noch die Begriffe deutscher Redlichkeit und deutscher Liebe in Dir, verstehst Dich noch gar wenig auf die französische Galanterie. Hüte Dich, Louise, hüte Dich, daß Du sie nicht zu Deinem Schaden kennen

lernen mußt. Der Herzog Johann von Bielitz ist bekannt wegen seines Leichtsinns und seiner Verführungskünste. Kein Band ist ihm heilig, kein Hinderniß der Ehre, der Pflicht hält ihn zurück. Er folgt immer nur seinen Leidenschaften, seinen Begierden, und wenn er Frauen ihren heiligen Pflichten abwendig macht, so rühmt er sich dessen, und flicht ihre zerrissene Myrtenkrone als einen Siegerkranz um seine Stirn. O hüte Dich, meine theure Schwester, hüte Dich vor diesem gefährlichen Manne! Du hast mir Dein Geheimniß anvertraut. Bewahre mir nun auch ferner Dein Vertrauen! Bei dem Andenken an unsern Vater, dem die Ehre heilig war, bei dem Andenken an unsere Mutter, die ein Musterbild der Tugend und Sitte gewesen, bitte, beschwöre ich Dich, meine geliebte Schwester: habe von nun an kein Geheimniß vor mir, laß mich Alles wissen, was zwischen Dir und ihm geschieht, laß mich die Vertraute aller Deiner Schritte sein! Ich fordere das nicht aus eitler Neugierde, aus weiblichem Gefallen an einer Liebesintrigue, sondern weil ich Dich behüten möchte vor der Gefahr, die Dich bedroht, weil ich mit dem Auge einer Mutter über Dich wachen möchte. O, meine Louise, entsage den Phantasiebildern Deines romantischen Herzens, wolle in einem rohen

Wüstling keinen Halbgott sehen, nicht an eine Liebe glauben, die nichts ist als der leichtsinnige Uebermuth eines vornehmen Herrn, dem es eine reizende Zerstreuung erscheint, ein junges schönes Mädchen zu verderben, das einem andern Manne verlobt ist; einem Manne, der jung, schön, von vornehmer Abkunft ist, wie er selbst — der ihm überlegen ist an Tugend, an Edelmuth, an all' den großen und schönen Eigenschaften, welche einen echten und wahren Cavalier und Edelmann auszeichnen und schmücken. O, versprich mir, schwöre mir also, Louise, daß Du mir vertrauen, daß Du mir alle Geheimnisse mittheilen willst!"

„Ich schwöre es Dir, meine theure Schwester, ich werde nie ein Geheimniß vor Dir haben, ich werde Dir Alles sagen, was mich betrifft. Aber nur stehe mir bei, Julie, nur hilf, nur rathe mir! Ich kann nicht die Gemahlin des Grafen von Hompesch werden, denn ich liebe ihn nicht! Sage Du es ihm, meine Schwester, denn aus Deinem Munde wird es ihm minder hart und beleidigend klingen. Sage ihm, daß ich ihn ewig lieben werde als einen Bruder, einen Jugendfreund, daß ich aber nimmer in anderer Liebe ihm angehören kann."

„Nein Louise, nur Du selber kannst den Muth haben

zu solchem Bekenntniß; nur aus Deinem Munde darf er dies Bekenntniß vernehmen. Wenn Du es ihm sagst, wird es für ihn mindestens nur ein Schmerz sein; wenn es ihm von anderen Lippen hinterbracht wird, ist es zugleich eine Beschämung und eine Demüthigung. Aber bevor Du diesen entscheidenden Schritt thust, mußt Du zuerst den Brüdern Dich offenbaren, mußt denen Alles gestehen."

„Niemals," rief das junge Mädchen entsetzt, „niemals werde ich den Muth dazu haben. O, sie sind streng und unbeugsam, unsere Brüder, sie würden mir niemals erlauben, mein gegebenes Wort zurückzunehmen. Du, meine theure Schwester, Du mußt mir also helfen und beistehen, mußt die Brüder gewinnen, mußt mich erlösen, denn ich sage Dir und schwöre Dir: niemals werde ich eines andern Mannes Gattin, als des Herzogs von Bielitz; denn ich liebe ihn unaussprechlich, ewig! Und nun weißt Du Alles, nun überlege, rathe, bedenke, wie Du mir helfen und beistehen kannst, meine Freiheit wieder zu erringen! Ich verlasse Dich jetzt, mein Herz ist so voll und schwer, ich möchte mich ausweinen und ausjubeln zu gleicher Zeit. Ich muß allein sein, ganz allein, um wieder zur Ruhe, zum Frieden zu gelangen! Laß mich also auf mein Zimmer gehen,

um da an Ihn zu denken, an Ihn, der meines Lebens ganzer Inhalt und schönste Erfüllung ist!“

Sie drückte einen innigen Kuß auf Julien's Stirn und eilte dann leicht und anmuthig wie eine Gazelle durch den weiten Salon dahin nach der großen Flügelthür.

Julie schaute mit sinnenden Blicken der schönen und reizvollen Gestalt nach, hinter welcher die Thüre sich eben schloß. „Sie liebt ihn nicht,“ flüsterte sie leise, „sie will nicht seine Gattin werden! O, mein Gott, warum freut mich das? Warum hätte ich aufjauchzen mögen vor Glück, als sie das sagte? Er liebt doch sie, sein Herz gehört doch ihr ... Still, mein Herz, still! Laß Dein Geheimniß in Dir begraben sein! Niemand darf es kennen, als Gott allein, und selbst ihm nicht wage ich meine Schmach und Demüthigung zu bekennen! Schweige also, mein Herz, sei still! Gott kennt Deine Schmerzen, der wird sie lindern! „Aber Er,“ fuhr sie nach einer Pause schmerzlichen Sinnens fort, „Er soll nicht zu dulden haben, was ich dulde! Er soll nicht gedemüthigt werden in seiner Liebe, soll nicht die Qual des Verschmähtseins erleiden. Louise darf ihn nicht verlassen, nicht aufgeben. Ihr Herz ist irre geleitet, es muß zu ihm zurückkehren. Sie ist ein junges, thö-

richtes Mädchen, das man zwingen muß zu seinem Glück. Nein, sie darf und soll nicht das Opfer dieses schönen Wüstlings werden, darf sich nicht von ihrer Leidenschaft verblenden lassen! Ich will sie retten, und sollte auch mein eigenes Herz darüber verbluten! Ich muß mit unseren Brüdern sprechen!"

Die beiden Barone von Larisch waren eben, wie es schien, in einer ernsten und inhaltschweren Unterredung begriffen, als Julie mit erregtem Wesen und glühendem Angesicht zu ihnen in ihr gemeinschaftliches Wohnzimmer eintrat. Sie saßen neben einander vor dem großen mit Papieren bedeckten Schreibtische und schauten Beide in einen Brief, den der Baron Karl von Larisch, der Aeltere von den Beiden, in der Hand hielt. Ihre Mienen drückten Sorge und Unruhe aus, und selbst jetzt, als sie der sonst so geliebten Schwester ansichtig wurden, schwand dieser Ausdruck nicht aus ihren edlen, ernsten Gesichtern.

„Gut, daß Du kommst, Schwester," sagte Baron Karl nach einer kurzen Pause, in welcher die Brüder sich mit ihren Blicken zu berathen schienen. „Wir wollten soeben Dich aufsuchen, denn wir haben Wichtiges mit Dir zu reden."

„Aus demselben Grunde komme ich zu Euch, meine

jungen geliebten Väter," erwiderte Julie lächelnd; „auch ich habe Wichtiges mit Euch zu reden. Aber den Vätern gebührt der Vorrang, also sprecht Ihr zuerst!"

„Wir haben hier zwei wichtige und überraschende Briefe erhalten," sagte Baron Karl feierlich. „Der erste ist von dem Prinzen Hieronymus Bonaparte, der jetzt in Breslau residirt. Er ladet uns mit sehr verbindlichen und zuvorkommenden Worten ein, nach Breslau zu kommen, um dort an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, die er der schlesischen Aristokratie veranstaltet."

„Ihr werdet ablehnen, nicht wahr, Ihr werdet ablehnen?" fragte Julie lebhaft. „Ihr werdet nicht auch auf uns die Schmach kommen lassen, daß wir unserm Königshause ungetreu geworden, weil es unglücklich ist; daß wir in ehrvergessener Treulosigkeit Denen huldigen könnten, welche so viel Unglück und Schmach über unser Vaterland gebracht, welche Preußen unterjocht und erniedrigt haben! Nein, meine theuren Brüder, laßt uns deutsch bleiben, deutsch in Gesinnung und Sprache! Laßt uns fern bleiben dem leichtfertigen französischen Hofe dieses corsischen Advocatensohnes, der sich jetzt einen kaiserlichen Prinzen nennt!"

„Du sprichst, wie es einer Deutschen geziemt," sagte der zweite der Brüder, Baron Ludwig, sein Haupt

wiegend, „und ich freue mich, daß meine junge schöne Schwester sich nicht von Festen und Vergnügungen will verlocken lassen, zu thun, was ihr patriotisches Herz nicht gut heißt. Aber dennoch wird es vielleicht weise sein, nicht so rasch zu handeln, sondern zu überlegen!"

„Wir leben in traurigen und bedrückten Zeiten," seufzte Baron Karl. „Die Klugheit gebietet, sich ihnen zu fügen, wenn man nicht in ihnen untergehen will. Die Kriegsjahre haben allen Besitz, alles Bestehende gefährdet, und Diejenigen, welche heute reich sind, können morgen schon, wenn es dem Sieger gefällt, der Armuth verfallen. Es genügt, verdächtig zu sein, um als Verräther, als Feind des Bestehenden angeklagt, um heimlich bei Nachtzeit überfallen und fortgeführt zu werden nach Frankreich in irgend ein Gefängniß, eine Oubliette, während hier die Güter Derer, welche man so gewaltsam entführt hat, von französischen Commissären verwaltet, das heißt ausgesogen und ausgeplündert werden. Vor solchem Schicksal möchten wir uns, möchten wir vor allen Dingen Euch bewahren."

„Ja, Euch vor allen Dingen, unsere geliebten Schwestern," rief Baron Ludwig. „Gott hat gewollt, daß wir Eure Beschützer und Behüter sein sollten. Unser sterbender Vater hat uns im Namen Gottes

dieses Amt übertragen, und wir Beide haben uns einander geschworen, es treu zu erfüllen; haben uns geschworen, unvermählt zu bleiben so lange die Schwestern nicht vermählt sind, so lange ihr eigenes persönliches Glück nicht gesichert ist, haben uns geschworen, für Euch mit Vorsicht und Bedacht nach diesem Glück zu suchen und Euch niemals zu verlassen, bis wir es gefunden."

II.

„O, Ihr seid edel, großmüthig und gut," sagte Julie tiefgerührt, indem sie mit ihren Armen die beiden Brüder zu gleicher Zeit umschlang und ihr schönes jugendliches Haupt zwischen die ernsten Gesichter der beiden Männer schob. „Ihr seid in Wahrheit unsere beiden Behüter, und der Tod unseres Vaters, so tief er mich auch betrübt, er hat uns doch nicht ärmer gemacht in Liebe, sondern reicher; denn wir haben statt des einen Vaters deren zwei bekommen, die geliebten Väter Karl und Ludwig, die für uns sorgen mit aufopfernder Treue und Hingabe."

„Wir thun weiter nichts, als daß wir Euch lieben," sagte Karl innig. „Und warum sollten wir Euch nicht lieben als unsere Kinder, da wir doch um mehr als zehn Jahre älter sind, als Ihr? Es war schön von unserm Vater, daß er sich nach zehnjährigem Wittwerthum zum zweiten Mal vermählte; denn dieser zweiten Vermählung verdanken wir unsere jungen, schönen Schwestern, die zugleich unsere Töchter sind, und die uns Alles ersetzen an Liebe und Glück, was uns ohne sie fehlen würde."

„Aber darum, weil wir Euch so lieben, darum wollen wir auch unsere Zukunft nicht gefährden," rief Ludwig; „darum wollen wir keinen Verdacht auf uns laden, als conspirirten wir gegen die siegreichen Feinde, als wollten wir uns auflehnen gegen ihre Herrschaft. Mein Gott, was sollte aus Euch Beiden werden, wenn man uns von Euch entfernte? Ihr seid Beide jung, schön und unerfahren, Ihr habt keine anderen Verwandten und Beschützer als uns, und diese leichtfertigen Franzosen würden glauben, leichtes Spiel zu haben mit den beiden unbeschützten jungen Mädchen, die zugleich reich genug wären, um ihrer Habgier eine willkommene Beute zu sein."

„Aber Du wirst wissen, mein Bruder, daß wir

unsere Ehre zu wahren verstehen," rief Julie mit flammenden Blicken; „Du wirst überzeugt sein, daß wir niemals treulos werden, niemals die Feinde unseres Vaterlandes lieben und ihnen uns verbinden können."

„Mein Kind," sagte ihr Bruder lächelnd, „ein Mädchenherz weiß nichts von Politik und Patriotismus, wenn es liebt, und es zur Liebe zu bethören, ist den gewandten Franzosen leichter, als den Deutschen."

„Du beleidigst mich, wenn Du das sagst!" rief Julie glühend. „Ich mindestens werde niemals von den gewandten Franzosen mich bethören lassen; ich werde niemals meinem deutschen Vaterlande und meiner deutschen Gesinnnng ungetreu werden."

„Wer weiß, ob wir Dich nicht bald auf die Probe stellen!" sagte Baron Karl lächelnd. „Aber zuerst laß uns zu Ende kommen mit der ersten Angelegenheit, mit der Einladung des Prinzen Hieronymus. Wir haben Alles überlegt, Alles wohlerwogen, und wir sind der Meinung, daß wir dieselbe nicht ablehnen dürfen, daß wir vielmehr dieselbe annehmen müssen. Triff also immerhin Deine Vorkehrungen, Julie, denn wir werden in acht Tagen nach Breslau abreisen, um dort den Winter zu verleben. Es ist besser, wir gehen dorthin, als daß wir vielleicht eine französische

Einquartierung hierher bekommen, zur Strafe unserer Weigerung."

„Wohl, es sei," sagte Julie, das Haupt neigend, „wir werden uns Eurer Anordnung fügen, obwohl ich gestehe, daß ich ein Grauen habe vor diesem Prinzen Jerome und seiner leichtfertigen Umgebung. Aber," fuhr sie fort, und es zuckte plötzlich wie ein Sonnenstrahl über ihr Antlitz hin und ihre Augen leuchteten höher auf, „aber wenn Ihr uns denn in die Höhle des Löwen führen wollt, so verdoppelt Eure Vorsicht und Euren Schutz. Wir sind Beide jung, Beide unerfahren, sagt Ihr. Nun wohl, gebt wenigstens der Jüngsten von uns einen Beschützer noch außer Euch! Laßt unsere Schwester gesichert sein gegen alle Verführungskünste der Franzosen, und damit sie unter der Obhut eines edlen und starken Mannes stehe, beschleunigt ihre Vermählung mit dem Grafen Hompesch! Es ist nicht wohlgeziemend, daß sie als Braut sich auf Feste und Bälle begebe; laßt sie als junge Frau dort erscheinen, dann wird wenigstens Niemand versuchen können, sie ihrer Liebe und ihrer Pflicht abwendig zu machen, und Alexis wird sich und seine Gemahlin gegen alle Versucher zu schützen wissen."

Sie hatte das mit ruhiger, heiterer Stimme gesagt;

nicht einen Moment hatte ihre Stirne sich umwölkt, der Glanz ihrer Augen sich getrübt, und Niemand ahnte, welch' ein Schmerz dennoch in ihrem Herzen bohrte, welch' einen Sieg sie eben ihrem keuschen Mädchenstolze abgerungen.

„Du hast Recht," sagte Baron Karl sinnend, „es wird das Beste sein, die Vermählung des jungen Paares zu beschleunigen. Ich werde noch heute mit Graf Hompesch deshalb sprechen, und ich zweifle nicht, daß er einverstanden sein wird."

„O gewiß wird er einverstanden sein, denn er liebt seine Braut so leidenschaftlich und zärtlich," rief Julie mit einem heldenmüthigen Lächeln.

„Nun aber, meine liebe Julie," sagte Baron Ludwig feierlich, „laß uns von dem zweiten Briefe sprechen, den wir erhalten haben, denn er betrifft Dich, wie wir Grund haben zu glauben. Dieser Brief ist von dem Herzog Johann von Bielitz."

Die Augen der beiden Brüder hefteten sich bei diesen Worten auf die Schwester. Sie sahen, wie sie erschreckend zusammenzuckte, wie eine dunkle Purpurröthe über ihr Antlitz hinfuhr, wie sie vor ihren forschenden Blicken die Augen niederschlug, und Beide seufzten schmerzlich auf bei diesem Anblick.

„Der Herzog Johann von Bielitz kündigt uns in diesem Schreiben einen Besuch an,“ sagte Karl, einen aufgeschlagenen Brief von seinem Schreibtische nehmend. „Er sagt, daß er in einer Angelegenheit zu uns komme, die über sein Lebensglück zu entscheiden habe, und daß er deshalb sicher sein wolle, uns zu treffen. Verstehst Du, was der Herzog mit diesen Worten andeuten will?“

„Nein,“ sagte sie verwirrt, „nein, ich verstehe es nicht.“

„Er sagt damit, daß er Dich liebt, daß er kommt, um Dich zu werben!“ rief Ludwig heftig.

„Um mich?“ fragte sie. „Und weshalb glaubt Ihr, daß er gerade um mich werben will?“

„Weil nur Deine Hand noch frei ist, weil der Herzog weiß, daß unsere zweite Schwester bereits verlobt ist, weil er selbst den Verlobten derselben kennt. Seine Werbung kann also nur Dir gelten, und deshalb, liebe Julie, fragen wir Dich: hast Du dem Herzoge Hoffnungen gegeben? Hat er Dir gesagt, daß er Dich liebe, und hast Du ihn ermuthigt, bei uns um Deine Hand anzuhalten?“

„Nein,“ rief Julie mit einem reizenden Lächeln, „nein, ich habe ihm keine Hoffnungen gegeben, ich habe auch nicht nöthig gehabt, ihn zu ermuthigen, um

mich zu werben; denn er hat mir niemals gesagt, daß er mich liebt."

„Und Du liebst ihn auch nicht? Du wünschest nicht, Dich ihm zu vermählen?"

„Nein, ich liebe ihn nicht, und Ihr wißt es wohl, daß ich entschlossen bin, mich gar nicht zu vermählen, weil ich Niemand kenne, von dem ich lieber als von Euch mein Lebensglück empfangen möchte, meine geliebten Brüder."

„Gott sei Dank, daß Du so sprichst und denkst!" rief Karl aufathmend.

„Gott sei Dank, daß Du ihn nicht liebst, den tollen Herzog," fügte Ludwig hinzu; „denn niemals würden wir unsere Einwilligung gegeben haben zu seiner Vermählung mit unserer schönen, geliebten Schwester."

„Und warum nicht, vorausgesetzt, daß Eure schöne, geliebte Schwester den Herzog Johann von Bielitz liebte?"

„Deshalb nicht, weil diese Liebe ihr zum Unglück und Verderben gereicht haben würde."

„Deshalb nicht, weil der Herzog Johann von Bielitz ein Wüstling, ein Verschwender ist, weil seine Vermögensverhältnisse zerrüttet sind, weil seine Güter verschuldet und eine Beute der Wucherer sind."

„Deshalb nicht, weil der Herzog Johann von Bielitz

ein Anhänger des französischen Wesens ist, ein Parteigänger des Kaisers Napoleon, obwohl seine Güter auf deutschem Grund und Boden liegen, obwohl er selber ein Deutscher ist und sich als Deutscher bekennen müßte, da seine Familie seit mehr als hundert Jahren in Schlesien lebt und dem Kaiser von Oesterreich den Vasalleneid geschworen hat. Nie würden wir unsere Einwilligung geben zu Deiner Verbindung mit dem Herzog Johann von Bielitz, sebst dann nicht, wenn Du sagtest, daß Du ihn liebtest. Wir würden diese Liebe für ein Unglück halten, von dem wir Dich mit Gewalt erretten müßten.

„Arme Schwester," seufzte Julie leise, „arme Schwester, ja es war Dein Unglück, das Dich ihm entgegenführte, und Gott gebe, daß wir Dich noch erretten können, denn —

In diesem Augenblicke ward die Thür des Gemaches hastig geöffnet, und der eintretende Lakai meldete mit lauter, feierlicher Stimme: „Se. Durchlaucht, der Herr Herzog Johann von Bielitz!"

Ehe die Brüder noch Zeit zu einer Antwort fanden, ehe Julie noch Zeit zu entfliehen hatte, erschien auf der Schwelle der Thür eine sehr schlanke Männergestalt in der glänzenden geschmackvollen Uniform eines

polnischen Lanciers. Die breite gewölbte Brust war geschmückt mit blitzenden Ordenskreuzen, die zugleich schlanke und kräftige Taille umschloß eine breite weiß- und rothseidene Schärpe, deren lang herabwallende Enden goldene Fransen zierten. Die goldgestickte polnische Mütze bedeckte das stolze Haupt und beschattete ein wenig die breite markige Stirn dieses schönen jugendkräftigen Angesichts, das zugleich den Ausdruck von Trotz und Kühnheit, von Gutmüthigkeit und Frohsinn zeigte.

„Ich lasse Ihnen nicht Zeit, zu überlegen, ob Sie mich annehmen oder abweisen wollen, meine Herren Barone!“ rief der Herzog hastig, in das Gemach eintretend. „Ich bin da, und Sie dürfen sich nicht mehr verleugnen, denn, Dieu soit loué, Sie sind daheim! Ah, mein gnädiges Fräulein, erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Huldigung darbringe, wie es die Sklaven des alten Roms vor den Götterbildern thaten!“

Und indem der Herzog mit einem übermüthigen Lächeln so sprach, sank er vor Julien auf seine Knie nieder, beugte die Arme auf die Brust, und neigte sein Haupt fast bis zur Erde nieder.

Aber Julie schaute zu ihm nieder mit einem langen verachtenden Blicke, und ohne ein Wort der

Erwiderung wandte sie sich ab, und entfloh aus dem Gemach.

Der Herzog erhob sich behend von seinen Knien. „Diable,“ sagte er, „die junge Dame ist scheu wie ein Reh, und grausam wie eine Tigerin, und wenn ich nicht — Aber Vergebung, meine Herren, Vergebung, daß ich über die schöne Schwester die edlen Brüder vernachlässigte. Sie haben meinen Brief erhalten, nicht wahr?“

„Ja, wir haben ihn erhalten,“ sagte Baron Karl mit ernster Ruhe.

„Sie wissen also, daß ich komme, um eine Frage an Sie zu richten, von deren Beantwortung mein Lebensglück abhängt. Aber bevor ich diese Frage thue, habe ich eine Bitte. Ich sah bei meiner Ankunft drunten im Hofe den Herrn Grafen Alexis von Hompesch, und es war mir außerordentlich willkommen, ihn hier im Schlosse zu wissen. Wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, so lassen Sie den Herrn Grafen hierher bitten. Ich wünsche, daß er Zeuge meiner Unterredung mit Ihnen sein möchte.“

„Der Graf Hompesch gehört, wie Sie wissen, zu unserer Familie,“ sagte Baron Ludwig, leicht sein Haupt neigend, „es kann daher nicht ungehörig erscheinen,

wenn er, sobald Sie es wünschen, an einer Familienberathung Theil nehme. Ich werde sogleich selbst gehen, den Herrn Grafen hierher zu holen."

„Nicht nöthig, mein verehrter Herr Baron," rief der Herzog, die Hand auf den Arm des Barons legend, der nach der Thür hineilen wollte. „Ich rechnete auf Ihre Zustimmung, und habe mir deshalb erlaubt, Ihren Kammerdiener zu beauftragen, daß er in Ihrer beider Namen den Herrn Grafen bitten möge, hierher zu kommen. Und sehen Sie nur, wie pünktlich dieser meine Bestellung ausgerichtet hat, denn da ist der Herr Graf!"

In der That, die Thür des Vorsaals ward eben geöffnet, und ein junger Mann trat ein. Auch er war groß und schlank gewachsen, auch sein Antlitz zeugte von Energie und Kühnheit, nur fehlte ihm der Ausdruck des Trotzes und Uebermuthes, der aus dem Antlitz des Herzogs sprach; nur fehlte seiner ganzen Erscheinung das kecke, kriegerische Wesen, das Jenen auszeichnete. Der Graf trug keine Uniform, seine Brust war nicht mit Orden geschmückt, seine Oberlippe nicht von einem Barte beschattet, und dennoch hatte seine ganze Erscheinung etwas Ritterliches, Edles und Stolzes, das ihm Vertrauen und Achtung gewinnen mußte. Er war kein Soldat, aber ein tapferer Mann, kein Partei-

gänger, aber ein Mann von Gesinnung; das sah man ihm an, und Niemand würde gewagt haben, ihn zu beleidigen, denn Jeder würde gewußt haben, daß der Graf sofort jede Beleidigung rächen und für solche Genugthuung fordern werde. Aber Graf Hompesch war zu sehr Hofmann und Cavalier, um mit seinem Muthe zu prahlen, mit seiner Tapferkeit Geräusch zu machen. Seine edlen, fein geschnittenen Lippen waren immer von einem freundlichen Lächeln umspielt; seine großen blauen Augen, so strahlend und hell sie waren, hatten fast immer den Ausdruck sanfter Güte, und seine breite hohe Stirn, zu deren beiden Seiten das dunkelblonde Haar auf die Schläfen niederfiel, schien nur Raum zu haben für edle und schöne Gedanken, und niemals von Unmuth und Sorge umdüstert zu sein.

Der Herzog schritt ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegen und reichte dem Grafen die Hand dar, welche dieser indeß kaum mit der Fingerspitze berührte, und dann fremd und kalt einen Schritt zurücktrat.

„Zuerst muß ich mir Ihre Verzeihung erbitten, Herr Graf,“ rief der Herzog. „Ich habe mir erlaubt, mich der Namen der ehrenwerthen Barone Larisch zu bedienen, um Sie hierher einzuladen, während im Grunde ich allein es war, der nach Ihrer Anwesenheit

Verlangen trug. Ich wußte, daß ich bestimmt auf Ihr Erscheinen rechnen durfte, wenn es die Herren Barone waren, welche Sie darum ersuchten. Es war eine kleine Kriegslist, und da wir in Kriegszeiten leben, so ist dergleichen wohl erlaubt, und Sie verzeihen mir, nicht wahr?"

„Ich erwarte, daß der Herr Herzog uns die triftigen Gründe mittheilen wird, die ihn zu solcher Kriegslist veranlaßten, und dann werde ich gern bereit sein, dieselbe zu entschuldigen," sagte der Graf stolz und kalt.

„Ah, Sie wollen mir bedingungsweise verzeihen," rief der Herzog lächelnd. „Aber Sie haben Recht, es sind sehr triftige Gründe, welche mich Ihre Anwesenheit wünschen ließen, und Sie werden mir das sehr bald selbst zugestehen, wenn Sie erfahren, welches die Veranlassung meines heutigen Besuches ist. Und jetzt erlauben Sie, daß ich mich zunächst an die beiden Barone von Larisch hier wende, an die ehrenwerthen, edlen Männer, welche zugleich ein rührendes und erhebendes Beispiel der schönen und heiligen Geschwisterliebe geben, und welche ich ehre und liebe als die Väter nnd Vormünder ihrer beiden schönen und liebreizenden Schwestern. Meine Herren, ich bin Soldat, und dem Soldaten ziemt die Freimüthigkeit; ich verschmähe es

daher, Umschweife zu machen und leise auf den Zehen durch Nebenwege mich heranzuschleichen. Ich gehe gerade auf mein Ziel los; ich mache es, wie Alexander: den gordischen Knoten, den ich nicht mit diplomatischer Geschicklichkeit aufzulösen verstehe, den durchhaue ich mit meinem Schwerte. Ich komme also ohne Umschweife und ohne Winkelzüge mit einer einfachen Frage: wollen Sie mir Ihre Einwilligung geben zu meiner Vermählung mit der Baronesse Louise von Larisch?"

„Erlauben Sie mir, Sie zunächst auf einen Irrthum aufmerksam zu machen," sagte Baron Karl. „Sie verwechseln die Vornamen unserer Schwestern. Diejenige, deren Hand noch frei ist, und welche vielleicht noch über ihr Herz zu disponiren hat, ist die älteste unserer beiden Schwestern, die Baronesse Julie von Larisch."

„Ich weiß das, meine Herren," erwiderte der Herzog lächelnd, „und dennoch wiederhole ich meine Anfrage: wollen Sie mir Ihre Einwilligung geben zu meiner Vermählung mit der Baronesse Louise von Larisch?"

Ein einziger Schrei der Ueberraschung und des Zorns tönte von den Lippen der drei Männer; außer sich, bleich vor Zorn, mit blitzenden Augen trat der

Graf Hompesch dicht zu dem Herzog heran, und ihn mit stolzen, herausfordernden Blicken messend, fragte er:

„Wissen Sie, mein Herr Herzog, daß ich der Verlobte der Baronesse Louise von Larisch bin?"

„Ich weiß das, mein Herr Graf," erwiderte der Herzog mit ruhiger Gelassenheit seinen Blicken begegnend, „und gerade darum wünschte ich, daß Sie bei dem feierlichen Act meiner Anwerbung zugegen sein möchten. Ich wollte nicht feig hinter Ihrem Rücken Ihnen die Braut entziehen, sondern als Mann dem Mann gegenüber wollte ich um die Hand des Mädchens werben, das ich liebe, und nach dessen Besitz ich mit allen Kräften meiner Seele und meines Herzens trachte."

„Der Herr Herzog hat also die Absicht, mich zu beleidigen?" fragte der Graf bebend. „Sie wissen, daß Sie sich erlaubt haben, eine Frage zu stellen, auf die es nur Eine Antwort giebt: die Antwort mit dem Schwert oder der Pistole. Sie unterstehen sich, um die Hand einer Dame anzuhalten, welche ich liebe, welche mich liebt, und die von ihren Brüdern und Vormündern mir feierlich und öffentlich verlobt ist, welche in einigen Monaten meine Gemahlin sein wird? Nun wohl, mein Herr, ich antworte Ihnen darauf: Pistolen! Drei Schritt Barrière. In einer Stunde drunten im Park!"

„Ruhig, Herr Graf, ruhig!“ rief Baron Karl mit strenger, gebieterischer Stimme, indem er hastig zwischen die beiden Männer trat und seine Hand auf des Grafen Schulter legte.

„An mir ist es, an mir, als dem Aeltesten von uns, dem Herrn Herzog Antwort zu ertheilen,“ sagte er laut und feierlich. „Herr Herzog Johann von Bielitz, Sie haben sich erlaubt, um die Hand unserer Schwester Louise von Larisch zu werben. Wir lehnen diese Werbung feierlich und entschieden ab, denn unsere Schwester Louise ist einem edlen, hochherzigen Manne, dem Grafen Alexis von Hompesch verlobt; sie ist seine Braut, und dies nicht bloß, weil diese Verbindung unser Wunsch war, sondern weil die Baronesse Louise von Larisch den Grafen Hompesch liebt, und freiwillig aus innigster Liebe ihm ihre Hand zugesagt hat. Sie werden einsehen, Herr Herzog, daß damit Alles gesagt ist, und daß Ihnen nur noch übrig bleibt, den Herrn Grafen von Hompesch um Entschuldigung zu bitten wegen der unverdienten Beleidigung, welche Sie ihm zugefügt haben, indem Sie irrthümlich um eine Dame warben, die seine Braut ist, und welche seine Liebe von ganzem Herzen erwiedert.“

„Ich würde bereit sein zu solcher Entschuldigung,

wenn die Sache sich wirklich so verhielte, wie Sie meinen," rief der Herzog lächelnd. „Aber während Sie mich eines Irrthums beschuldigen, muß ich mir erlauben zu bemerken, daß der Irrthum auf Ihrer Seite ist, und daß sowohl die beiden Vormünder und Brüder der Baronesse Louise, als auch der von den Vormündern ihr zuerkannte Verlobte in einem Irrthume befangen sind. Die Baronesse Louise von Larisch liebt den ihr von ihren Brüdern verlobten Grafen Hompesch nicht — die Baronesse Louise von Larisch liebt mich, mich, den Herzog Johann von Bielitz!"

„Das ist nicht wahr," schrie der Graf, bleich und zitternd vor Zorn; „das ist eine elende Lüge, die ich Ihnen in's Angesicht schleudere, wie die Hand, die..."

Er hatte die Hand erhoben und war bereit, einen Streich in das Gesicht des Herzogs zu führen, aber Baron Karl faßte seinen Arm und drückte ihn nieder.

„Sie haben mich tödtlich beleidigt, Herr Graf," sagte der Herzog ruhig, „Sie werden mir später Genugthuung geben. Danken Sie dem Baron, daß er Sie vom Tode errettet hat, denn ich sage Ihnen, wenn auch nur die Spitze Ihres Fingers mein Antlitz berührt hätte, so würde ich Sie auf der Stelle mit meinem Schwert hingerichtet haben, hingerichtet, wie es einem Verbrecher gebührt."

„Das heißt, Sie würden als Henkersknecht gehandelt haben," rief Graf Hompesch mit einem rauhen Lachen. „Aber da wir, Gott sei Dank, nicht mehr in der Zeit der Raubritter leben, obwohl man es glauben sollte, wenn man Sie kennt, so würde ein solcher Mord nicht ungestraft geblieben sein, und der Henkersknecht wäre dem Henker selbst verfallen."

„Sie wissen wohl, daß dem nicht so wäre," sagte der Herzog achselzuckend. „Es giebt kein Gesetz, das dem Manne verbietet, seine beleidigte Ehre zu rächen, und wenn die Barone von Larisch mich als Ihren Mörder angeklagt hätten, so würde das französische Gesetz, das jetzt, Gott sei Dank, auch hier zur Geltung kommt, mich freisprechen von jeglicher Schuld."

„Sie irren nur darin, daß Sie meinen, wir würden Sie vor dem Gesetz anklagen, sagte Baron Ludwig feierlich. „Wenn Sie den Grafen Hompesch getödtet hätten, so würden Sie von meiner Hand auf der Stelle die Strafe für solchen Frevel empfangen haben, Sie würden nicht lebend dies Gemach verlassen haben."

„Streiten wir nicht um Dinge, die nicht sind," rief der Herzog, „sprechen wir lieber von Dem, was ist. Ich sage und wiederhole es Ihnen, ich bin es, der die Baronesse Louise von Larisch liebt, und mich

wird sie zu ihrem Gemahl erwählen, wenn man ihr freie Wahl läßt. Ich mache Ihnen also einen Vorschlag, meine Herren: kämpfen wir nicht länger mit Worten, sondern lassen wir die Baronesse selbst entscheiden. Begeben wir uns zu ihr und fragen wir sie, welchen von uns Beiden sie erwählt, den Grafen Hompesch, oder mich! Es sei ein Gottesgericht, das über unsere Zukunft entscheide."

„Nun gut," sagte Baron Karl nach einer raschen und leisen Besprechung mit seinem Bruder. Wir willigen ein, daß unsere Schwester Louise die ungebührliche Frage des Herrn Herzogs selbst beantworte, nur machen wir vorher unsere Bedingungen. Wollen Sie Beide dieselben annehmen?"

„Ich nehme alle Bedingungen an, welche die Barone von Larisch stellen werden," sagte Graf Hompesch rasch, „denn ich weiß, daß sie nur Ehrenhaftes und Gerechtes fordern können."

„Ich thue desgleichen," fügte der Herzog mit leichtem Kopfnicken hinzu.

„Unsere Bedingungen sind diese: Beide Herren unterwerfen sich schweigend dem Ausspruche unserer Schwester. Sie suchen nicht durch ein Duell für ihre gekränkte Liebe Rache zu nehmen, denn ein solches Duell

würde die Ehre unserer Schwester beschimpfen. Sie wollen überhaupt Beide jedem Duell mit einander entsagen; Beide haben Sie sich gegenseitig beleidigt, Beide haben Sie also damit Ihre Genugthuung empfangen. Sie entsagen jedem Duell mit einander, das ist die Bedingung, unter welcher wir einwilligen, unsere Schwester Louise die Streitfrage entscheiden zu lassen."

„Ihre Bedingungen sind hart, aber ich habe sie angenommen," sagte der Herzog achselzuckend. „Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als mich zu fügen."

„Auch Sie, Graf Hompesch, auch Sie werden sich fügen?" fragte Baron Ludwig.

Der Graf starrte düster vor sich hin, und ein harter Kampf schien sein Inneres zu durchwühlen; plötzlich zuckte es wie ein Freudenstrahl über sein finsteres Antlitz hin, und er richtete das gesenkte Haupt stolz und entschlossen empor.

„Ich füge mich," sagte er, „ich entsage jedem Duell mit dem Herzog."

„So werde ich gehen, die Baronesse Louise von Larisch zu holen," rief Baron Ludwig, indem er rasch sich entfernte. Die drei Männer blieben allein. In finsterm Schweigen standen sie sich gegenüber, Keiner von ihnen mochte die peinliche Stille auch nur durch

ein Wort unterbrechen. Aber jetzt, als man jenseit der Thür nahende Schritte vernahm, jetzt unterbrach der Herzog das Schweigen.

„Sie kommt!" rief er, und ein strahlendes Lächeln flog über sein Antlitz hin. „Sie kommt, und sie wird entscheiden!"

Die Thür des Vorsaals öffnete sich, und in derselben erschien Baron Ludwig, gefolgt von den beiden Schwestern. Obwohl der Baron seiner jüngern Schwester nichts gesagt hatte von der Entscheidung, zu welcher sie berufen ward, so ahnte doch das junge Mädchen, daß es sich für sie um ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Lebensglück handle; denn sie wußte daß der Herzog im Schlosse anwesend sei, daß er mit den Brüdern und dem Grafen seit einer halben Stunde sich unterrede, und sie hatte sich zu ihrer Schwester geflüchtet, um bei ihr Trost und Beruhigung zu finden. Als daher Baron Ludwig gekommen war, sie zu holen, hatte Louise mit ihren beiden Armen den Nacken ihrer Schwester umschlungen, und diese beschworen, sie nicht zu verlassen, sie zu begleiten und mit ihr zu gehen.

„Erfülle ihren Wunsch, meine Schwester", hatte Baron Ludwig gesagt. „Es ist eine Familienconferenz,

die uns beschäftigt, und es scheint mir angemessen und geziemend, daß beide Schwestern an derselben Theil nehmen."

Arm in Arm also, Eine gestützt auf die Andere, traten jetzt die beiden schönen und lieblichen Schwestern in das Gemach ein, in welchem die drei Herren sie erwarteten. Sie fühlten Beide die flammenden und forschenden Blicke, welche auf sie gerichtet waren, und sie wagten deshalb nicht, die gesenkten Augenlider zu erheben, sich umzuschauen nach Denen, welche ihnen gegenüberstanden. Julie indeß überwand bald dieses Erschrecken und Zagen ihrer mädchenhaften Schüchternheit, sie hob das gesenkte Auge empor; ganz unwillkürlich heftete sich ihr Blick zuerst auf den Grafen Hompesch, aber ebenso schnell senkte er sich wieder nieder, und ein langer schmerzlicher Seufzer zitterte aus ihrer Brust hervor. Sie hatte gesehen, mit welchem Ausdruck leidenschaftlicher, flammender Liebe die Augen des Grafen Hompesch auf ihrer Schwester ruhten — sie hatte es gesehen und wie einen Dolchstich in ihrem Herzen empfunden.

„Ich danke Dir, Schwester Julie, daß Du Louise hieher begleitet hast", sagte Baron Karl nach einer Pause. „Sie wird in Deiner Gegenwart und beschützt

von Deiner Schwesterliebe sich sicherer und ruhiger, sie wird sich stark fühlen in Liebe, um ihre Liebe zu bekennen! Louise, wir, Deine Brüder und Vormünder, haben Dich hieher gerufen, weil Du Zeugniß ablegen sollst über Dein Herz und die Freiheit Deiner Wahl. Du bist die verlobte Braut des Grafen Hompesch, und dennoch wagt der Herzog von Bielitz um Dich zu werben und Dich zur Gemahlin zu begehren. Du hast uns, Deinen Brüdern, gesagt, daß Du den Grafen Hompesch liebtest, und freudig die Seine werden wolltest, und dennoch wagt der Herzog von Bielitz zu behaupten, daß wir Dich zu Deiner Verlobung gezwungen hätten, zu sagen, daß Er es sei, den Du wählen würdest, wenn man Dir freie Wahl ließe, denn Er sei es, den Du liebtest. Er hat gefordert, daß wir Dich hierher riefen, daß wir Dich selbst entscheiden ließen, und wir haben seine Forderung erfüllt, weil wir ihm den unumstößlichen Beweis seines Irrthums geben wollten, weil wir wissen, daß Du ihn mit freiem Wort widerlegen wirst. Vergiß also auf einen Moment, geliebte Schwester, daß Du feierlich vor Gott und den Menschen dem Grafen Hompesch das Gelübde Deiner Liebe und Treue geleistet hast, daß Du seine anverlobte Braut bist. Vergiß das auf Einen Moment,

und denke, daß hier zwei Männer sind, welche um Deine Liebe werben, und von Dir die Entscheidung über ihr Lebensglück fordern. Entscheide Du also! Sage dem Herrn Herzog, ob Du den Grafen Hompesch liebst!"

„Oder ob Sie mich lieben, theure, angebetete Louise!" rief der Herzog leidenschaftlich, indem er einen Schritt vorwärts that, um zu Louise hinzueilen. Aber Baron Karl hielt ihn zurück.

„Sie haben versprochen, Herr Herzog, sich schweigend dem Ausspruch unserer Schwester zu unterwerfen", sagte er, „versuchen Sie also nicht, auf dieselbe einzuwirken. Schweigen Sie, wie Graf Hompesch schweigt!"

Louise hatte mit niedergeschlagenen Augen der Rede ihres Bruders zugehört, nur als er sagte, daß der Herzog um ihre Hand geworben, daß er behaupte, von ihr geliebt zu werden, war ein leises Beben durch ihre ganze Gestalt gezuckt, hatten sich ihre Wangen mit dunkler Glut übergossen, und dann sich fester an ihre Schwester anschmiegend, hatte sie ihr Antlitz an ihrem Busen verborgen.

Julie neigte sich über sie, und drückte einen langen zärtlichen Kuß auf ihr blondes Haar. „Muth, meine

Schwester, Muth!" flüsterte sie. „Ueberwinde Dein Herz, und sei stark. Erinnere Dich, daß Du Alexis Treue und Liebe geschworen. Wolle nicht zu einer Meineidigen werden!"

„Antworte, meine Schwester!" sagte Baron Karl vollkommen ruhig, weil er in seinem redlichen und festen Sinne überzeugt war, daß es für Louise gar keine Möglichkeit der Wahl gebe, daß sie ihren Verlobten liebe und jede andere Werbung als eine Entehrung zurückweisen werde. „Antworte, meine Schwester, und bekenne Dich zu Deiner Liebe! Habe den Muth der Wahrheit, den Muth echter Liebe und Treue!"

Das junge Mädchen richtete sich entschlossen aus den Armen der Schwester empor; die letzten Worte ihres Bruders hatten sie mit Muth, mit Begeisterung erfüllt; sie fühlte daß sie in dieser Stunde über das Glück ihrer Zukunft zu entscheiden habe, und sie wollte diesem Glücke sich freudig entgegenstürzen.

„Ja", rief sie, „ja, ich will den Muth echter Liebe und Treue, den Muth der Wahrheit haben. Ich habe mich bisher selbst, ich habe Euch getäuscht, meine Brüder. Vergebt mir! Vergeben auch Sie mir, Alexis!

Ich glaubte, Sie zu lieben, denn ich kannte die Liebe nicht, und nahm für Liebe, was doch nur Freundschaft war. Ich war im Irrthum über mich selbst befangen, bis die Liebe kam, mir die Wahrheit zu enthüllen! Und die Wahrheit will ich jetzt sagen und bekennen. Meine Brüder, der Mann, den ich liebe, dessen Gattin allein ich werden kann — es ist der Herzog von Bielitz!"

Ein doppelter Schrei ertönte, ein Schrei des Schmerzes, des Zornes von den Lippen des Grafen, ein Schrei des Entzückens von den Lippen des Herzogs. Bleich, wie getroffen von einem zerschmetternden Schlage, schwankte Jener zurück und verbarg das todtenbleiche Antlitz in seinen Händen; strahlend vor Entzücken stürzte Dieser vorwärts, fiel vor dem jungen Mädchen auf die Knie nieder, und ihre beiden Hände fassend, drückte er sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Lippen.

„Ich danke Dir, Louise, ich danke Dir!" flüsterte er. „Mein ganzes Leben soll nichts sein als ein fortgesetztes Bestreben, Dir zu lohnen für Deine Liebe und für Deinen Muth, und..."

Eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter, und wie er aufschaute, sah er da neben sich die beiden

Brüder, die mit zornigen drohenden Mienen auf ihn niederschauten.

III.

„Stehen Sie auf, Herr Herzog", sagte Baron Karl gebieterisch. „Es ziemt Ihnen nicht, vor unserer Schwester zu knien, Sie haben nicht das Recht und die Erlaubniß, ihre Hände zu berühren. Stehen Sie auf!"

„Ich habe das Recht, diese geliebten Hände zu fassen", rief er, „die Liebe giebt es mir. Ich werde nicht eher von meinen Knieen mich erheben, als bis dieser Engel laut und feierlich vor Euch Allen Antwort gegeben hat auf meine Frage. Louise, antworte mir also: willst Du mein Weib werden? Willst Du meine Hand annehmen und die Gemahlin des Herzogs von Bielitz werden?"

Sie neigte sich zu ihm nieder, sie schaute mit einem seligen Lächeln in seine großen flammenden Augen. „Ja", sagte sie laut und muthig, „ja, ich will Dein werden!"

Der Herzog sprang empor, und Louisens Hand fassend, das Angesicht leuchtend von Trotz und Energie, trat er mit ihr zu den beiden Brüdern hin.

„Ich wiederhole jetzt die Frage, um derentwillen ich hierher gekommen bin", sagte er. „Wollen Sie mir Ihre Einwilligung geben zu meiner Vermählung mit der Baronesse Louise von Larisch?"

„Nein!" sagte Baron Karl.

„Nein!" wiederholte sein Bruder, und sich an Julie wendend, die an seine Seite getreten war, sagte er: „Auch Du, meine Schwester, mußt eine Stimme haben, wenn es sich um Deine Schwester handelt. Antworte also auch Du: würdest Du Deine Einwilligung geben zu einer Vermälung Deiner Schwester mit dem Herzog Johann von Bielitz?"

„Nein", rief Julie, „nie! Louise hat sich freiwillig dem Grafen Alexis von Hompesch verlobt, sie ist seine Braut, sie muß ihr Gelübde erfüllen und seine Gemahlin werden."

„Sie muß ihr Gelübde erfüllen, und seine Gemahlin werden", wiederholten die Brüder wie aus einem Munde. „Herr Graf Alexis von Hompesch, wir nehmen das Wort nicht zurück, welches wir Ihnen gegeben, wir geben Ihnen das Wort nicht zurück, das Sie

uns gegeben. Sie sind der Verlobte unserer Schwester, und Sie bleiben es, und bevor eine Woche vergangen ist, wird die Baronesse Louise von Larisch Ihre Gemahlin sein."

„Niemals, niemals wird das geschehen!" rief der Herzog. „Ich schwöre gleich Ihnen: Ehe eine Woche vergangen ist, wird die Baronesse Louise von Larisch meine Gemahlin sein. Führen Sie sie immerhin fort, behüten Sie sie mit Argusaugen, sie wird dennoch mein werden. Ihnen Allen, ja, wenn es sein muß, der ganzen Welt zum Trotz, werde ich sie mir erobern und Ihnen entreißen, die mein höchstes, mein heiligstes Gut ist: meine Geliebte! Meine Geliebte! Erwarte mich, Louise, erwarte mich, und sei gewiß, daß ich komme, Dich zu holen."

„Ich erwarte Dich", flüsterte sie, „ich ..."

Sie vermochte nichts hinzuzufügen, denn jeder der Brüder hatte einen ihrer Arme gefaßt, und Beide zogen sie Louisen hastig fort nach der Ausgangsthür hin, und führten sie durch dieselbe fort.

Julie war im Begriff, ihnen zu folgen, aber plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen. Sie hatte noch einmal rückwärts schauend, gesehen, wie Graf Hompesch und der Herzog einander mit herausfordernden Blicken

anschauten, sie hatte gehört, wie der Graf mit fast gebieterischer Stimme sagte: „Sie werden bleiben, Herr Herzog, denn ich habe mit Ihnen zu reden!“

Julie wußte, daß dies eine Todesdrohung war, daß sie hier einer entscheidenden Katastrophe gegenüber stand; sie mußte bleiben, um zu hören, um vielleicht ein tragisches Ereigniß abwenden zu können.

Schnell wie der Gedanke, stand dieser Entschluß bei ihr fest, schnell wie der Gedanke schlüpfte sie jetzt leise und unhörbar hinter den großen Schreibtisch, der am Fenster stehend, weit hineinragte in das Zimmer, und dessen unterer Theil ganz von Schatullen und Kasten eingeschlossen war. Athemlos kauerte sie sich hinter demselben zur Erde nieder und horchte.

„Wir haben den Baronen von Larisch unser Ehrenwort gegeben, daß wir jedem Duell mit einander entsagen wollen“, sagte der Graf düster.

„Ja, unglücklicher Weise haben wir das gethan“, rief der Herzog. „Ich beklage das von Herzen, denn mich gelüstet es, Ihnen ein bleibendes Erinnerungszeichen für Ihre beleidigenden Worte zu geben.“

„Sie werden begreifen“, fuhr der Graf fort, „daß nur Einer von uns lebend das Schloß verlassen kann, daß es nicht zwei Männer geben darf, welche auf die

Liebe der Baronesse Louise von Larisch Ansprüche zu machen haben."

„Ich begreife das vollkommen", rief der Herzog, „und was ich Ihnen zu sagen habe, bezieht sich eben hierauf. Sie haben gehört, daß die Baronesse Sie nicht liebt, Sie werden also als Ehrenmann und Cavalier zurücktreten."

„Ich sagte Ihnen schon vorher, daß es nicht zwei Männer geben darf, die Ansprüche auf die Hand und die Treue der Baronesse Louise haben", bemerkte der Graf. „Einer von uns muß also sterben."

„Wahrhaftig, Sie sprechen das mit einer Gelassenheit aus, als wüßten Sie ganz gewiß, daß Sie der Ueberlebende sein werden."

„Ich hoffe das! Nicht um meinetwillen, denn ich habe in dieser Stunde gelernt, das Leben zu verabscheuen. Aber ich hoffe es um des Mädchens willen, die mir theurer ist, als mein Leben, und die einer schmerzvollen und unglücklichen Zukunft entgegengeht, wenn Sie der Ueberlebende sind, wenn Sie ihr Gemahl werden sollten."

„Mein Herr Graf, Sie wissen, daß Sie mich ungestraft beleidigen dürfen, da mein Ehrenwort mich hindert, mich mit Ihnen zu schlagen, aber es hindert

mich nicht, Sie zu schlagen, und ich warne Sie deshalb; noch ein beleidigendes Wort, und ich schlage Sie nieder."

„Wenn der Tod Ihnen die Zeit dazu läßt, Herr Herzog. Denn der Tod steht uns Beiden zur Seite, und er wird Einen von uns mit sich von hier fortführen. Seien wir deshalb ruhig und besonnen, wie es Männern geziemt, die mit Anstand und Würde aus dem Leben scheiden."

„Sie reden wie ein Orakel, ebenso feierlich und so geheimnißvoll. Wollen Sie endlich die Güte haben, mir zu sagen, was Ihr Orakelspruch zu bedeuten hat?"

„Ich werde es Ihnen sagen, Herr Herzog. Wir haben unser Ehrenwort gegeben, daß wir Beide jedem Duell mit einander entsagen wollen. Wir dürfen also nicht mit den Waffen in der Hand uns einander gegenüberstellen, aber wir müssen dennoch die Waffen entscheiden lassen, und das Duell, welches wir nicht mit unseren Händen ausfechten dürfen, muß also Einer von uns mit dem Zufall ausfechten. Wir wollen das Gericht Gottes entscheiden lassen, wer von uns Beiden den Andern überleben, werden von uns Beiden sterben soll! Nehmen Sie es an, Herr Herzog?"

„Ich nehme es an, denn ich hasse Sie hinlänglich, um zu wünschen, daß Sie aus der Welt gehen möchten. Sorgen Sie also, auf welche Weise Sie diesen meinen Wunsch zu erfüllen gedenken."

Der Graf antwortete nicht sogleich. Er durchschritt das Zimmer und nahm von der Wand da drüben eines der Pistole, die da nebst anderen Waffen in geschmackvoller Anordnung aufgehängt waren. Mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit untersuchte er die beiden Läufe desselben, zog den Hahn auf, und schritt dann mit demselben zu dem Herzog hin, der, die Hand auf den Tisch gelehnt, neben welchem er stand, mit lächelnder Neugierde jeder Bewegung des Grafen gefolgt war.

„Das Pistol ist geladen und schußbereit", sagte der Graf, indem er die Waffe auf den Tische legte. „Es bleibt uns nur noch übrig zu entscheiden, vielmehr den Zufall oder Gott entscheiden zu lassen, wer von uns Beiden von der Waffe Gebrauch machen und sich mit derselben tödten soll. Hier ist ein Geldstück. Nehmen Sie es, Herr Herzog und werfen Sie es zur Erde nieder. Wenn der Kopf nach oben fällt, ist es an Ihnen, sich zu tödten; wenn die Schrift nach oben fällt, ist es an mir. Sobald die Entscheidung gefallen

ist, wird Derjenige, welcher zu sterben hat, das Pistol nehmen, sich die Mündung derselben auf das Herz setzen, und in demselben Moment, wo der Ueberlebende das Zimmer verläßt, wird er losdrücken und sich den Tod geben. Sind Sie mit mir einverstanden?"

„Vollkommen, mein Herr Graf. Nur Eines scheint mir mißlich, und ich möchte Sie davor warnen. Sie haben gesagt, ich sollte es sein, der das Geldstück zur Erde wirft und die Entscheidung giebt. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich eine glückliche Hand habe, daß ich bei allen Lottospielen immer der Gewinnende zu sein pflege. Ich kann also den Vortheil, welchen Sie mir, ohne es zu wissen, geboten haben, nicht annehmen, und mache Ihnen deshalb einen andern Vorschlag. Lassen wir, wie Sie vorher sagten, ganz allein den Zufall, oder wenn Sie wollen, Gott entscheiden. Oeffnen wir dieses Fenster hier. Es führt nach dem Hofe hinaus, auf welchem die Knechte und Mägde ihren Verkehr haben. Stellen wir uns in der Mitte des Zimmers, gerade dem Fenster gegenüber. Ist die erste Person, welche da an dem offenen Fenster vorübergeht, eine Frau, oder überhaupt ein weibliches Geschöpf, so sind Sie dem Tode verfallen, ist es ein Mann oder ein männliches Geschöpf, so ist

es an mir, zu sterben. Sind Sie einverstanden, Herr Graf?"

„Vollkommen einverstanden, Herr Herzog!"

„So öffne ich also das Fenster, und wir harren des Richterspruches!"

Und der Herzog schritt ernst auf das Fenster zu, dessen beide Flügel er öffnete, so daß man einen freien Ueberblick über den weiten Hofraum hatte, zu dessen beiden Seiten sich die Wirthschaftsgebäude und Ställe befanden. Eine tiefe Stille herrschte in diesem Moment; auf dem Hofe wurde kein lebendes Wesen sichtbar.

„Es scheint", sagte der Herzog leise, „es scheint, daß der Tod Furcht vor uns hat, und uns gar keine Entscheidung bringen will."

„Warten wir nur, sie wird schon kommen. Es ist die Zeit des Mittagessens und der Ruhe. Aber hören Sie nur, da schlägt es eben ein Uhr. Jetzt wird es bald lebendig auf dem Hofe."

„Vergessen Sie nicht, daß die entscheidende Person hier unmittelbar an dem Fenster vorüberschreiten muß. Und jetzt lassen Sie uns dieselbe erwarten."

„Sie begaben sich Beide in die Mitte des Zimmers und stellten sich dem Fenster gegenüber. Eine

Pause trat ein, eine lange angstvolle Pause. Bleich und ernst, die düsteren Blicke dem offenen Fenster zugewandt, standen die beiden Männer da. Bleich und zitternd, ihre beiden krampfhaft gehaltenen Hände an die Lippen gedrückt, lag Julie hinter dem sie verhüllenden Schreibtische auf ihren Knieen, das von Thränen überflutete Angesicht himmelwärts gewandt, ein stummes Gebet der Angst und Qual zu Gott emporsendend.

Tiefe Stille herrschte noch immer auf dem Hofe. Auf einmal ward diese Stille durch eine laute Männerstimme unterbrochen, welche mit gebieterischem Tone Befehle zu ertheilen schien.

Eine dunkle Purpurglut schoß über das Antlitz des Herzogs hin; das Gesicht des Grafen blieb unverändert, ruhig und kalt. Die Stimme kam näher und näher, dann aber plötzlich verstummte sie, und — an dem Fenster zeigte sich keine Gestalt.

Wiederum herrschte tiefes Schweigen, da draußen auf dem Hofe sowohl, als drinnen im Zimmer. Starr blickten die beiden Männer nach dem Fenster hin, betend lag Julie auf den Knieen. Was betete sie? Sie wußte es selbst nicht, es war ein Gebet ohne Worte, ein Gebet der Gedanken, welches nur Gott kennen

darf! Aber plötzlich ward dieses Gebet unterbrochen, und das Herz der jungen Baronesse stockte vor Entsetzen, — sie hörte da in der Ferne auf dem Hofe den hellen Gesang einer Mädchenstimme!

„Erbarmen, o mein Gott, Erbarmen!“ murmelte Julie leise, und unwillkürlich richtete sie sich empor und starrte, über den Rand des Schreibtisches sich lehnend, nach dem offenen Fenster hin.

Die Stimme war indeß näher gekommen, erschallte immer deutlicher, und jetzt konnte man schon deutlich die Worte des Liedes unterscheiden, welche sie sang. Diese Worte lauteten:

„O wundervoll ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein!“

Näher und immer näher war die Stimme gekommen; und jetzt, ja jetzt schritt ein junges Mädchen, einen Korb mit Früchten auf dem Kopfe tragend, langsam an dem Fenster vorüber, und hell hinein in das Zimmer schmetterte ihr Gesang:

„Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!“

Julie war wie zerbrochen wieder auf ihre Knie niedergesunken. Die beiden Männer schauten sich mit einem langen, düstern Blicke an.

„Leben Sie wohl, Herr Herzog“, sagte dann der Graf, sich leicht verneigend.

„Ich bedaure, Ihnen Ihren Wunsch nicht zurückgeben zu können“, erwiederte der Herzog achselzuckend. „Aber Sie haben es so gewollt, möge also Ihr Wille geschehen!“

Er verbeugte sich und wandte sich dann der Thür zu, während der Graf auf den Tisch zuschritt, auf welchem das Pistol lag. In demselben Moment, als der Herzog die Hand auf die Klinke der Thür legte, ergriff der Graf das Pistol und setzte die Mündung desselben auf seine Brust.

Aber jetzt rief eine laute, flehende Stimme: „Halt ein! Tödte Dich nicht!“

Jetzt flog durch das Zimmer eine Frauengestalt zu ihm hin und hielt seinen Arm fest, rang mit ihm um die Mordwaffe, und flehte zu ihm mit Worten ohne Zusammenhang und ohne Sinn.

Der Herzog, schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, war stehen geblieben und schaute voll sprachlosen Erstaunens nach dem jungen Mädchen, nach der Baronesse Julie, die sonst so stolz, so kalt und unnahbar, jetzt so flehend und demüthig, leidenschaftliche und innige Worte sprach.

„Sie dürfen sich nicht tödten, Alexis“, rief sie jetzt, noch immer mit ihren beiden Händen den Arm des Grafen umklammernd, „nein, Sie dürfen nicht zum Mörder an sich selbst werden. O, Alexis, bedenken Sie, das Leben hat noch so viele Anforderungen, so viele Pflichten an Sie abzutragen. Sie haben der Welt noch so Vieles zu leisten. O, es wäre ein Verbrechen, wenn Sie jetzt, wo das Vaterland seiner edlen Söhne bedarf, sich vor dem Schmerz feig in den Tod retten wollten! Sie dürfen nicht!“

„Ich muß, Julie!“ rief der Graf ungestüm, und fast unwillig suchte er seinen Arm von den Händen des jungen Mädchens frei zu machen.

Aber sie hielt ihn nur noch um so fester umklammert, und mit todtenbleichem, von Thränen überflutetem Angesicht schaute sie zu ihm empor.

„Ich lasse Sie nicht! Gott wird mir Kraft geben, Sie zu halten, bis mein Flehen Sie gerührt, bis Sie aus Erbarmen, aus Mitleid mit mir versprochen haben, daß Sie leben wollen.“

„Leben?“ rief er mit schmerzlichem Zorne. „Nein, ich will nicht leben! Wozu sollte ich die Last dieses beschimpften, verfolgten Daseins weiter tragen? Gott hat entschieden, daß ich sterben darf. Niemand

hat das Recht, mich zu verurtheilen, daß ich leben soll!"

„Nein, mein Freund, nein! Nicht Gott hat entschieden, sondern der Zufall, der elende, erbärmliche Zufall. Sie dürfen ihm kein Recht gestatten über Ihr Leben, denn das Leben ist ein heiliges Gut, das Ihnen Gott anvertraut hat."

„Auch die Liebe ist ein heiliges Gut, und man hat sie verrathen und unter die Füße getreten! Ich werfe das Leben von mir, wie Louise meine Liebe von sich geworfen hat."

„Sie wird in sich gehen, sie wird bereuen, Alexis. O, gönnen Sie ihr nur Zeit, leben Sie, damit Louise von ihrem Irrthum genesen, damit sie zu ihrer ersten, ihrer wahren Liebe, zu Ihnen zurückkehren kann!"

„Sie hat mich nie geliebt, sie wird mich nie lieben! Nein, ich will nicht als ein einsamer, verstoßener Wanderer durch das Leben hinschreiten, denn nur die Liebe ist das Leben, und die Liebe hat mich verlassen."

„Nein, Alexis, nein", rief sie, ihre zitternden Hände immer noch um seinen Arm gelehnt, „die Liebe hat Sie nicht verlassen. Sie sollen nicht sagen, daß Sie als einsamer Wanderer durch das Leben gehen. Die Liebe geht mit Ihnen, die Liebe ist bei Ihnen; Alexis,

ich, — ich liebe Dich! Ja", rief sie mit lauter, begeisterter Stimme, „ich liebe Dich, und ich folge Dir; wenn Du stirbst, so sterbe auch ich! Es sind zwei Läufe an diesem Pistol. Entschließe Dich jetzt, und ich schwöre es bei dem Andenken an meine Mutter, ich nehme das Pistol aus Deiner erkaltenden Hand und drücke es gegen meine Stirn. Nun, Alexis, frage ich, darfst Du nun noch sterben, nun, da Du weißt, daß Dein Tod Dich zum Mörder macht an einem Mädchen, welches Dich liebt?"

„Ich darf nicht, ich kann nicht leben", rief der Graf."

„Sie dürfen, und Sie müssen leben", unterbrach ihn der Herzog, welcher, unbeachtet von den Beiden, sich ihnen genähert hatte. „Graf Alexis von Hompesch, ich entbinde Sie von Ihrem Schwure. Leben Sie, leben Sie für dieses schöne Fräulein, das so edelmüthig Ihnen ihre Liebe gesteht. Der Zufall hat entschieden, daß Sie sterben sollten, aber Gott will, daß Sie leben; er macht, daß durch die Liebe eines edlen Mädchens der Zwist, der uns trennte ausgeglichen ist. Louise liebt mich, und Sie werden dieselbe jetzt mir lassen, da Sie dafür den schönsten Ersatz in Julien finden. Nehmen Sie also von mir an", fuhr

er mit spöttischem Lächeln fort, nehmen Sie von mir, was ich Ihnen gern biete, nehmen Sie von mir das Geschenk Ihres Lebens an."

„Sie wollen es also noch wagen, mich zu beschimpfen", schrie der Graf wüthend. „Was Sie mir als Geschenk bieten können, werfe ich als verächtlichen Fetzen von mir. Fort von mir, Julie, fort!"

Außer sich, kaum noch seiner Sinne mächtig, stieß der Graf das junge Mädchen von sich, und drückte mit einer schnellen Bewegung das Pistol gegen seine Brust. Aber ebenso schnell stürzte Julie zu ihm hin und faßte seinen Arm.

Zu gleicher Zeit ertönte ein Schuß und ein Schrei. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, sah man den Grafen todtenbleich, mit gebrochenen Augen am Boden liegen; aus dem zerrissenen Gewande an der Brust quoll das Blut hervor. Eben als er den Finger auf den Hahn gelegt, hatte Julie des Grafen Arm erfaßt, um ihn emporzuschleudern. Der Schuß war losgegegangen; er hatte nicht das Herz getroffen, aber die Brust des Grafen durchbohrt.

Julie neigte sich einen Moment über ihn, sie schaute forschend in sein farbloses Antlitz, in seine erloschenen Augen, dann richtete sie sich kalt und ruhig empor.

„Jetzt ist es an mir, meinen Schwur zu erfüllen“, sagte sie, „jetzt muß auch ich sterben.“

Und sie faßte nach dem Pistol, das der Graf noch immer in seiner erkaltenden Hand hielt. Aber schneller noch wie sie, hatte der Herzog es erfaßt und in seinen Busen geschoben.

„Sie sind viel zu jung, viel zu schön, um jetzt schon sterben zu können“, sagte er mit einem verbindlichen Lächeln. „Glauben Sie mir, das Leben ist eine schöne Sache, und es verlohnt sich schon der Mühe, es festzuhalten. Sie werden es mir eines Tages noch danken, daß ich Sie eben verhindert habe zu sterben, und — sehen Sie nur, der Graf regt sich, er ist noch nicht todt!“

„Er ist noch nicht todt!“ rief sie jauchzend, und warf sich neben dem Grafen zur Erde nieder, und legte ihre Hand, dann ihr Ohr auf sein Herz, um den Schlägen desselben zu lauschen.

„Er lebt“, murmelte sie, „sein Herz schlägt noch.“

„Ja, er lebt“, sagte der Herzog, der sich über ihn geneigt und mit hastigen Händen die Kleider auf der Brust geöffnet hatte. „Er athmet noch, und so lange noch der Athem da ist, ist auch noch Hoffnung da. Sie haben ihm vielleicht das Leben gerettet, indem Sie

seinem Arm eine andere Richtung gaben. Die Kugel ist nicht durch das Herz gegangen, und hoffentlich sind keine edleren Theile verletzt. Ich verlasse das Schloß und werde Ihnen sogleich einen Arzt schicken. Hören Sie, man kommt! Es ist also Zeit, daß ich gehe. Noch Eins, mein Fräulein, ich schwöre Ihnen bei meiner Cavalierehre, daß ich das Geheimniß Ihres Herzens Niemand verrathen werde, und daß Niemand von mir erfahren wird, was ich hier gehört habe."

Sie antwortete nicht, sie hatte nur Auge und Ohr für ihn, der da blutend und zuckend am Boden lag, sie lauschte auf seine erlöschenden Athemzüge, sie schaute in seine erstarrenden Züge, und hielt immer noch die Hand auf seinem Herzen um dessen stockende Schläge zu fühlen. Sie beachtete es auch nicht, wie jetzt ihre beiden Brüder in das Gemach eilten und mit lautem Schreckensruf zu dem Grafen hinstürzten.

„Es ist also dennoch geschehen, er hat sich trotz seines gegebenen Ehrenworts duellirt!" rief Baron Karl schmerzlich.

Der Herzog, schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wandte sich noch einmal zurück.

„Nein", sagte er, „wir haben Beide unser Ehrenwort gehalten, wir haben uns nicht duellirt. Er selbst

hat das Pistol gegen sich gerichtet. Fragen Sie nach dem Weitern Fräulein Julie. Ich eile, Ihnen einen Arzt zu senden, denn ich glaube, daß noch Rettung möglich ist! Leben Sie wohl!"

Eben, wie er die Schwelle der Thür überschreiten wollte, erschien Louise, von dem Knall des Schusses herbeigezogen, in derselben. Der Herzog neigte sich zu ihr.

„Bevor noch acht Tage vergehen, komme ich, mir meine Geliebte zu holen", flüsterte er. „Ich habe es geschworen, und ich halte Wort. Ich komme, Louise, ich komme, Sie zu holen. Achten Sie auf Alles, und seien Sie in jeder Minute bereit, mir zu folgen. Ich habe um Ihre Hand gebeten, und man hat sie mir verweigert. Jetzt mache ich Gebrauch von dem Rechte, welches mir Ihre Liebe giebt, jetzt hole ich mir meine Braut, und wenn es sein muß, mit Gewalt! Halten Sie sich bereit, Louise!"

Er schritt an ihr vorüber, aus dem Gemach hinaus. Niemand außer Louise achtete auf ihn, denn eben hatte Graf Hompesch wieder die Augen aufgeschlagen, und Julie rief mit jubelndem Tone: „Er lebt! Er lebt!"

IV.

Sechs Tage waren vergangen seit jener furchtbaren Katastrophe, sechs Tage der fieberhaften Angst, der unaussprechlichen Sorge und Qual, der Verzweiflung und der Hoffnung. Sechs Tage war es unentschieden geblieben, ob Graf Hompesch dem Tode verfallen, oder dem Leben erhalten sei. Die Gefahr seines Zustandes hatte es unmöglich gemacht, ihn auf sein benachbartes Gut, auf sein Schloß zu transportiren; der Arzt, den der Herzog von Bielitz sofort gesandt, hatte erklärt, daß jede Bewegung, jeder Transport den augenblicklichen Tod zur Folge haben werde. Man hatte also das Arbeitszimmer der beiden Brüder zu einem Krankenzimmer umgewandelt, und neben dem Schmerzenslager des Grafen hatte Julie seitdem, immer von einem ihrer Brüder unterstützt, ihre Tage und Nächte hingebracht. Mit unermüdlicher Sorgfalt, mit nie ermattender Geduld und Liebe hatte sie sich der Pflege des Verwundeten unterzogen, jede Vorschrift des Arztes mit der äußersten Pünktlichkeit erfüllend, mit der Ruhe und Besonnenheit einer erfahrenen Krankenwärterin Alles bedenkend und vorsorglich ordnend. Wer sie gesehen, wie sie mit unbewegtem Antlitz, mit sanftem Blicke an seinem Lager saß, das pfei-

fende Röcheln seiner Brust beobachtend, die fieberhaften Schläge seines Pulses zählend, der mochte glauben: dieses bleiche, ruhige sanfte Mädchen sei eines jener bewunderungswürdigen Wesen, die um der Liebe Gottes willen dem Dienste der Menschheit sich geweiht, und die Pflege der Kranken zur Pflicht ihres Daseins gemacht. Aber wer sie gesehen in den Stunden, wo der Graf in tollen Fieberphantasien sich selber und das Leben verwünschte, wo er mit lauten Jammertönen klagte um seine verrathene Liebe, wo er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit zu seiner Braut sprach, die er immer vor sich zu sehen glaubte, wer in diesen Stunden Julie gesehen, wie sie da auf ihren Knieen lag, schmerzbewegt, mit gerungenen Händen, für ihn betend, ihr Schluchzen, ihren Jammerschrei unterdrückend, zitternd wie eine arme, vom Sturme gepeitschte Lilie, wer sie so gesehen, der hätte gefühlt, daß die Liebe allein sie zur Krankenpflegerin gemacht, daß diese allein ihr den Muth gab, dem Tode sein Opfer abzutreten und mit ihm zu ringen um das theure Leben, welches ihm verfallen schien.

Aber Niemand sah Julie so, Niemand gestattete sie, in ihr Herz zu schauen, selbst nicht ihren Brüdern. Nur wenn auch diese sie verlassen hatten, um auf we-

nige Stunden zu ruhen, nur wenn sie ganz allein war mit dem Kranken und mit Gott, nur dann gestattete sie sich, zu weinen, zu klagen, an dem Lager des Kranken niederzuknieen, seine brennenden Hände an ihre Brust zu drücken und leise, ganz leise einen Kuß auf seine Stirn zu hauchen. Gott durfte das sehen, und er, der Fieberkranke, der noch nicht auf einen Moment zum Bewußtsein zurückgekehrt war, wie konnte er ahnen, wer für ihn betete, um ihn weinte, seine Hände drückte und ihn segnete mit einem Kusse?

Aber heute, aan dem sechsten Tage nach jener Katastrophe war die holde Krankenpflegerin reich belohnt worden für Alles, was sie gethan. Heute hatte der Kranke zum ersten Male mit einem Strahl der Vernunft um sich geschaut, hatte Julie erkannt und leise ihren Namen geflüstert; heute zum ersten Male war sein Geist aus den Zauberkreisen seiner wilden Träume und Phantasien herausgetreten in die Wirklichkeit und Wahrheit, heute zum ersten Male durchraste das Fieber nicht mit seinen Gluten den armen erschöpften Körper, und ein wohlthätiger, ruhiger Schlaf hatte sich auf ihn niedergesenkt. Der Arzt hatte diesen Schlaf für die glückliche Krisis erklärt, hatte mit frohmüthigem Herzen den Ausspruch gethan, daß der

Kranke dem Leben erhalten bleibe, vorausgesetzt, daß ihm dieselbe sorgfältige Pflege wie bisher zu Theil werde, und man nicht daran denken wolle, ihn vor seiner völligen Genesung von Schloß Grodski zu entfernen und nach seinem eigenen Schlosse zu übersiedeln. Die beiden Brüder sowohl, als auch Julie hatten dem Arzte erklärt, daß eine solche Uebersiedelung, selbst wenn der Graf sie begehren wolle, von ihnen nicht bewilligt werden würde, und daß der Graf nicht eher das Schloß verlassen dürfe, als bis er vollständig wieder hergestellt sei.

Darüber würden indeß noch mindestens vier Wochen vergehen, hatte der Arzt gesagt. Der Zustand des Kranken sei nicht mehr gefährlich, sobald nicht irgend ein Rückfall ihn verschlimmere und neue Fieberanfälle herbeiführe, denen sein erschöpfter Körper und seine leidende Brust nicht mehr Widerstand zu leisten vermöchten. Man müsse ihn vor allen Dingen vor jeglicher Gemüthsaufregung bewahren, und vermeiden, ihn an Dinge zu erinnern, die ihm schmerzlich seien.

„Er soll immer nur heitere Gesichter um sich sehen", sagte Julie; „wir werden uns bemühen, ihn zu zerstreuen und jeden Trübsinn von ihm fern zu halten."

„Sie haben bisher an dem Grafen gehandelt wie

ein Engel des Erbarmens, und ich weiß, daß Sie es auch ferner thun werden", sagte der Arzt; „aber jetzt sollten auch Sie sich ein wenig Ruhe und Erholung gönnen. Der Graf wird noch lange schlafen, denn die Natur in ihrer Weisheit holt jetzt nach, was sie so lange versäumt hat, und Sie dürfen sich nicht ängstigen, wenn der Graf vielleicht sogar vierundzwanzig Stunden ohne zu erwachen unbeweglich da liegt und schläft. Benutzen Sie also diese Zeit und ruhen auch Sie."

„Du mußt es thun, theuerste Julie", sagte Baron Karl. „Du mußt es thun aus Liebe zu uns, denn Du siehst bleich und leidend aus und bedarfst der Erholung. Ich werde bei dem Grafen bleiben und seinen Schlummer bewachen. Ich habe die vorige Nacht geschlafen, und bin deshalb vollkommen munter und wohlauf."

„Aber wird auch unser Bruder Ludwig schlafen?" fragte Julie. „Er hat die vorige Nacht mit mir gewacht, und es ist daher wohl nöthig, daß auch er ruhe."

„Er hat schon heute Vormittag einige Stunden geschlafen", erwiderte Karl düster. „Jetzt aber befindet er sich bei unserer Schwester Louise, denn Du

weißt es wohl, wir haben nicht bloß einen Kranken, sondern auch leider eine Gesunde zu bewachen, freilich nur eine körperlich Gesunde, denn Louisens Geist und Herz ist auch krank, und sie wird vielleicht schwerer genesen, als der Graf."

„Ihr haltet es also noch immer für nöthig, die arme Louise zu bewachen?"

„Leider ja, mindestens noch zwei Tage. Du weißt, daß der Herzog geschworen hat, in acht Tagen soll Louise seine Gemahlin sein, und er ist verwegen und trotzig genug, diesen Schwur selbst mit Gewalt zur Wahrheit machen zu wollen. Wir hatten in den ersten Tagen der Verwirrung und Aufregung Louise zuweilen allein gelassen, wir hatten ihr namentlich gestattet, allein im Park spazieren zu gehen, und zwei Mal geschah es da, daß wenn wir zu ihr kamen, wir einen Mann in das Gebüsch entschlüpfen sahen. Auch haben sich allerlei verdächtige Gestalten in der Nähe des Schlosses blicken lassen, und der Inspektor versichert, daß der Herzog von Bielitz in Begleitung einer zahlreichen Dienerschaft in den letzten Tagen hier in der Umgegend sich aufgehalten habe. Du siehst also, wie sehr nothwendig es ist, Louise niemals allein und unbeobachtet zu lassen, und da sie unglücklicher Weise mit

Dir und uns nicht die Pflege des kranken Grafen theilen kann, so muß schon Einer von uns immer sich ihr zur Gesellschaft aufdrängen, obwohl ich Dir versichere, daß sie das mit ziemlich unzufriedener Miene aufnimmt. Ich war gestern den ganzen Tag über ihr Gesellschafter, und heute ist daher die Reihe an Bruder Ludwig. Er bleibt den Tag bei ihr, und die Nacht schläft er in ihrem Vorzimmer. Das Bett, welches jede Nacht einer von uns Brüdern einnimmt, wird Abends immer quer vor die Thüre gesetzt, die auf den Corridor führt, und da dies der einzige Eingang zu den Gemächern Louisens ist, so dürfen wir sicher sein, daß von dorther Niemand zu ihr gelangen, und daß der tolle Herzog sie uns nicht entführen kann."

„Nicht durch die Thür", sagte Julie gedankenvoll; „aber die Liebe giebt Flügel. Kann sie nicht durch das Fenster zu ihr herein flattern?

„Ach, meine theure Schwärmerin", rief ihr Bruder lachend, „Du vergißt, daß wir unsere Schwester Louise gebeten haben, uns ihre bisherigen Zimmer abzutreten, und daß sie jetzt die zwei Treppen hoch belegene frühere Wohnung unserer seligen Mutter inne hat."

„Es ist wahr, ich dachte nicht daran", sagte Julie lächelnd. „Sie ist also sicher gestellt gegen alle Ueber-

fälle des Herzogs, und wir haben von seinem tollen Uebermuthe nichts zu fürchten. Wenn zwei edle und wachsame Brüder, wie Ihr, die arme geängstete Taube bewachen, so wird kein noch so kühner Geier ihrer habhaft werden können."

„Ich hoffe das, und ich werde vollkommen ruhig sein, sobald nur die acht Tage der Gefahr abgelaufen sind. Läßt der Herzog diese vorübergehen, ohne irgend etwas unternommen zu haben, so war es ihm nicht ernst mit seinen Prahlereien, und er hat es aufgegeben, mit Gewalt zu erzwingen, was wir ihm niemals gutwillig gewähren. Nein, niemals werden wir unsere Einwilligung geben zu einer Vermählung unserer Schwester mit dem tollen, wüsten, verschuldeten Herzog von Bielitz, der noch überdies ein Parteigänger Napoleons ist, und jeden Augenblick bereit wäre, wenn ihm die Gelegenheit dazu würde, ganz Deutschland an den französischen Kaiser zu verrathen. Jetzt aber, gute Nacht, liebe Schwester! Wir haben so viel gewacht, daß es uns wohl vergönnt sein darf, den Tag zur Nacht zu machen, und zu schlafen. Gute Nacht, liebe Schwester."

V.

Während Julie sich auf ihr Zimmer zurückzog, um endlich der Ruhe zu pflegen, während Baron Karl ihre Stelle an dem Lager des schlummernden Kranken einnahm, befand sich Louise in der Gesellschaft ihres Bruders Ludwig, der heute eben so geflissentlich ihr beständiger Gesellschafter war, wie es gestern ihr Bruder Karl gewesen.

Sie hatte diese beständige Ueberwachung in den letzten Tagen mit mehr Gelassenheit als sonst ertragen, sie war weniger zurückhaltend, weniger schweigsam gewesen, als in den ersten Tagen, ja es war heute schon mehrmals geschehen, daß sie ihrem Bruder freundlich zugelächelt, daß sie mit innigem und herzlichem Tone zu ihm gesprochen hatte.

„Du kommst mir heute so verändert, so überaus liebenswürdig vor, theure Schwester, daß ich mich fast fürchte und nach dem Grunde Deiner Liebenswürdigkeit forsche", sagte Ludwig zu ihr, als sie eben im Gespräch ihren Arm um seinen Nacken legte und ihn freundlich anschaute.

„Nur ein Bruder kann solche klassische Anschauungen haben", rief sie lachend. „Ich erscheine Dir verändert, nämlich liebenswürdig; das heißt also, ich war

bis jetzt unerträglich, und meine gegenwärtige Liebenswürdigkeit macht Dich mißtrauisch; oder meine Liebenswürdigkeit erscheint Dir als ein Ausnahmezustand, der seine besonderen Ursachen haben muß?"

„Es ist leider so", seufzte ihr Bruder achselzuckend. „Aber ich will Dir ein Mittel sagen, theure Louise, mich zu überzeugen, daß Deine Liebenswürdigkeit kein Ausnahmezustand, sondern die Rückkehr zum Normalzustande Deines Wesens ist.

„Nun, nenne mir Dein Mittel, geliebter Argus des heutigen Tages!"

„Es ist einfach, Louise. Schwöre mir bei dem Andenken an Deine Mutter, daß Du jeder Verbindung mit dem Herzog von Bielitz entsagen, daß Du diese unglückselige Liebe, die nur zu Deinem Unglück gereichen kann, in Deinem Herzen unterdrücken willst!"

„Aber wenn mein Herz sie nun nicht in sich unterdrücken lassen will? fragte sie lächelnd. „Wenn die Liebe nun stärker wäre, als mein Wille? Würde ich dann nicht ohne meine Schuld zu einer Meineidigen werden, wenn ich Dir den geforderten Schwur geleistet hätte?"

„Du wirst also dieser unglücklichen Neigung nicht entsagen? Willst nicht zur Tugend, zum Glück, zur

Treue zurückkehren? Willst uns Allen nicht den Frieden, die Ruhe wiedergeben, indem Du Deine Verirrung bereuest und Dich wieder zu Deiner Liebe zu Alexis bekennst?"

„Mein Bruder, das würde ich eine Verirrung nennen, mehr als eine Verirrung, einen Verrath an mir selbst. Ich habe Alexis nie geliebt, und werde ihn niemals lieben. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß Ihr mich verhindern könnt, glücklich, das heißt die Gemahlin des Herzogs zu werden, aber niemals könnt Ihr von mir fordern, daß ich ihn vergessen, meiner Liebe zu ihm entsagen soll. Ich werde diese Liebe niemals bereuen, denn sie wird der Inhalt meines ganzen Lebens sein, und wenn sie mich unglücklich machte, wenn durch sie viel Schmerz über mich kommen sollte, würde ich ihr dennoch niemals entsagen sondern sie treu und fest in mir bewahren, ob ich auch an ihr sterben müßte. Und nun, mein Bruder, laß uns davon abbrechen, und dieses Gespräch niemals wieder aufnehmen. Was hilft es, von Dingen zu sprechen, die unabänderlich sind, und an denen nichts gebessert, nichts ausgeglichen werden kann? Ihr haßt den Herzog, ich liebe ihn, Ihr wollt mir nicht erlauben, seine Gemahlin zu werden, und da Ihr die

Macht habt, es zu verhindern, so ist es wahrscheinlich, daß Ihr mich, freilich aus bester und treuester Absicht, um das Glück meines ganzen Lebens betrügen werdet."

„Das heißt," rief ihr Bruder, „gerade um Dich nicht um das Glück Deines ganzen Lebens betrügen zu lassen, wollen wir Dich verhindern, die Gemahlin des Herzogs zu werden!"

„Es kann Niemand sich zum Schöpfer des Glückes eines Andern machen wollen," sagte sie feierlich. „Ein Jeder ist seines Glückes Schmied, doch will ich nicht leugnen, daß man sich vielleicht die Nägel zu seinem eigenen Sarge schmieden mag, indem man vermeint, sein Glück zu schaffen. Aber dann hat man mindestens nicht das Recht, Andere deshalb anzuklagen, denn was man erleidet, hat man selbst verschuldet, und das ist immerhin ein Trost. Aber ich wiederhole noch einmal, Bruder Ludwig, sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen. Suchen wir vielmehr uns zu zerstreuen und die Zeit hinzubringen, wie es eben gehen will. Denn ich vermuthe, daß Du mir noch für den ganzen Nachmittag die Ehre Deiner Gegenwart schenken willst."

„Du hast richtig vermuthet, liebe Louise; ich werde versuchen, Dir Gesellschaft zu leisten."

„Allzugütig, cher frère. Und wirst Du auch wieder die Nacht Deiner Ruhe und Bequemlichkeit entsagen, und auf einem elenden Feldbett hier in meinem Vorzimmer schlafen?

„Ich entbehre nichts, wenn ich das thue, denn ich habe in meinem sonstigen Schlafzimmer auch nur ein einfaches Feldbett, und ich versichere Dich, Schwester, daß es sich ganz vortrefflich in demselben schläft.“

„Ihr glaubt also noch immer, daß es nöthig ist, mich zu überwachen?“ fragte Louise mit schelmischem Lächeln. „Irgend ein Gespenst könnte Nachts heranschleichen und mich durch die Luft entführen, nicht wahr?“

„Wenn mein Feldbett nicht da vor der Thür stände, würde das Gespenst sehr wahrscheinlicher Weise sich in Menschengestalt verwandeln, und Dich durch die Thür davonführen,“ erwiederte ihr Bruder achselzuckend.

Louise lachte, und ihren Bruder umschlingend, drückte sie einen zärtlichen Kuß auf seine Lippen.

„Ein Glück also, daß Dein Feldbett da ist,“ sagte sie, „und daß eine Entführung durch Menschengestalten eine Unmöglichkeit ist. Aber jetzt genug davon. Laß uns fröhlich sein, mein Ludwig, und in Liebe und Freundschaft die Stunden unseres Zusammenseins genießen.“

Und Louise war an diesem Nachmittag von einem reizenden Frohsinn, von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit gegen ihren Bruder. Sie spielte Stunden lang mit ihm Schach, sie sang ihm vor, sie plauderte mit ihm in heiterster Unbefangenheit von den Tagen ihrer Kindheit, und war unerschöpflich in Erinnerungen an kleine drollige Begebenheiten aus der Vergangenheit.

So war der Nachmittag und Abend rasch und heiter vergangen, und die große Schloßuhr, welche eben die elfte Stunde anschlug, mahnte sie jetzt daran, daß es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben.

Mit dem letzten Schlage der Glocke erhob sich Baron Ludwig von dem Divan, auf welchem er neben seiner Schwester gesessen.

„Du willst schon gehen?" fragte Louise mit weicher Stimme, und ihr vorher so heiteres Gesicht hatte jetzt einen ernsten Ausdruck angenommen. „Du willst mich schon verlassen, Bruder Ludwig, und es ist doch kaum erst elf Uhr?"

„Ich habe die vorige Nacht bei Alexis gewacht, und ich bin daher müde."

„Bei Alexis," sagte sie seufzend. „Armer Alexis! Es geht ihm besser, nicht wahr? Er ist außer Lebensgefahr?"

„Er wird nicht an der Wunde sterben, welche der tolle Herzog ihm geschlagen, aber vielleicht an der andern Wunde, die unsere grausame Schwester seinem Herzen geschlagen.“

„O, an solchen Wunden stirbt man nicht“, rief sie. „Er wird davon genesen und mich vergessen. Ja, Ludwig, sage ihm, er solle mich vergessen, oder wenn er an mich denkt, solle er es doch ohne Groll thun. Es ist nicht meine Schuld, daß ich ihn nicht lieben konnte, es ist die Schuld des Schicksals allein! Warum mußte ich dem schönen und genialen Herzog von Bielitz begegnen, warum mußte ich, sowie ich ihn zuerst sah, an dem Klopfen meines Herzens, an dem namenlosen Entzücken, der süßen Beklommenheit, die mein ganzes Wesen überkam, auf einmal erkennen, daß ich bis dahin niemals geliebt, daß jetzt erst mein Herz aufblühe in Liebe und Freude, daß meine Seele ihre Flügel entfalte, um in göttlicher Lust sich aufzuschwingen über die Erbärmlichkeit und den Staub der Erde, und eine neue Welt vor sich aufgehen zu sehen. Klaget mich deshalb nicht an, Ihr Geliebten, sondern nur das Schicksal, das mich ihn finden ließ, den es zum Herrn über mein Dasein, über mein Herz bestimmt hatte. Und nun gute Nacht, Ludwig, gute Nacht!

Behalte mich lieb, und zürne mir nicht, daß ich meinem Herzen nicht gebieten kann zu lieben, was Ihr liebt, und zu hassen, was Ihr haßt."

Sie drückte noch einen Kuß auf die Lippen ihres Bruders, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Der Baron aber sah es nicht, er fühlte sich vollkommen sicher und beruhigt, denn wer konnte zu seiner Schwester kommen, da er sie bewachte und behütete und Jedermann den Eingang wehrte?

Er sah nicht Louisens Beben, nicht die Thränen, welche sie heimlich in ihren Augen zerdrückte, denn das Gefühl der Sicherheit machte ihn arglos; und mit diesem Gefühle nahm er ruhig den Armleuchter und zog sich in das Vorzimmer zurück, um zur Ruhe zu gehen.

Louise schaute ihm nach mit einem langen, traurigen Blicke. „Lebe wohl, mein Bruder, mein geliebter Bruder!" flüsterte sie leise. „Vergieb mir, daß ich Dich und Euch Alle betrüben muß. Aber ich kann es nicht ändern, denn ich kann ja die Liebe nicht ändern, die in meinem Herzen thront, und die mir gebietet wie eine Königin, der ich fast wider meinen Willen gehorchen muß! Und nun an's Werk, an's Werk! Es ist die höchste Zeit!"

Und sie flog durch das Zimmer nach der Thür hin, die in das Vorzimmer führte. Geräuschlos, mit verhaltenem Athem, neigte sie sich nieder zu dem Schlüsselloch und schaute durch dasselbe in das Nebengemach hinein.

Dann richtete sie sich mit einem Ausdruck von Befriedigung wieder empor. „Er ist schon zur Ruhe gegangen", flüsterte sie. „Er hat sich eben angekleidet auf sein Lager gelegt. Sollte das etwas zu bedeuten haben? Sollte er vielleicht Verdacht geschöpft haben? Nein, nein", beruhigte sie sich selbst, „er ist nur vorsichtig, und will auf alle Fälle bereit sein. Denn hegte er Verdacht, so würde er das Licht nicht ausgelöscht haben. Aber er will schlafen! O schlafe, mein guter Ludwig, schlafe, während ich wache!"

Sie streckte die Hand aus, um leise und vorsichtig den innern Riegel von der Thür zu schieben; dann legte sie wieder ihr Ohr an die Thür und horchte. „Alles still da drinnen", flüsterte sie, „er hat also nichts gehört. Er schläft!"

Nun schwebte sie wieder leisen, unhörbaren Schrittes durch das Gemach hin und öffnete mit vorsichtiger Behutsamkeit den Secretär, der neben ihrem von seidenen Gardinen umschlossenen Bett stand.

Aus einer Schatulle des Secretärs nahm sie einen versiegelten Brief und legte ihn auf die Mitte des Pultes.

„Hier mein Abschiedsgruß für meine geliebten Geschwister", sagte sie seufzend. „Ach, sie werden mir zürnen, wenn sie ihn finden, und werden nicht ahnen, wie tief meine Seele betrübt war, als ich ihn schrieb, wie es mich schmerzt, sie verlassen und ihnen ungehorsam sein zu müssen. Aber muß nicht ein Weib Vater und Mutter und seine Heimat verlassen, um dem Manne nachzufolgen, den es liebt? Ich thue also nur, was in der Bibel geboten steht, wenn ich jetzt dem Manne folge, den ich liebe! Vergebt mir, meine theuren Geschwister, vergebt mir!

Sie hob den Brief empor und drückte ihn fest und lange an ihre Lippen. „Möge dieser Hauch meiner Liebe Euch anwehen, und Euren Zorn besänftigen", sagte sie, indem sie den Brief wieder hinlegte. Dann öffnete sie vorsichtig ein anderes Fach in dem Schranke, und nahm aus demselben eine Cassette hervor.

„Nichts will ich mit mir nehmen, als das Kreuz und das Diadem von Brillanten, das mir mein Vater als Andenken an die geliebte Mutter gegeben. Sie hat Beides an ihrem Hochzeittage getragen, und

so will auch ich mich damit schmücken an meinem Hochzeittage."

Sie befestigte die schwere goldene Kette, an welcher das von großen funkelnden Brillanten zusammengesetzte Kreuz hing, um ihren Hals, und steckte das prachtvolle Diadem in ihr lockiges, blondes Haar. Dann schwebte sie zu dem großen Ankleidespiegel hin, und betrachtete lange und mit prüfendem Auge ihr Bild. Ein glückliches Lächeln flog über ihr liebliches Antlitz hin, und erröthend vor stolzer innerer Befriedigung, nickte sie sich selbst freundlich zu.

„Ich glaube, ich bin es werth, eine Herzogin zu werden", flüsterte sie, „und man wird es dem schönen Herzog von Bielitz verzeihen, daß er das Fräulein von Larisch gewaltsam ihren gestrengen Brüdern entführt hat. Nun, Fräulein Louise von Larisch, leben Sie wohl, und wenn wir uns morgen wieder sehen, so begrüße ich Sie als Herzogin. Werden Sie aber nicht stolz, nicht übermüthig, mein liebes Fräulein, sondern bleiben Sie hübsch demüthig und bescheiden. Adieu, mein Fräulein!"

Sie nickte sich noch einmal lächelnd zu, und flog dann von dem Spiegel zu ihrem Bette hin, dessen schwere Vorhänge sie hastig zurückschlug. Auf dem-

selben lag ihr Hut und Mantel, und daneben ein gar seltsames Paket, anzuschauen wie ein aus Schnüren und Reifen bestehender Knäuel.

Nach diesem griff Louise jetzt, um es mit geschäftigen Händen aufzurollen und zu entfalten. Es war eine lange, aus seidenen Schnüren künstlich und fest zusammengesetzte Strickleiter, an deren oberem Ende zwei starke eiserne Haken befestigt waren.

„Das ist meine Jakobsleiter, die mich in den Himmel tragen soll", sagte Louise lächelnd, „nur daß mein Himmel nicht dort droben ist, sondern da unten auf der Erde, wo mein geliebter Herzog mich erwartet. Ob er schon dort ist? Nein, es ist noch nicht Mitternacht, und „um Mitternacht hole ich die Braut", sagte er zu mir, als er mir gestern im Garten die Strickleiter über die Mauer warf. In einer Viertelstunde also wird er kommen, in einer Viertelstunde steige ich hinab zu ihm auf meiner Jakobsleiter. Ich fürchte mich nicht, denn Er hat mir den Weg bereitet, und die Engel der Liebe werden mich behüten. Nun also, Alles in Ordnung gebracht, Alles vorbereitet, und dann des Zeichens geharrt, mit dem der Geliebte mich ruft!"

Sie hob die luftige Leiter empor und trug sie zum

Fenster hin; vorsichtig öffnete sie jetzt dasselbe und neigte sich hinaus in die dunkle, schweigende Nacht. Nichts regte sich da unten, schweigend und dunkel wie ein großes tiefes Grab lag der Garten zu ihren Füßen, und nur in den hohen Bäumen, die wie schwarze Todtenwächter sich erhoben, war ein leises Füstern und Rauschen, wie wenn die Geister der Nacht zu einander sprächen. Ein Schauer durchrieselte die Brust des jungen Mädchens, und einen Moment empfand sie ein Gefühl von Angst und Reue, einen Moment tauchte vor ihrer Seele das Antlitz ihrer Mutter empor, und schaute sie an mit traurigen vorwurfsvollen Blicken.

„Es ist nicht recht, und nicht gut, was ich thun will", flüsterte Louise angstvoll. Lebte meine Mutter noch, so würde sie um mich weinen, lebte mein Vater noch, so würde er mir zürnen, würde in seinem Zorne vielleicht mich verfluchen, mich, die entartete Tochter, welche zur Nachtzeit seinem Hause, seiner Familie entflieht, um einem Manne zu folgen, von dem die klugen und vernünftigen Leute sagen, daß er viel schlimme und gefährliche Eigenschaften habe, und daß er nicht dazu geschaffen sei, eine Frau glücklich zu machen. Ja, er würde mich verwünschen, mein strenger Vater, er würde sagen, daß ich Unehre und Schande über

sein Haus gebracht. Aber nein, nein, das ist nicht wahr; nein, nicht Unehre und Schande ist es, daß ich dem Geliebten folge. In dieser Nacht noch werde ich seine Gemahlin, sein vor Gottes Altar ihm angetrautes Weib! O, er hat nichts Unehrenhaftes von mir gefordert, er hat um mich geworben, wie es einem Manne von Ehre geziemt, der ein Mädchen liebt und sie sein Eigen nennen will vor Gott und den Menschen! Hinweg also mit dem mädchenhaften Zagen! Ich habe ihm geschworen, daß ich ihm folgen will in Noth und Tod, in Freud und Leid, und ich halte meinen Schwur."

Und mit entschlossener Hand ließ sie die seidene Strickleiter hinabgleiten, und legte die beiden eisernen Haken um das Fensterkreuz, daß sie dasselbe fest umklammerten. Dann schwebte sie von dem Fenster zurück nach dem Bette, um ihre Toilette in Ordnung zu bringen, und sich bereit zu machen für die abenteuerliche nächtliche Reise.

Still war es noch immer drunten im Garten, still und lautlos. Niemand sah es, wie zwei dunkle Männergestalten jetzt sich am Ende des Parks über die Mauer schwangen, wie sie dann geräuschlos an derselben hinschlichen bis zu der kleinen Pforte in derselben. Niemand hörte, wie der eine von ihnen jetzt

vorsichtig einen Schlüssel in das Schloß derselben schob.

„Alles gut", flüsterte er leise, „der Schlüssel paßt, die Thür geht auf. Außerordentlich schlau von diesen Herren Baronen, ein so künstliches Schloß in die Gartenpforte zu machen, daß es sich von außen nicht schließen läßt. Wär's mir nicht gelungen, einen Abdruck von dem Schlosse inwendig zu machen, so hätte meine arme schöne Louise gleich uns den Weg über die Mauer nehmen müssen. Aber jetzt ist die Thür offen und sie wird ganz bequem aus ihrem verwünschten Zauberschlosse hinausschreiten in die Welt und das Leben. Nun kommen Sie, mein Lieber, lassen Sie uns vorwärts eilen. Es hat Ihnen einmal beliebt, als mein Schatten mich überall hin begleiten zu wollen, nun denn, so müssen Sie auch die Gefahren und Abenteuer mit mir theilen."

„Ich fürchte mich auch nicht vor ihnen, Herr Herzog", flüsterte der Andere leise, „ich glaube nur nicht an die Wahrheit derselben. Nein, ich glaube nimmermehr, daß die schöne Baronesse von Larisch, die Schwester zweier so edler, reicher Herren, welche zugleich so ehrbar und tugendhaft sind, daß eine solche junge Dame sich entschließen könnte, mit dem Herzog von Bielitz davon zu laufen."

„Sie glauben das nicht, mein Lieber, weil man mich einen tollen Menschen, einen Wüstling nennt, einen wahren Don Juan, nicht wahr? Nun, Sie kennen die Weiber nicht, mein Lieber, sonst würden Sie wissen, daß für ein junges Mädchen nichts gefährlicher ist, als ein schöner Wüstling, ein übermüthiger Frauenverführer. Jede hält sich berufen, ihn zu bessern, und ist von ihrer Liebe überzeugt, daß es ihr gelingen wird. Bei Gott, wäre ich ein vernünftiger, arrangirter Mann, der ehrbar und tugendhaft lebte, wie die Herren Barone von Larisch, so würde die junge Baronesse ganz gewiß sich gesträubt haben, mit mir zu fliehen und um meinetwillen ihren guten Ruf und ihre Ehre auf das Spiel zu setzen; aber ich bin ein gefährlicher Don Juan, und dann — ich bin ein Herzog!"

„Aber, verzeihen mir Ew. Durchlaucht, gerade mit dem Herzogthume ist es schlimm bestellt, und gerade darum wundert es mich am meisten, daß die schöne reiche Baronesse sich von Ihnen verführen läßt. Jedermann weiß ja, daß kein Stein mehr echt ist an Ihrer Herzogskrone, und daß alle Ihre Güter verpfändet und verschuldet sind."

„Jedermann weiß das", lachte der Herzog, „aber Niemand weiß das so gut wie Sie. Doch was kümmert

das die Baronesse von Larisch? Sie versteht nichts von dem irdischen Plunder, und fragt nicht danach, ob die Steine in meiner Krone echte Diamanten sind, oder imitirte. Eine Herzogskrone bleibt sie doch immer, und das ist ihr vorläufig genug, und mir auch. Und nun genug des Plauderns. Da schlägt es zwölf Uhr! Die Baronesse erwartet mich, kommen Sie also! Empfangen Sie nun noch meine letzten Instructionen. Sobald die Baronesse heruntergestiegen ist, eile ich mit ihr hierher nach der Gartenpforte, wo außen die Pferde bereit stehen. Wir werden dazu vielleicht zehn Minuten bedürfen. Sie bleiben während dieser zehn Minuten unter dem Fenster der Baronesse stehen. Alsdann ziehen Sie das Pistol, welches ich Ihnen übergeben, hervor, und drücken ab. Es ist das Lärmsignal, das die Herren Barone wecken und ihnen anzeigen wird, daß ihre Schwester entflohen ist, und daß der Herzog von Bielitz sein Wort gehalten und sich die Gemahlin abgeholt hat."

„Aber werden die Herren Barone, wenn sie durch den Schuß geweckt sind und die Flucht ihrer Schwester entdecken, ihr nicht nacheilen, sie nicht verfolgen?"

„Gewiß werden sie das, und das will ich ja eben. Ja, sie werden uns nacheilen, uns verfolgen, aber wir

werden mindestens zehn Minuten Vorsprung vor ihnen haben, und sie werden uns nicht einholen, denn sie haben in ihren Ställen keine Renner, die es mit den meinen aufnehmen können. Sie werden uns aber dennoch folgen, und — wenn wir am Ziele sind, werden sie uns finden. Es ist gerade meine Absicht, daß sie uns da finden und sich überzeugen, daß jeder Widerstand vergeblich ist. Nun vorwärts, vorwärts!"

„Noch Ein Wort, Durchlaucht. Sie werden doch die Güte haben, auf mich zu warten, bis ich das Signal gegeben, und alsdann zu Ihnen nach der Gartenpforte gekommen bin?"

„Mein Lieber, haben Sie keine Sorge, ich denke gar nicht daran, Ihnen entlaufen zu wollen. Nein, nein, ich bedarf ja nothwendiger Weise zweier Zeugen bei meiner Trauung, und Sie sind Einer von denselben. Haben Sie also keine Furcht — wir erwarten Sie!"

Es hatte, wie gesagt, zwölf Uhr geschlagen; Louise hatte ihren Mantel und Hut angelegt, und stand mit hochklopfendem Herzen an dem geöffneten Fenster, die Hand auf die Seidenschnur der Strickleiter gelegt, das Zeichen erwartend. Jetzt auf einmal begann die Schnur unter ihrer Hand zu zittern und sich zu bewegen, jetzt

legten die beiden eisernen Haken sich fester und straffer um das Fensterkreuz.

Leicht wie eine Gazelle schwang sie sich nun empor auf das Fensterbrett und klammerte sich an dem Kreuze desselben fest. Dann blickte sie noch einmal zurück in das Gemach, welches sie eben verlassen wollte, um es vielleicht niemals wieder zu betreten. Wie Alles sie anschaute mit den traurigen, wehmuthsvollen Blicken der Erinnerung! Da auf dem großen Fauteuil hatte ihre Mutter oft gesessen und der kleinen Louise, die zu ihren Füßen saß, liebliche Märchen erzählt. Sie glaubte in diesem Moment wieder das bleiche, schöne Angesicht zu sehen, wie es sich lächelnd zu ihr neigte, glaubte die großen verklärten Augen zu sehen, die sie anschauten mit unendlicher Zärtlichkeit! Da, vor dem großen Himmelbett, da hatte sie mit ihrer Schwester und den Brüdern gekniet, und die Hand ihrer sterbenden Mutter hatte sich auf ihr Haupt gelegt zum Segen, zum letzten Segen! O, daß dieser Segen mit ihr ziehen, daß er nicht zurückbleiben möchte in dem Gemach, welches heilig und feierlich, wie ein Tempel der Erinnerung, jetzt vor ihr da lag! Und sie wollte diesem Tempel entfliehen, treulos werden ihren Erinnerungen, treulos der Vergangenheit, die aus jedem Meuble ihr

entgegenlächelte? Nein, nein! Das Antlitz ihrer Mutter blickte sie wieder an von jenem Stuhle dort, sie fühlte in ihrem Herzen den tiefen, innigen mütterlichen Blick.

„Nein," hauchte sie leise, „ich will bleiben, ich ...

Da bewegte sich heftiger die Strickleiter, da tönte es von unten herauf:

„Komm, o komm, Geliebte!"

Sie schwankte nicht mehr! Entschlossen setzte sie den Fuß auf die seidenen Sprossen, und ließ sich langsam und vorsichtig an dem Fensterkreuze niedersinken, indem sie den andern Fuß auf die zweite Sprosse setzte.

Jetzt wagte sie es nicht mehr, noch einmal hineinzuschauen in das stille Gemach, sie schloß die Augen, die doch nichts zu sehen vermochten auf ihrer gefahrvollen Wanderung. Sie schloß die Augen und murmelte:

„Gott und die Liebe mögen mich beschützen!"

Und da unten flüsterte zur selben Zeit der Herzog mit leisem Lachen:

„Sie kommt, sie hat schon den Fuß auf die Leiter gesetzt! O, Sie sehen wohl, mein Lieber, daß ich Recht hatte. Die schöne reiche Baronesse liebt den

tollen Wüstling, den herzoglichen Don Juan glühend genug, um mit ihm zu entfliehen. Halten Sie die Schnur mit beiden Händen und so fest Sie können, damit meine Schöne nicht fällt. Es wäre ja zu Ihrem eigenen Schaden, mein Bester, und Sie würden vielleicht noch härter davon getroffen, als ich selbst."

Eine Pause trat ein; man hörte nichts als das leise Knarren der sich dehnenden Stricke, das laute Athmen der beiden Männer, die sich bemühten, die luftige Leiter zu halten und vor dem Hin- und Herschwanken zu bewahren.

Jetzt bemerkten ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen einen Schatten, der langsam wie eine Wolke herniederschwebte, der tiefer und tiefer sich herabsenkte; und nun, nun flüsterte eine bebende Stimme:

„Bist Du da, mein Geliebter?"

„Ich bin da, meine Geliebte, und erwarte Dich!"

Und der Herzog streckte die Arme empor, und der Schatten verwandelte sich jetzt in eine holde Mädchengestalt, die bebend sich an sein Herz legte, die er fest an seine Brust drückte, und auf deren Lippen er einen langen, glühenden Kuß preßte.

„Willkommen, meine Louise, willkommen, Du Heldin der Liebe! Nun laß uns eilen, Geliebte, eilen, ehe

man Deine Flucht bemerkt. Klammere Dich fest an meinen Arm, und nun, meine Taube, laß uns fliegen, fliegen in den Himmel unserer Zukunft hinein."

Sie flogen, flogen mit leichtbeschwingten Sohlen die lange Allee hinunter, dann durch dunkle Gänge und gewundene Pfade. O, und jetzt halten sie keuchend inne, denn sie haben das Ziel erreicht, sie stehen an der offenen Gartenthür.

Da auf einmal knallt durch die Einsamkeit und Stille ein Schuß.

„Jesus Maria", ruft Louise, den Arm des Geliebten fester umklammernd; „Jesus Maria, was bedeutet das?"

„Wir sind entdeckt, man wird uns verfolgen", erwidert der Herzog. „Zu Pferde! Zu Pferde!"

Und er selbst stürzt vorwärts und ruft mit gedämpfter Stimme nach dem Reitknecht, der die Pferde hält, und nimmt aus seiner Hand den Zügel, um selbst das Pferd seiner zitternden Geliebten zuzuführen.

Nun hebt er sie in den Sattel und schwingt sich auf das zweite Pferd.

„Ist Alles bereit, Jean?" flüstert er dem Reitknecht zu.

„Zu Befehl, Durchlaucht; nur der Herr, welcher mit uns gekommen, fehlt noch.“

„Nicht doch, da ist er ja“, sagt der Herzog ruhig, als eben eine dunkle Gestalt in der Gartenthür erscheint. „Warum bleiben Sie zurück, lieber Graf, und was bedeutete der Schuß?“

„Ich blieb zurück, um zu beobachten, ob Ihnen Niemand folgte, und um Ihre Flucht zu decken. Der Schuß blitzte aus einem der oberen Fenster am Schlosse auf. Es scheint, man hatte schon die Flucht der gnädigen Baronesse bemerkt, und . . .“

„Zu Pferde also, mein Herr Graf“, unterbrach ihn der Herzog, „zu Pferde! Und nun vorwärts, rasch vorwärts! Wir haben sechs Meilen zu reiten, bis wir die österreichische Grenze erreicht haben, dann noch eine halbe Meile bis zu der Kirche, in welcher der Priester uns erwartet. In vier Stunden müssen wir den Weg zurückgelegt haben, in vier Stunden müssen wir am Ziele sein. Komm, meine theure Braut, gieb mir die Zügel Deines Pferdes, Niemand als ich soll Dich auf dem Brautpfade zur Kirche geleiten. Und fürchte Dich nicht, Geliebte, unsere beiden Renner sind seit sechs Tagen eingeübt auf den Ritt, welchen sie heute Nacht machen sollen. Täglich habe ich selbst

stundenlang sie beide, Seit an Seite, die Zügel von beiden haltend, laufen lassen, und sie sind es gewohnt, dicht neben einander ihren Weg zu machen. Fürchte Dich also nicht, Geliebte."

„Ich fürchte mich nicht", flüsterte sie leise; „ich fürchte mich nicht, denn ich bin bei Dir!"

Und jetzt in rasendem Laufe geht es vorwärts, daß der Boden bebt unter den Hufen der Rosse, daß Menschen und Thiere mit keuchender Brust umsaust werden von der kalten Nachtluft, die ihr Antlitz peitscht wie mit rächenden Geisterhänden.

„O mein Geliebter, es schwindelt mir", ächzt Louise, „der Athem stockt in meiner Brust."

„Fürchte Dich nicht, Geliebte, Dein Pferd ist sicher und ich halte die Zügel!"

„Ich fürchte mich nicht, aber der Schwindel wird ärger. Wir durchschneiden die Luft so rasch, daß es mir den Athem versetzt. O, ich werde vom Pferde fallen!"

Der Herzog hält mit einem mächtigen Ruck die beiden Thiere mitten im Laufe an. „Komm zu mir, meine Braut. Sollst in meinen Armen ruhen, an meine Brust Dich anklammern. Mein Pferd ist stark, und die holde Gestalt meiner zarten Braut wird es nicht überlasten."

Er hebt sie mit starken Armen von ihrem Pferde hinüber auf das seine, läßt sie vor sich Platz nehmen, und umschlingt sie mit seinem linken Arme, während die rechte Hand den Zügel führt.

„Jean, nimm den Zügel des Damenpferdes! Und Sie, Herr Graf, wie bekommt Ihnen der Ritt?"

„Durchlaucht, ich glaube, wenn es so fortgeht, können wir heute noch bis zum Mond hinaufreiten, denn die Welt werden wir in einigen Stunden schon durchrast haben!"

„Lassen wir die Thiere einen Moment verschnaufen", sagt der Herzog, indem er das Haupt rückwärts wendet und seine scharfen blitzenden Augen die düstere Nacht zu durchspähen suchen. Dann neigt er sich wieder der Geliebten zu, die bebend an seinem Herzen ruht und ihre beiden Arme um seine schöne kräftige Gestalt geschlungen hat. Leise flüstert er in ihr Ohr Worte der Liebe, des Dankes, Verheißungen zukünftigen Glückes. Aber auf einmal mitten im angefangenen Satze hält er inne und schaut rückwärts.

„Was war das? Haben Sie nichts gehört, Herr Graf?"

„Doch, Ew. Durchlaucht, ich meine, ich hörte das Aufschlagen von Pferdehufen."

„Still! Still! Horchen wir!“

Und sie hielten den Athem an, und lauschten in tiefem Schweigen. Ja, durch die stille Nacht vernahm man jetzt ein fernes Geräusch, das mit jedem Momente deutlicher ward, sich mehr und mehr näherte.

„Das sind Pferde, die heran brausen im schnellsten Galopp“, flüsterte der Herzog, wie zu sich selber.

„Es sind meine Brüder, ach Gott, es sind meine Brüder!“ ruft Louise, sich fester an ihn anklammernd. „Wenn sie uns erreichen, bin ich verloren, sterbe ich vor Angst und Scham!“

„Du sollst nicht sterben, meine Louise, sollst leben in Glück und Wonne! Auf, auf! Jetzt gilt es, zu zeigen, was unsere Pferde, was wir selber vermögen. Hurrah, vorwärts Alle, vorwärts!“

Und weiter geht es in rasendem Laufe, weiter wie die Windsbraut hinein in die Nacht! Kein Wort wird mehr gesprochen, nur zuweilen werden die Pferde einen Moment angehalten, um zu verschnaufen, und dann, wenn ihr Keuchen und Aechzen ein wenig verstummt, dann hört man deutlich durch die Stille das Geräusch trabender Pferde hinter ihnen auf derselben Straße, welche die Flüchtigen so eben gekommen, und dann klammert sich Louise fester an die Brust des Herzogs

und flüstert: „Wenn sie mich Dir entreißen, will ich sterben. Ich kann, ich will nicht leben ohne Dich!"

„Sie sollen Dich mir nicht entreißen, Geliebte, oder sie müßten erst mich getödtet haben!"

„Halt! Halt! schreit es da hinter ihnen, und ganz nahe hört man das Traben der Rosse. „Halt, Herr Herzog von Bielitz! Im Namen der Ehre, halten Sie an!"

„Im Namen der Liebe, vorwärts", ruft der Herzog mit lauter Stimme, und er drückt seinem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es mit einem ungeheuern Satz vorwärts springt und wie vom Wahnsinn gepeitscht dahin rast.

Und die Nacht ist vergangen, der Morgen dämmert herauf und haucht den Himmel mit rosigen Streiflichtern an, und noch immer haben sie das Ziel nicht erreicht, noch immer jagen sie in rasender Eile dahin, und wenn sie endlich einen Moment anhalten, um Athem zu schöpfen, hören sie wieder hinter sich das Geräusch der trabenden Pferde; nur daß es jetzt weiter entfernt ist, als zuvor.

Und jetzt, wie die Sonne schon in all ihrer Pracht emporgestiegen ist, jetzt da es Tag geworden, jetzt nähern sie sich ihrem Ziele. Da stehen die beiden

Grenzpfähle, welche die preußische und die österreichische Grenze bezeichnen. Hinüber jetzt, hinüber!"

„Hurrah! Wir sind auf österreichischem Boden! Eine halbe Stunde nur noch, eine halbe Stunde haltet aus, ihr meine guten Rosse, dann sind wir am Ziele! Dann führe ich Dich zum Altar! Dann wirst Du meine Gemahlin!"

„Gebe Gott, daß diese halbe Stunde überstanden ist, mein Geliebter, daß meine Brüder uns nicht erreichen, bevor der Priester uns verbunden hat."

„Gott Amor wird es geben; zu ihm bete, meine Geliebte!"

Die Rosse brausen dahin, und da, da steigt der Kirchthurm empor; vom goldenen Scheine der Morgensonne erglänzt der Hahn auf seiner Spitze.

„Da ist das Ziel, Geliebte, da ist die Kirche, in welcher der Priester uns erwartet."

„Und die Brüder? Wo sind meine Brüder?"

„Weit hinter uns, mein holdes Lieb! Nur wie einen dunkeln Punkt sehe ich etwas dort hinten auf der Landstraße. Mögen sie doch kommen! Bevor sie uns erreichen, hat die Baronesse von Larisch sich in die Herzogin von Bielitz verwandelt. Da sind wir, Geliebte, da sind wir!"

Die Rosse halten an vor dem Portal der kleinen Dorfkirche. Der Priester, mit dem kirchlichen Ornat angethan, tritt aus der Kirchthür den Reisenden entgegen und neigt sich vor dem Herzog.

„Alles bereit? Brennen die Lichter am Altar? Erwartet uns der Caplan?"

„Zu Befehl, Durchlaucht, die Lichter brennen und der Herr Caplan steht vor dem Altar und erwartet das Brautpaar."

„Komm nun, Geliebte, komm!"

Er hebt das bleiche, zitternde Mädchen vom Pferde nieder. Aber sie taumelt und schwankt und umrankt ihn mit ihren zitternden Armen.

„Ich kann nicht gehen," haucht sie matt und mit gebrochenem Blick. „Es dunkelt vor meinen Augen. Ich sterbe!"

Er lacht fröhlich und hebt sie in seine Arme. „Kannst nicht gehen, mein Lieb? Nun gut, so trage ich Dich zum Traualtar. Wirst schon wieder stark werden und muthig! Kommen Sie, Herr Graf! Sie begleiten uns zum Altar."

Mit der Braut auf den Armen schreitet der Herzog von Bielitz hinein in die Kirche. Einen Blick noch wirft er rückwärts, bevor sich die Kirchthür hinter ihnen

schließt. Der dunkle Punkt, den er vorher auf der Landstraße gesehen, der dunkle Punkt ist jetzt heller nnd deutlicher geworden; man kann jetzt schon erkennen, daß es Reiter sind, welche da herantraben.

„In zehn Minuten werden sie hier sein," sagt der Herzog mit einem raschen triumphirenden Blick auf den Herrn, welchen er im Beiseins Louisens immer als Herr Graf titulirt hat, „ja, in zehn Minuten werden unsere Verfolger hier sein, aber es wird dann doch für sie zu spät!"

Die Lichter brennen am Altar, an dem der Priester in feierlicher Amtstracht steht, hinter ihm zu beiden Seiten die knieenden Chorknaben, welche die Weihgefäße schwenken, aus denen graue Rauchwolken wirbelnd emporsteigen und in duftigen Nebelgestalten die kleine schweigende Kirche durchziehen.

Leise auf den Zehen, als scheuten sie sich, die heilige Stille zu durchtönen, leise auf den Zehen kommt der Herzog mit seinem Begleiter, gefolgt von dem Sacristan und dem Reitknecht, den breiten Hauptgang herauf. Höher schwenken die Chorknaben ihre Weihgefäße, lauter murmelt der Priester seine Gebete.

Ergriffen, erhoben von dem feierlichen Moment, richtet Louise sich empor in den Armen des Herzogs.

„Laß mich zur Erde nieder!" flüstert sie.

„Zur Erde? Nein, Geliebte, ich will Dich halten in meinen Armen! Du sollst immer da den Himmel finden und nie zur Erde niedersinken!"

Er eilt rascher mit ihr vorwärts, und erst auf die Stufen des Altars läßt er sie niedergleiten und kniet neben ihr hin, Hand in Hand mit der Geliebten.

Ihnen zur Seite stehen der Graf, der Sacristan und der Jockey.

Langsam wendet der Priester sich jetzt um und grüßt das knieende Brautpaar im Namen des Herrn, und beginnt die heilige Ceremonie.

Das entscheidende Wort ist eben gesprochen. Mit lautem feierlichen Ja haben sie Beide vor Gott, dem Priester und den Zeugen gelobt, einander anzugehören, einander zu lieben und treu zu sein ihr Leben lang; jetzt hebt der Priester die Hände und Arme empor und beginnt mit lauter Stimme das letzte Gebet des Segens für das knieende Brautpaar.

Da wird's hinter ihnen lebendig, da nahen sich Schritte. Zwei hohe Männergestalten mit bleichen, düsteren Gesichtern, schreiten den Gang herauf, eilen vorwärts jetzt mit beflügeltem Schritt.

VI.

Der alte Priester schaut mit einem ernsten, zürnenden Blicke die beiden Männer an, welche es gewagt haben, den feierlichen Segensspruch mit dem lauten Geräusch ihrer Schritte zu unterbrechen, dann wendet er sich an das knieende Brautpaar.

„Stehen Sie auf und wandeln Sie vereint durch das Leben!" ruft er mit feierlicher Stimme. „Ich habe Sie Beide zusammengethan zu unauflöslichem Bunde; keine Menschengewalt vermag Sie Beide mehr zu trennen und auseinander zu reißen. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

Und wieder wirft er einen zürnenden Blick auf die beiden Männer mit den bleichen, drohenden Gesichtern, dann steigt er langsam die Stufen des Altars hinab und schreitet, gefolgt von den Chorknaben, nach der Sacristei hin.

Louise richtet sich an der Hand des Herzogs von ihren Knieen auf. Ihr schüchterner Blick hebt sich flehend zu den beiden Brüdern empor, die mit traurigen, vorwurfsvollen Augen sie anschauen.

Der Herzog aber grüßt sie mit lachender Miene und reicht ihnen Beiden die Hand dar.

„Ich heiße meine theuren, vielgeliebten Herren Schwäger willkommen,“ sagt er wohlgemuth, „und ich danke Ihnen, daß Sie noch zu rechter Zeit gekommen sind, um wenigstens den Segensspruch zu hören, den der fromme Priester über unsere Ehe gesprochen. Vergeben Sie uns, geliebte Brüder, und fügen Sie sich in das Unabänderliche. Hier meine Hand, ich schwöre Ihnen, daß es mein heiligstes Bestreben sein soll, Ihre Schwester glücklich zu machen.“

Er streckte ihnen seine beiden Hände hin, aber die Brüder scheinen das nicht zu bemerken und Keiner von ihnen nimmt die herzogliche Hand an.

„Wir waren nicht gekommen, um Zeuge Ihrer Trauung zu sein,“ sagt Baron Karl mit kalter, ernster Stimme, „wir hofften vielmehr, daß wir dieselbe noch verhindern und unsere arme Schwester Ihren räuberischen Händen entreißen könnten.“

„Ich bitte zu bemerken, daß ich meine Gemahlin nicht geraubt habe, sondern daß sie mir freiwillig gefolgt ist.“

„Es ist wahr,“ seufzt Baron Ludwig, „sie ist Ihnen freiwillig gefolgt, ist aus dem Fenster zu Ihnen hinab

gestiegen, unserer Wachsamkeit und unserer Liebe spottend. Wir haben nicht das Recht, Sie vor dem irdischen Richter als einen Räuber anzuklagen, aber wir werden Sie dereinst anklagen vor dem Throne des höchsten Richters."

„Ich werde diese Anklage getrost erwarten," sagt der Herzog mit ruhigem Lächeln. „Vielleicht wird meine Gemahlin aber alsdann Ihre Anklage unwirksam machen, denn sie wird sagen, daß ich sie geliebt, und daß ich sie glücklich gemacht habe."

„Möge es so sein," erwiedert Baron Karl leise sein Haupt wiegend. „Wir werden dann thun, was wir heute noch nicht thun können. Wir werden Ihnen vergeben!"

„Ihr werdet ihm noch hier auf Erden vergeben, meine Brüder," flüstert Louise mit flehender Stimme. „Ihr werdet ihn lieben, denn Ihr werdet sehen, daß mein Gemahl mich liebt, daß er mich glücklich macht!"

„Gott gebe es!" sagten Beide feierlich. Dann wendete sich Baron Karl wieder an den Herzog:

„Sie haben Recht, Durchlaucht, wir müssen uns in das Unabänderliche fügen, denn wir haben gesehen, daß die kirchliche Trauung vollzogen wurde, daß die Kirche durch den Mund ihres Priesters den Segen

über Sie Beide gesprochen hat. Wir könnten vielleicht, da unsere Schwester noch minorenn ist und unter der Vormundschaft ihrer Brüder steht, einen Protest einlegen und auf die Ungültigkeit ihrer Ehe klagen. Aber wir halten es unserer für nicht würdig, unsere Namen vor den Schranken des öffentlichen Gerichts und in dem böswilligen Munde der Leute herumgezerrt zu sehen. Wir sind leider zu spät gekommen, um die Trauung zu verhindern, es bleibt uns daher nichts weiter übrig, als das Factum anzuerkennen. Sie werden mit uns einverstanden sein, daß wir das Abenteuer dieser Nacht als ein Geheimniß betrachten, daß wir es der Welt möglichst zu verbergen suchen, um den guten Ruf unserer Schwester vor jedem Flecken zu bewahren und ihre Ehre rein zu halten."

„Sie glauben also, daß die Ehre der Baronesse von Larisch dadurch befleckt würde, wenn man erführe, daß sie trotz der Abneigung ihrer Herren Brüder sich von mir hat in die Kirche führen lassen, um eine Herzogin zu werden?"

„Sie hat das Haus ihrer Aeltern heimlich und flüchtig als eine Abenteurerin verlassen, und das wirft einen Schatten auf ihre Ehre, selbst wenn der Mann, mit dem sie entfloh, ein König oder ein Kaiser wäre.

Geloben Sie uns also, daß Sie diese romantische Entführungsgeschichte geheim halten wollen, nicht um unsertwillen, sondern um Ihrer jungen Gemahlin willen."

„Ich will Ihnen den Gefallen thun, dies zu geloben, und wäre es auch nur, um damit das kleine Unrecht wieder gut zu machen, das wir Ihnen angethan."

„Daß ich das Gelöbniß von Ihnen forderte, ist der letzte Act unseres vormundschaftlichen Rechts," sagte Baron Karl mit einem stolzen Neigen seines Hauptes. „Von jetzt an ist unsere Vormundschaft beendet, und der Herr Herzog von Bielitz ist der berechtigte Vormund und Beistand seiner Gemahlin. Wir werden Ihnen Rechnung ablegen und Ihnen das Vermögen unserer Schwester ausliefern. Ihr mütterliches Erbtheil besteht in fünfzigtausend Thalern und dem Schlosse Slupna, das Ihnen Beiden sofort übergeben werden soll. Ihr väterliches Vermögen ist auf unsere Güter eingetragen und darf nach dem Testament unseres Vaters nicht als Capital ausgezahlt werden. Unsere Schwester hat davon die Zinsen zu empfangen und wir werden sie ihr regelmäßig zustellen. Sie werden die Güte haben, Ihren Geschäftsführer zu uns zu

senden, damit wir ihm die Rechnungen und Gelder übergeben. Und jetzt, Herr Herzog, haben wir einander nichts mehr zu sagen, die Geschäfte sind abgethan."

„Doch, meine Herren, ich habe noch etwas zu sagen," rief der Herzog. „Ich habe Sie um Vergebung zu bitten für den Verdruß, den wir Ihnen bereitet haben. Aber im Grunde sind Sie doch selbst Schuld daran, denn warum verweigerten Sie mir die Hand Ihrer Schwester? Warum zwangen Sie mich, sie zu entführen? Ich habe offen und ehrlich um sie geworben, ich wollte durch eine edle und schöne Liebe auf die Pfade der Tugend und Ehrbarkeit zurückkehren. Warum wollten Sie mich daran hindern?"

„Es nützt nichts, alle diese Dinge noch zu erörtern, Herr Herzog," erwiederte der Baron ernst. „Könnten wir die Sache ungeschehen machen, so thäten wir es, und müßten wir die schwersten Opfer deshalb bringen. Aber es ist vergeblich, daher lassen Sie uns schweigend, wenigstens nicht als Feinde uns trennen, wenn wir auch nicht als Freunde mit einander leben können. Jetzt erlauben Sie uns ein letztes Lebewohl von Ihrer Gemahlin zu nehmen, zum letzten Male Diejenige als Schwester zu umarmen, die von heute an für uns nur noch die Herzogin von Bielitz sein wird."

„Ich will dieses letzte Lebewohl nicht durch meine profane Nähe entweihen,“ sagte der Herzog mit einem spöttischen Lächeln. „Kommen Sie, Herr Graf, lassen Sie uns in den Seitengang dort gehen.“

Louise hatte während der ganzen Unterredung ihres Gemahls und ihrer Brüder auf den Stufen des Altars gekniet, mit gefalteten Händen Gebete der Angst, der flehenden Liebe zu Gott emporsendend, und auch jetzt noch, als der Herzog mit seinem Begleiter sich entfernt hatte, blieb sie in ihrer Stellung, das Haupt auf die Brust gesenkt, Gebete murmelnd, mit stockendem, gepreßtem Athem.

„Steh auf, Louise,“ sagte Karl mit ernster, gebieterischer Stimme. „Du flüchtest Dich nur zum Gebet, weil Du Dich fürchtest, mit Deinen Brüdern zu sprechen. Du wendest das Auge zu Gott, weil Du es nicht auf uns heften willst. Aber wir wollen Dir unsern letzten Liebesgruß sagen, wir wollen zum letzten Male unserer Schwester in das geliebte Antlitz sehen. Steh also auf!“

Louise erhob sich zitternd von ihren Knieen und stand jetzt gesenkten Hauptes demüthig und still zwischen den Brüdern da. Sie sah nicht, wie Beide sie anschauten mit einem Ausdruck tiefer, schmerzlicher Zärt-

lichkeit, sie sah nicht die Thränen, welche in ihren Augen glänzten.

„Louise,“ sagte Karl mit leiser, bebender Stimme, „Du hast uns verlassen und unsere Wünsche, unsere Gebote mißachtet; wir vergeben Dir, denn wir lieben Dich!“

„Ja, wir vergeben Dir, weil wir Dich lieben,“ fügte Ludwig hinzu. „Wir waren die Vormünder, welche der Wille unsers Vaters über Dich gesetzt hatte. Wir fragen Dich vor Gott und Deinem Gewissen, ob Du glaubst, daß wir unsere Pflichten an Dir erfüllt haben, ob wir Dir treue Vormünder, liebende Brüder gewesen?“

„Ja,“ sagte sie tief bewegt, „ja, Ihr habt Eure Pflichten redlich erfüllt, Ihr seid mir treue Vormünder, liebende Brüder gewesen.“

„So also sind wir nicht durch hartes Betragen, durch Lieblosigkeit und durch Mißbrauch unserer Gewalt die unglückselige Ursache, daß Du dem Hause Deiner Aeltern, Deiner Geschwister entflohen bist?“

„Nein, nein, Ihr seid nicht die Ursache davon, sondern nur die Liebe, die große, unbezwingliche Liebe zu dem Manne, der jetzt mein Gemahl ist und den Ihr gewiß einst auch lieben werdet, wenn Ihr seht, wie glücklich er mich macht.“

„Du schwörst es uns: wir haben nichts verschuldet an Dir?"

„Ich schwöre es: Ihr habt nichts an mir verschuldet. Ich bin Euch nur Dank schuldig, tiefen, unvergänglichen Dank für alle die Liebe und Güte, die Ihr mir bewiesen."

„Habe Dank für dieses Wort, das uns tröstet in unserm Kummer und uns die Last der Sorgen erleichtern und tragen hilft. Lebe wohl, Schwester, lebe wohl, und möge die Herzogin von Bielitz nie bereuen, was die Baronesse von Larisch gethan hat. Lebe wohl!"

„Und so, mit diesem kalten Gruße wollt Ihr von mir gehen?" fragte sie, und hob jetzt die von Thränen umdüsterten Augen zu den Brüdern empor. „So, ohne Kuß und ohne Segen, wollt Ihr von Eurer Schwester Abschied nehmen?"

„Hast Du nicht auch so von uns Abschied genommen, ohne Kuß und ohne Liebesgruß?"

„Ich that es aus Liebe, aber morgen wäre ich zu Euch gekommen als demüthige Pilgerin und hätte so lange bettelnd und betend vor Eurer Thür gestanden, bis Ihr mir das Almosen eines freundlichen Wortes, eines vergebenden Blickes gewährt hättet. Meine ge-

liebten Brüder, Vergebung, ach Vergebung! Denkt, daß ich am Anfange eines neuen Lebens stehe, und daß es für mich kein glückliches sein kann, wenn mir der Segen Eurer Liebe fehlt. Erinnert Euch, daß unser sterbender Vater zu uns gesagt hat, daß wir einander immerdar lieben, daß wir einander niemals verlassen und ungetreu werden sollen. Seid großmüthig, seid barmherzig, erfüllt das Wort Eures sterbenden Vaters und nehmt mich wieder auf in Eure Liebe, an Euer Herz!"

Mit leidenschaftlicher Innigkeit warf sie sich an die Brust ihres ältesten Bruders, während sie ihre Rechte flehend dem zweiten Bruder entgegenstreckte.

„Du hast uns an unsern Vater erinnert," rief Karl, „im Namen unsers Vaters vergeben wir Dir!"

„Im Namen unseres Vaters wollen wir Dich wieder an unser Herz nehmen," sagte Ludwig. „Gott segne Dich, Louise, und Er gehe nicht in's Gericht mit Dir."

Und Beide legten sie ihre Arme um den Nacken der Schwester, Beide küßten sie ihre zitternden Lippen und ihre heißen Thränen flossen nieder auf die von Thränen überflutheten Wangen der Schwester.

„O mögest Du glücklich werden, theure Schwester!"

„Mögest Du nie bereuen, was Du gethan hast!"

„Sollte aber die Reue über Dich kommen und das Unglück, so flüchte Dich zu uns, Schwester. Unsere Herzen werden Dir immer offen stehen, unser Haus wird immer Deine Heimath bleiben. Aber Dir, nur Dir allein! Lebe wohl, Schwester, lebe wohl!"

Während die Drei sich umschlungen halten, ihre letzten Thränen, ihre letzten Küsse einander weihen, steht der Herzog von Bielitz dort drüben in dem Seitengange, und neben ihm der sogenannte Graf.

„Sie sehen es, mein Lieber," flüsterte er, auf die Gruppe der drei Geschwister hindeutend. „Sie sehen es, der Groll ist schon vergessen, und die Frau Herzogin von Bielitz ist mit ihren Geschwistern ausgesöhnt. Sie werden also jetzt nicht mehr nöthig haben, meinen Schatten zu spielen und mich mit Ihrer steten Nähe zu belästigen. Sie werden bezahlt werden, mein Bester, und wenn Sie mir übermorgen Ihre Wechsel präsentiren, so werde ich sie einlösen können, denn morgen empfange ich die Mitgift meiner Gemahlin."

„Ich werde also nur noch bis übermorgen die hohe Ehre haben, der Schatten Eurer Durchlaucht zu sein," erwiederte der Andere ehrerbietig. „Sobald meine Wechsel bezahlt sind, werde ich Sie nicht länger mit meiner Gegenwart belästigen."

„Doch, mein Bester, Sie können dann noch eine Stunde bleiben, denn wir haben dann noch ein kleines Geschäft mit einander abzumachen. Sie haben doch vernommen, daß das Schloß Slupna zu der Mitgift meiner Gemahlin gehört?"

„Zu Befehl, Durchlaucht, und ich wünsche Ihnen Glück dazu, denn es ist ein herrliches, reiches Besitzthum, und vollkommen schuldenfrei."

„Nun, mein Guter, Sie haben es mir abgeschlagen, mir auf meine Güter und Schlösser Geld zu borgen, weil Sie behaupten, daß diese alle schon zu sehr verschuldet sind. Aber Sie werden mir auf Schloß Slupna zwanzigtausend Thaler leihen, denn Sie sagen es selbst: Slupna ist ganz schuldenfrei, und Sie dürfen sich also nicht weigern, mir diese Summe zu leihen. Ich verkaufe Ihnen ein Stück Wald vom Gute Slupna, hören Sie?"

„Ich bin es zufrieden, Durchlaucht, und ich gratulire Eurer Durchlaucht zu der Vermählung."

„Und ich gratulire Ihnen auch dazu, mein Bester, denn Sie haben wirklich ein gutes Geschäft mit meiner Vermählung gemacht!"

VII.

Vier Wochen waren vergangen seit der Entführung Louisens. Auf Schloß Grodsky waren sie still und geräuschlos dahin gegangen, still und geräuschlos, denn die Herzen der Geschwister trauerten noch immer um den Verlust der geliebten Schwester, und außerdem hatte sich noch immer ein Kranker, ein physisch Leidender im Schlosse befunden.

Aber jetzt war der Kranke genesen, jetzt litt der Graf Hompesch nicht mehr, seine Wunde hatte sich geschlossen, das Fieber hatte ihn verlassen, und Dank der Geschicklichkeit des Arztes, der treuen, sorgfältigen Pflege der Baronesse Julie und ihrer Brüder, war der Graf dem Leben erhalten, war er wieder gesundet.

Er konnte jetzt schon, ohne eines Führers zu bedürfen, im Gemach auf und ab gehen, konnte selbst bis auf die von Orangenbäumen besetzte Terrasse gehen, welche das Schloß nach der Gartenseite hin begrenzte, konnte lange und lebhaft sprechen, ohne jetzt noch die Schmerzen und Stiche in der Brust zu fühlen, welche ihn sonst so gemartert hatten.

Er war genesen, und dennoch zögerte er noch immer, auf sein benachbartes Gut sich zurückzuziehen, dennoch weilte er noch immer auf Schloß Grodsky und schien es ganz vergessen zu haben, daß dort nicht seine Heimath sei, und er kein Recht habe, länger noch dort zu verweilen.

Er saß auf der Terrasse in einem bequemen Fauteuil, den die Brüder für ihn dahin geschafft hatten. Sein Antlitz war immer noch bleich und angegriffen, aber es trug nicht mehr den Ausdruck des Leidens und der Schmerzen, es war ruhig und heiter und ein Lächeln umschwebte seine Lippen, als er die großen, blauen Augen eben auf Julie heftete, die neben ihm saß und, eifrig mit einer künstlichen Seidenstickerei beschäftigt, seine Gegenwart ganz vergessen zu haben schien, indem sie jetzt schon eine Zeit lang auf dieselbe niedergeschaut hatte.

„Wissen Sie, liebe Julie, daß Sie heute sehr schweigsam sind?" fragte er nach einer Pause.

Sie hob ihre dunklen, glänzenden Augen mit einem verwunderten Ausdruck zu ihm empor.

„Haben Sie gesprochen, Alexis?" fragte sie.

„Ich? O nein, ich schwieg, und erwartete, daß Sie endlich das Stillschweigen brechen und mir alles Das

sagen würden, was Sie mir bis jetzt verschwiegen haben, obwohl Sie sich schon seit einer Woche vorgenommen haben, es mir endlich zu sagen."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil ich es in Ihrem Angesicht gelesen habe. Oder glauben Sie, daß ich die heiligen und schönen Schriftzeichen Ihrer edlen Züge nicht zu deuten vermöchte? Kenne ich Sie denn nicht seit unsern frühesten Jugendtagen, haben wir nicht als Kinder schon unsere kleinen Geheimnisse mit einander ausgetauscht, sind Sie nicht immer für mich eine Heilige gewesen, der ich mein ganzes Herz offen darlegte, zu der ich aufschaute voll seligen Vertrauens, der ich unbegrenzt ergeben war, der ich Alles beichtete, was meine Seele bewegte? Und Sie glauben, daß ich in der tiefen Sympathie, die mich Ihnen auf ewig verbindet, nicht die Kraft hätte, auch in Ihrem Herzen zu lesen, und aus den Schriftzügen Ihres Angesichts zu enträthseln, was Ihre Seele erfüllt?"

„Mein Freund," sagte sie, ohne zu ihm aufzuschauen, immer das Auge auf ihre Stickerei geheftet, „mein Freund, das Herz schreibt in Chiffern, die selbst dem geübtesten Auge unleserlich sind und falsch gedeutet werden! Trauen Sie also den Schriftzeichen

meines Angesichts nicht, denn sie könnten leicht solche unverständliche Chiffern sein."

„Nun wohl, meine Freundin, stellen Sie mich auf die Probe. Soll ich Ihnen also sagen, was Sie mir seit einer Woche sagen wollen und es doch nicht gethan haben?"

„Thun Sie es, Alexis, und ich verspreche Ihnen, es anzuerkennen, wenn es die Wahrheit ist."

„Hören Sie also. Sie wollen mir seit einer Woche sagen, daß ich Schloß Grodsky verlassen und in mein eigenes Haus zurückkehren soll. Nun, ist das die Wahrheit?"

„Es ist die Wahrheit," sagte sie, und zum ersten Male hob sie die Augen zu ihm empor und schaute ihn an mit einem langen, innigen Blick. „Ja, es ist die Wahrheit, mein Freund; Sie sind genesen, und also müssen meine Brüder und ich uns wohl entschließen, uns von Ihnen zu trennen."

„Ihre Brüder und Sie," sagte er sinnend. „Ihrer Schwester erwähnen Sie gar nicht? Sie wollen mich also immer noch schonen, Julie? Der Arzt hat Ihnen gesagt, daß ich vollkommen genesen sei, und dennoch zögern Sie, mir alles Das mitzutheilen, was ich am Ende doch wissen und erfahren muß? Sie glauben

also, daß ich noch immer der Schonung bedarf? Daß mein Herz eine Wunde in sich trägt, die so tief und schmerzhaft ist, daß man sie gar nicht berühren kann? Sie irren, Julie, ich bin genesen, und nicht blos mein Körper, sondern auch mein Geist und mein Herz ist wieder gesund geworden. Sie haben sich mit Ihren edlen Brüdern das Wort gegeben, mir nichts zu sagen von Allem, was seit jenem Tage geschehen, da Sie, Julie, Sie mich vom Tode erretteten; aber dem Genesenen dürfen Sie nicht vorenthalten, was Sie dem Kranken verschwiegen. Ich bitte Sie also, antworten Sie mir auf meine Fragen, und lassen Sie mich endlich die Wahrheit wissen! Und, theure Julie, sehen Sie mich an, während Sie mir antworten, damit Sie ermessen können, welchen Eindruck Ihre Antworten auf mich machen. Nun, darf ich fragen?"

„Fragen Sie!" sagte sie mit einem beklommenen Lächeln.

„Also: Ist Louise nicht in Schloß Grodsky anwesend?

„Nein, sie ist nicht anwesend."

„Ist sie mit Bewilligung Ihrer Geschwister von hier fortgegangen?"

„Nein."

„Der Herzog von Bielitz hat sie also von hier entführt?“

„Ja.“

„Er hat sich mit ihr vermählt? Sie ist seine Gemahlin, die Herzogin von Bielitz geworden?“

„Ja, er hat sich gleich in der Nacht, in welcher er sie entführte, mit ihr trauen lassen.“

„Gott sei Dank!“ rief der Graf inbrünstig.

Julie schaute ihn verwundert an. „Sie freuen sich dessen, Graf?“

„Ja, ich freue mich dessen,“ sagte er aufathmend. Der Herzog hat also mindestens an Ihrer Schwester gehandelt als ein Ehrenmann, und ich gestehe Ihnen offenherzig, ich traute ihm das nicht zu. Sie ist also die Gemahlin des Mannes, den sie liebte. Gott segne sie und schenke ihr Glück und Frieden ihr Lebelang!“

„Sie zürnen ihr nicht, Alexis? Sie haben ihr den Kummer vergeben, den sie Ihnen bereitet hat?“

„Ich habe ihr nicht zu vergeben, sondern zu danken, Julie,“ erwiederte er mit einem innigen Blick in ihr erröthendes Angesicht. „Sie hat uns Beide bewahrt vor dem Unglück, vor der Qual einer Ehe ohne Liebe. O, schauen Sie mich nicht so verwundert an, Julie!

Ich will Ihnen mein ganzes Innere enthüllen, und ich schwöre es Ihnen bei Gott und bei dem Geiste meiner Mutter, von der Sie wissen, daß ich sie grenzenlos geliebt habe, ich schwöre es Ihnen bei Allem, was mir heilig und theuer ist auf Erden, daß ich Ihnen die Wahrheit sagen werde. Wissen Sie es also, Julie, daß auch ich in einem Wahne, in einer Täuschung befangen, und daß ich, gleich Ihrer Schwester, längst schon meinen Irrthum erkannt, längst eingesehen hatte, daß ich die innige, zärtliche Freundschaft, die ich für die holde, liebreizende Gespielin meiner Jugend empfand, verwechselt hatte mit der Liebe, die man empfinden muß, wenn man ein ganzes Leben mit einander theilen will. Mein Gott, ich hatte mit dem übermüthigen, fröhlichen jungen Mädchen, das stets geneigt war, mit mir zu tändeln, auf meine Scherze einzugehen, so viel gelacht und geplaudert, so viel gemeinschaftliche Späße ersonnen, daß ich zuletzt vermeinte, das ganze Leben sei ein Spaß, und wir Beide seien berufen, ihn gegenseitig uns zu versüßen durch unser heiteres Lachen und unsere unerschöpfliche Laune. So unter Lachen und Scherzen gestanden wir uns unsere Liebe, malten wir uns aus, wie köstlich das sein würde, wenn wir die Rosenketten, mit denen wir tändelten,

zu einem duftigen Liebesbande machten, das uns auf immer vereinte. So ward die Baronesse Louise meine Braut, und ihre Brüder und — ihre Schwester Julie gaben uns ihre Einwilligung zu unserer Vermählung. Aber kaum war es geschehen, kaum war aus dem duftigen Scherze unserer Liebe dieses Verlöbniß entstanden, als ich in mir mit wahrhaftem Entsetzen empfand, daß diesem duftigen Scherze der heilige Ernst mangele, der jeder wahren Liebe inne wohnen, der in ihr brennen muß, wie das heilige Feuer in dem Tempel der Vesta, wenn sie nicht vergehen und erstarren soll in tödtlicher Kälte. Und ich, Julie, ich ward es mir auf einmal bewußt, daß in mir dieses Feuer nicht glühte, daß ich die tanzenden Irrlichter übermüthiger Jugendlust verwechselt hatte mit dieser reinen und keuschen Flamme. Aber wie ich mir dessen bewußt ward, da fühlte ich mich grenzenlos elend, da wußte ich, daß ich einer freudlosen, schmerzbeladenen Zukunft entgegen ginge, einer Zukunft der Entsagung, der verheimlichten Schmerzen der Liebe, die niemals sich bekennen, niemals sich verrathen dürfe! Ach, es war mir geschehen, was mich jetzt grenzenlos elend machen mußte, ich hatte mein eigenes Herz nicht verstanden, ich hatte die tiefe, ernste, große Liebe, die auf dem Grunde meines

Herzens ruhte, für Freundschaft, für sanfte, wunschlose Freundschaft gehalten, und jetzt auf einmal, da ich sie zu ewigem Schlummer verdammen wollte, jetzt richtete sie sich mit leidenschaftlicher Energie in meinem Herzen empor, und schaute mich an mit flammenden Blicken in wunderbar göttlicher Schönheit, und donnerte mich nieder mit dem Schreckensworte: „Du bist verloren und verdammt, denn Du hast mich nicht erkannt, hast mich verleugnet!"

Er schwieg einen Augenblick und schaute mit strahlenden Augen, mit bewegten Zügen auf Julie hin. Sie aber sah diesen Blick nicht; eine tiefe Blässe hatte, während der Graf sprach, nach und nach ihr Antlitz übergossen; und dann hatte sie die beiden Arme auf den Tisch aufgestützt, ihre Hände über ihr Gesicht gelegt und saß schweigend, unbeweglich, verhüllten Hauptes da; auch dann noch, als der Graf schwieg. Eine Pause trat ein, dann erhob sich Alexis von seinem Fauteuil und dicht zu Julien heranschreitend, legte er sanft seine Hand auf ihre Schulter.

„Julie", fragte er leise und mit bebender Stimme, „Julie, hören Sie mich? Darf ich weiter sprechen?"

„Ich höre Sie", hauchte sie leise, „sprechen Sie weiter!"

Er ließ sich neben ihr auf die Bank niedergleiten, und seine Hand ruhte immer noch auf ihrer Schulter.

„Ich sagte Ihnen", fuhr Alexis fort, „daß ich zu spät, ach zu spät meines Irrthums mir bewußt geworden, daß ich, kaum da ich mich Ihrer Schwester zu ewigem Bunde verlobt sah, es klar in mir selber erkannt, daß sie nicht das Weib sei, welches in dem Ernste des Lebens mir genügen, mich erheben und aufrichten könne, daß ich sie niemals lieben könne mit derjenigen Liebe, aus der nach kurzen Jahren der Blüthe die höchste und erhabenste Frucht, die Freundschaft reifen müsse. Louise konnte meine Geliebte, doch niemals meine Freundin sein! Aber, indem ich mir dessen bewußt ward, mußte ich mich doch zugleich selber zu der härtesten und schwersten Strafe für meinen Irrthum verurtheilen, mußte ich mir der Pflicht bewußt werden, das, was ich in mir als tiefe, heilige Wahrheit erkannt hatte, als unverbrüchliches Geheimniß zu bewahren, und es niemals auch nur mit einem Blick, einer Andeutung zu verrathen. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß ich diese Pflicht erfüllt habe, daß ich Niemand habe ahnen lassen, was ich empfand. Nicht ich, wenigstens nicht wissentlich, habe es verschuldet, daß Louisens Herz sich von mir wandte; ich

hatte mir heilig gelobt, sie niemals leiden zu lassen unter dem Irrthume, den mein Herz begangen, und den es allein büßen sollte. Aber vielleicht war auch sie sich bald genug bewußt geworden, daß ich den Ansprüchen nicht genügte, die ihr junges leidenschaftliches Herz an den Mann machte, welchem sie ihr ganzes schönes und reiches Wesen hingeben wollte, und so trage ich unbewußt vielleicht dennoch die Schuld, daß Louise, um sich vor mir zu retten, ihr Herz dem schönen verführerischen Herzog ergab. Daß sie das gethan, ahnte ich nicht bis zu jener fürchterlichen Stunde der Erklärung, und in jener Stunde übermannte mich der Schmerz des Verschmähtseins, der Zorn über das rücksichtslose Betragen des Herzogs so sehr, daß mir nun auf einmal wieder wünschenswerth und unverlierbar erschien, was ich doch selber verloren gegeben hatte. Ja, in jener Stunde, da sich Louise mir auf immer entzog, da liebte ich sie wieder mit der leidenschaftlichen Gluth früherer Tage, und ich empfand gegen den Herzog nicht blos den gerechten Zorn eines in seiner Ehre beleidigten Mannes, sondern auch den glühenden Haß eines Nebenbuhlers, der von ihm bei Seite gedrängt worden. Ich habe dieses Auflodern der gekränkten Eitelkeit, des beleidigten Mannesstolzes schwer

genug büßen müssen, und ich bin davon für immer geheilt und genesen. Ich bin dem Leben wiedergegeben. Sie, Julie, Sie allein sind es, die mich demselben erhalten hat! Vollenden Sie nun Ihr Werk, stehen Sie in dem neuen Dasein, das sich vor mir aufthut, mir treu und liebend zur Seite, ziehen Sie die geliebte Hand, von der gestützt ich schwankend und hülflos wie ein Kind die ersten Schritte wieder in die Welt gethan, ziehen Sie diese geliebte Hand jetzt nicht von mir! Lassen Sie mir dieselbe, Julie, und wenn Sie es noch nicht wissen, so hören Sie es jetzt, das große, heilige Geheimniß, das so lange in der Tiefe meines Herzens geruht: ich liebe Sie, Julie! Sie allein habe ich geliebt mein Leben lang, und ich armer, verblendeter Thor wußte das selber nicht, erkannte es erst, da es zu spät war, da Sie für mich unwiederbringlich verloren schienen. Aber Gott hat gewollt, daß die Bande sich lösen sollten, in denen ich mich selber gefesselt hatte; ich lebe, ich bin frei, und ich komme zu Ihnen mit einem Gefühl unendlicher Glückseligkeit, um Sie zu bitten, meine Hand anzunehmen, und mich das Glück meines Lebens von Ihnen, Geliebteste, empfangen zu lassen."

Er hatte, während er in glühender Beredtsamkeit

so sprach, seinen Arm um ihre Gestalt gelegt, und wollte sie jetzt an sein Herz ziehen. Sie aber wehrte ihn sanft zurück, und indem sie ihre Hände von ihrem Angesichte niedergleiten ließ, schaute sie ihn an mit einem tiefen, gedankenvollen Blick.

„Sie bieten mir Ihre Hand", sagte sie langsam und mit einem sanften Lächeln, „Sie gestehen mir Ihre Liebe. Aber Sie fragen gar nicht, ob ich Sie auch genugsam liebe, um den schweren Gang durch das Leben mit Ihnen wagen zu wollen? Es scheint Ihnen ganz natürlich, ganz selbstverständlich, daß es nur des Geständnisses Ihrer Liebe bedarf, um mich sofort mit Freude und Dank zu erfüllen, und es mich als ein Glück betrachten zu lassen, daß Sie mich zu Ihrer Gemahlin wählen wollen. Ich will Ihnen sagen, woher das kommt, Alexis. Sie glaubten zu wissen, daß ich Sie liebe, o, widersprechen Sie mir nicht, ich selber habe Sie ja zu jenem Glauben verleitet. In jener fürchterlichen Stunde, da ich Ihre Unterredung mit dem Herzoge belauschte, da ich verzweiflungsvoll auf ein Mittel sann, das Leben meines geliebten Jugendfreundes zu retten, da steigerte sich die Angst um ihn zu solcher Höhe, daß ich fühlte, ich müßte Alles wagen, jedes Opfer darbringen, um ihn dem Leben zu erhalten.

Ich wußte, daß Sie mich liebten, als eine Freundin, eine Schwester liebten, und ich dachte mir, wenn ich Sie dem Leben erhalten wollte, so könnte es nur dadurch geschehen, daß ich Ihnen sagte, Sie würden auch mich tödten, wenn Sie in den Tod gingen!"

„Haben Sie mir das gesagt?" unterbrach er sie mit dem Anschein freudiger Ueberraschung. „Haben Sie mir das wirklich gesagt, Julie?"

„Ja, ich habe es Ihnen gesagt", erwiederte sie ruhig und ernst. „Ich habe es gesagt, denn ich wollte Sie retten, ich wollte mit dem Geständniß meiner Liebe die Hand fesseln, welche bereit war, sich selbst den Tod zu geben."

„Und jetzt, Julie, jetzt wollen Sie dies Geständniß, von dem ich nichts wußte, zurücknehmen? Ich sage Ihnen, daß ich es nicht kannte. In der furchtbaren Erregung jener Stunde hörte ich nicht, wußte ich nicht, was um mich her geschah, stand nur der Eine Gedanke klar und unerschütterlich in mir fest, daß ich eine tödtliche Beleidigung empfangen, und daß ich entweder gerächt werden oder sterben müßte. Das Schicksal entschied gegen mich und verurtheilte mich zum Tode. Das war das Einzige, dessen ich mir bewußt war, als ich das Pistol nahm und es an mein Herz setzte; dann

sah ich, wie ein Traumbild, eine geliebte Geistererscheinung, Ihre Gestalt, Ihr von Thränen überströmtes Angesicht vor mir, und — hier stocken meine Erinnerungen, was weiter um mich her und mit mir geschah, dessen bin ich mir nicht bewußt."

„Sie sind ein edler und ein großmüthiger Mann, Alexis, ich danke Ihnen", sagte Julie, ihm ihre beiden Hände darreichend. „Ich werde die Erinnerung an diese Stunde mit mir in meine Einsamkeit nehmen, und sie wird mich stärken und erheben zur Freudigkeit und Geduld."

„In Ihre Einsamkeit, Julie?" fragte er bebend. „Wohin wollen Sie gehen, Julie?"

„In ein Kloster, mein Freund", erwiederte sie sanft. „Sehen Sie", fuhr sie fort, ein großes zusammengefaltetes Papier aus der Tasche ihres Kleides hervorziehend, „es ist die Antwort der Aebtissin aus dem Kloster der Ursulinerinnen in Breslau. Sie bewilligt mir die Aufnahme in ihr Kloster, und in zwei Tagen schon werde ich dort sein."

„Wissen das Ihre Brüder, Julie?"

„Sie wissen es, und sie haben mir Beide ihre Einwilligung gegeben."

„Aber ich, Julie", sagte er energisch und fest, „ich

gebe Ihnen meine Einwilligung nicht. O sehen Sie mich nicht so stolz und kühn an! Ich wiederhole es Ihnen: ich gebe Ihnen meine Einwilligung nicht, und ohne diese können Sie nicht von hinnen gehen. Ich habe ein Recht auf Sie, denn ich liebe Sie, und ich will daher nicht, daß Sie unglücklich werden, daß Sie in beleidigtem Selbstgefühl die großmüthige Erregung eines Moments mit einem Leben voll Qual und Enttäuschung büßen sollen. Sie sagen mir, daß Sie in einer Stunde, in welcher der Tod an meiner Seite war, mir gestanden hätten, daß Sie mich liebten. Ich würde es nicht wissen, wenn Sie mir es nicht sagten, aber das weiß ich, daß ich Sie liebe, daß ich Sie immer geliebt habe, und daß ich mit diesem Recht und mit dieser Gewalt, welche die Liebe jedem echten und tapfern Mann über das Weib verleiht, das er liebt, es nicht dulden werde, daß Sie der Welt entsagen und in ein Kloster gehen. Sie sollen nicht sich, Sie sollen nicht Ihre Brüder, und endlich Sie sollen auch mich nicht unglücklich machen, da es doch in Ihrer Hand liegt, uns Alle so glücklich zu machen. Es wäre ein Frevel, den Sie selbst sich nimmer vergeben könnten, um den Sie in Reue sich verzehren würden, der Ihnen keine Ruhe lassen würde in den Mauern des Klosters, das

für Sie keine Stätte des Friedens, sondern der Qual, der Selbstvorwürfe sein würde. Nein, Julie, ich lasse Sie nicht, ich nehme Ihre Hand in die meine, und zwinge Sie, bei uns zu bleiben. Sie werden mich von jetzt an wie Ihren Schatten neben sich haben, ich werde Ihnen überall hin folgen, und wenn Sie wirklich so grausam sind, in das Kloster zu gehen, nun wohl, so gehe ich mit Ihnen, so folge ich Ihnen bis an den Altar, und dort im Angesicht der Aebtissin, der Nonnen, und endlich im Angesicht Gottes fordere ich Sie zurück, mahne ich Sie an Ihre Pflicht, Diejenigen zu beglücken, von denen Sie geliebt werden, und nicht in kaltem Egoismus die Herzen zu brechen, die Sie nach dem Willen Gottes und Ihrer eigenen Seele glücklich zu machen berufen sind."

Er sah schön und ehrfurchtgebietend aus, indem er so sprach. Sein vorher so bleiches Antlitz hatte sich sanft geröthet, seine Augen leuchteten von innerer Begeisterung, ein edler Ausdruck schönster Männlichkeit sprach aus seinen Zügen, flammte von seiner hohen, gedankenvollen Stirn; sein ganzes Wesen war gehoben, stolz, gebieterisch, und doch innig und liebevoll zugleich.

Julie schaute ihn an mit staunenden Blicken, voll

Demuth und Unterwürfigkeit, voll Furcht und Zagen. Sie hatte nicht die Kraft, ihm zu widersprechen, nicht den Muth, überhaupt nur zu reden, sie fühlte sich ihm ergeben und gehorsam, und ganz hingegeben seinem Willen.

„Sie schweigen, Julie?“ fragte er nach einer Pause, in welcher er vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte. „Sie wollen also bei Ihrem Willen beharren? Wollen in frevelndem Uebermuth uns Alle unglücklich machen?“

Sie schüttelte langsam das Haupt, aber kein Wort kam über ihre Lippen.

„Sie zweifeln an mir“, fuhr er fort, „Sie glauben nicht an meine Liebe. Aber ich schwöre es Ihnen: ich liebe Sie, liebe nur sie; habe, ohne daß ich mir selbst dessen bewußt war, immer nur Sie geliebt! Und jetzt wollen Sie mich verdammen, unglücklich zu sein, wollen selbst unglücklich werden! Weshalb? Weil, wie Sie sagen, da ich in der höchsten Todesgefahr schwebte, Sie mir gesagt haben, daß Sie mich lieben. Hätten Sie dies nicht gethan, so wären Sie nicht das edle, stolze und große Weib, welches ich liebe, so wären Sie nicht der Engel des Erbarmens und der Güte, den ich in Ihnen anbete. Aber Sie sollen, Sie dürfen nicht

kleiner erscheinen wollen, als Sie sind, sie sollen den Muth haben, sich zu sich selbst zu bekennen, und Ihre Liebe zu mir nicht als eine Demüthigung, sondern als ein Glück, als den Inhalt Ihrer ganzen Zukunft zu betrachten. Sie dürfen nicht in ein Kloster gehen, ich verbiete es Ihnen, und kraft der Gewalt, welche die Liebe zu Ihnen mir giebt, zerreiße ich dieses Papier, das Ihnen nicht eine Zuflucht, sondern ein Gefängniß zusichert. Mögen Ihre klösterlichen Gelübde so ein Spiel der Winde werden, wie die Fetzen dieses Papiers!"

Und während er so sprach, zerriß er mit Ungestüm den Brief der Klosterfrau in kleine Fetzen und warf diese zürnend über die Terrasse hinunter in den Garten.

Julie sah ihm mit träumerischen Blicken zu, und folgte dann gedankenvoll mit ihren Augen den kleinen weißen Papierstückchen, die vom Winde emporgehoben und getragen, wie Schmetterlinge dahin flatterten, und hier und da auf Blumen und Gesträuche niederfielen.

„Julie", rief der Graf jetzt mit lauter Stimme, „Julie, wollen Sie noch in ein Kloster gehen?"

Sie wandte langsam den Kopf zu ihm hin, und gleichsam als gehorche sie wider ihren Willen einer

innern Macht, die Gewalt über sie bekommen, antwortete sie laut und freudig:

„Nein, ich will nicht in ein Kloster gehen!“

„Julie“, fuhr der Graf fort, und jetzt war seine Stimme weich und flehend, „Julie, meine Geliebte, willst Du mir Deine Hand reichen, willst Du mein Weib werden, das Weib meines Herzens und meiner Liebe, die Freundin meiner Seele und meines Geistes, die Vertraute meiner Gedanken und meines Strebens?“

„Ja“, rief sie mit freudestrahlendem Angesicht, „ja, ich will Dein Weib sein, denn, — o ich sage es Dir mit freudigem Stolz, mit unaussprechlicher Freude, — denn ich liebe Dich, habe Dich geliebt mit heimlicher Wonne, als Kind, als Jungfrau, habe Dich geliebt mit Gram, da Du mir meine Schwester vorzogst, liebe Dich mit Entzücken und Begeisterung jetzt, da Du mir sagst, daß Du mich liebst, glaube an Deine Liebe, wie man an Gott glaubt. Und so nimm mich denn hin, mein Freund, mein Geliebter, und liebe mich und laß Dich lieben in guten wie in schlimmen Tagen treu, unaussprechlich, ewig!

„Komm, meine Julie, komm an mein Herz! Das sei das Kloster, in welchem Du Dein Gelübde ewiger Treue, ewiger Liebe ablegst. Ich empfange es mit

ehrfurchtsvollem, frommem Sinn und bitte Gott, daß er Dich dafür segnen möge."

Sie hielten sich fest umschlungen, sie ruhten Herz an Herzen, schauten einander an mit seligen Blicken, der ganzen Welt vergessend, nur sich bewußt, daß sie sich liebten, nur mit ihren Augen und Herzen, nicht mit ihren Lippen zu einander redend.

Sie sahen es nicht, wie da hinter ihnen die beiden Brüder, welche, schon auf der Schwelle des Gartensalons stehend, dem Schlusse ihres Gespräches zugehört hatten, jetzt auf die Terrasse heraustraten, wie sie leise auf den Zehen zu ihnen heranschlichen und hinter ihnen standen mit lächelnden, freudestrahlenden Gesichtern. Jetzt umfaßten sie die beiden Glücklichen mit ihren Armen und drückten sie innig bewegt an ihre Herzen.

„Gott segne Euch und gebe Euch das Glück!"

„Seid treu, liebt Euch und hört in Eurem Glück nicht auf, auch uns zu lieben."

„O, Ihr seid ein Theil unseres Glücks", sagte Julie, sich innig an das Herz des Bruders schmiegend. „Ohne den Segen Eurer Liebe würde unser Glück nicht seine Vollendung haben."

Ein schmerzliches Zucken fuhr über Karls Angesicht hin, und ganz leise murmelte Ludwig:

„Sie ist doch von uns gegangen, ohne unsers Segens zu bedürfen.“

„Vergebt ihr!“ sagte Alexis ernst. „Sie ist der Liebe gefolgt, der Liebe, welche das Schicksal und der gebietende Gott des Weibes ist. Vergebt ihr und sendet im Geiste ihr Euren Segen, wie ich und wie Julie es thun! Möge sie glücklich sein, das wünsche ich aus voller, inbrünstiger Seele; denn ihr allein danke ich ja mein jetziges Glück. Durch Schmerzen soll die Liebe sich verklären, durch Prüfungen soll sie sich läutern, und nur wenn sie die Weihe der Thränen empfangen, ist sie ihrer Unsterblichkeit und Ewigkeit sich bewußt. Komm an mein Herz, Julie! Unsere Liebe ist geprüft worden und stark befunden! Sie wird bei uns bleiben und uns beglücken unser ganzes Leben lang!“

VIII.

Um ebendieselbe Zeit, als Julie auf Schloß Grodsky in stiller, geräuschloser Feier das Fest ihrer Verlobung mit dem Grafen Alexis von Hompesch beging, stand die junge Herzogin von Bielitz vor der großen Psyche in ihrem Toilettenzimmer. Sie war in prachtvoller Balltoilette; über ein schweres rosa Atlaskleid fiel leicht und durchsichtig wie eine Wolke eine Robe von den feinsten Silberspitzen nieder; silbergestickte weiße Atlasschuhe umhüllten den kleinen zierlichen Fuß; goldene, mit Brillanten und Smaragden ausgelegte Bracelets umspannten ihre schönen Arme; ein Geschmeide von denselben Edelsteinen umgab ihren vollen, weißen Hals; ein Diadem von Brillanten und Smaragden funkelte in ihrem blonden Haar, das zu beiden Seiten der Schläfen in langen, schweren Locken niederfiel auf die Schultern, die gleich dem Nacken und Busen, nach damaliger Mode, ganz unverhüllt und schleierlos den neugierigen oder bewundernden Blicken sich darboten. Louise war wunderschön anzuschauen in dieser prachtvollen Toilette, und ein Ausdruck stolzer Befriedigung flog einen Moment über ihr Antlitz hin, als sie sich eben mit prüfendem Auge im Spiegel betrachtet hatte,

aber er verblaßte schnell wieder, und ein Schatten umdüsterte wieder, wie zuvor, ihre vor wenigen Wochen noch so heiteren jugendlichen Züge.

„Er wird es kaum noch sehen, daß ich schön bin“, flüsterte sie seufzend; „er sieht mich gar nicht mehr an. Aber ein Anderer wird mich ansehen, und er wird es mir sagen, daß ich schön bin, und er wird in seiner dreisten Unverschämtheit Worte der Liebe in mein Ohr flüstern, die ich nicht hören darf, nicht hören will!“

„Nein, nicht hören will!“ wiederholte sie trotzig. „Ich liebe ihn nicht, ich liebe nur meinen Gemahl, meinen theuren Herzog Johann, und Niemand soll es wagen, mir von seinen Gefühlen für mich zu sprechen. Der Herzog muß mich vor solchen Zudringlichkeiten schützen, und er wird es thun; denn er liebt mich ja, o gewiß, er liebt mich! Ah, ich höre seinen Schritt. Er kommt, um mich abzuholen; aber ehe wir gehen, will ich ihm sagen, was er wissen muß, um mich beschützen zu können.“

Eben that sich die Thür des anstoßenden Salons auf, und der Herzog erschien in glänzender Uniform, die breite Brust mit funkelnden Orden geschmückt.

„Nun, meine theure Louise“, rief er heiter, „der

Wagen steht bereit, und es ist die höchste Zeit. Wir sind um acht Uhr befohlen, und es ist bereits neun Uhr. Aber Ihre herzogliche Gnaden bedurften sehr langer Zeit zu Ihrer Toilette."

„Sage mir erst, geliebter Herzog, ob Du mit mir zufrieden bist", sagte sie lächelnd. „Komm, betrachte mich ganz genau, mit dem prüfenden Auge eines Kenners von Frauenschönheiten, der Du leider wirklich bist, und dann laß mich Dein Urtheil hören!"

„Nein, Eitle", rief er lachend, „Du weißt ganz genau, daß Du bezaubernd schön bist. Man sagt es Dir oft genug, und doch willst Du es immer auf's Neue hören. Nun ja, es ist wahr, Du siehst aus, wie eine Feenkönigin, und der Prinz Jerome wird wieder ganz entzückt von Dir sein!"

„Ah, der Prinz Jerome wird entzückt von mir sein!" wiederholte sie. „Und Du, Johann, Du bist nicht eifersüchtig?"

Nein, ma chère duchesse", sagte er lachend, „ich bin nicht im geringsten eifersüchtig, das wäre auch in der That eben so altmodisch, als tudesque! Ja, stockdeutsch, meine liebe Louise, und das ist das Schlimmste, dessen man sich schuldig machen kann. Aber komm

jetzt, mein Kind, es ist die höchste Zeit. Prinz Jerome wird Dich mit Ungeduld erwarten."

„So mag er warten", rief sie, stolz das Köpfchen zurückwerfend. „Ich muß Dich, bevor wir auf den Ball gehen, um eine kurze Unterredung bitten, und — vielleicht hast Du nach derselben gar nicht mehr Lust und Willen, mit mir dahin zu gehen."

„Nun, meine Allerschönste, ich unterwerfe mich Deinen Befehlen", rief der Herzog, über dessen Stirn eine Wolke des Unmuths dahinflog. „Aber ich bitte Dich, sei gnädig und laß die Unterredung wirklich kurz sein, denn ich liebe es nicht, auf mich warten zu lassen."

Louise seufzte, und auch über ihre Stirn flog eine Wolke. „Freilich", sagte sie, „die schönen Damen werden Dich mit Sehnsucht erwarten."

„Ah, Du bist also eifersüchtig?"

„Ja, ich bin eifersüchtig, und ich habe wohl Grund dazu, denn seit vierzehn Tagen hast Du keinen Blick mehr für mich, sondern nur noch für die Gräfin Albain. Aber nicht davon wollte ich mit Dir sprechen, sondern von mir. Ich bitte Dich, theurer Johann, vergiß einen Augenblick, daß Du erwartet wirst, und laß es Dir gefallen, hier auf

dem Fauteuil Platz zu nehmen, um mich mit Ruhe anzuhören.“

Der Herzog folgte seufzend und achselzuckend ihrer Aufforderung, und ließ sich auf den Fauteuil niedergleiten, während Louise sich in die Chaise longue neben demselben setzte.

„Du sagst, mein Freund, es wäre stockdeutsch, eifersüchtig zu sein, aber ich glaube doch, daß es in allen Ländern ein Gesetz der Ehre giebt, das dem Manne gebietet, in gewisser Hinsicht eifersüchtig zu sein, und nicht zu gestatten, daß seine Frau zudringlichen Bewerbungen und auffallender Galanterie ausgesetzt sei.“

„Und das ist bei Dir der Fall, meine schöne Louise?“

„Ja, mein Geliebter, das ist bei mir der Fall, und ich sage es Dir, weil ich vor Dir kein Geheimniß haben will, und weil ich Deines Schutzes bedarf. Prinz Jerome verfolgt mich mit seinen Liebesanträgen; er wagt es sogar, an mich zu schreiben, und zwar mit Worten und Ausdrücken, die mich erröthen machen vor Scham und Entsetzen.

„Ja, ja, er ist ein kühner und verwegener Ritter“, bemerkte der Herzog lächelnd. „Keine Festung scheint ihm stark genug behütet und vertheidigt, daß er nicht

wagen sollte, sie anzugreifen. Die Frauen haben ihn verwöhnt, den schönen, verführerischen Prinzen."

„Ich meines Theils wünsche aber nicht, ihn zu verwöhnen", sagte Louise lebhaft. „Ich bitte Dich deshalb, Johann, daß Du die Güte habest, diese unverschämten Billets doux zu lesen, und dann dem Herrn Prinzen mündlich in Deinem und meinem Namen die Antwort zu bringen."

Sie nahm aus einem Fache der großen Cassette, die neben ihr auf dem Guéridon stand, einige Briefchen hervor, und reichte sie dem Herzog dar. Dieser aber nahm sie nicht an.

„Mein Kind", sagte er, sie mit einer leisen Handbewegung zurückweisend, „es wäre sehr indiscret von mir, Briefe des Prinzen zu lesen, die er sicherlich nicht für meine Augen bestimmt hat."

„Wie?" fragte sie erstaunt. „Du willst sie nicht lesen? Du weisest sie zurück?"

„Ich weise sie zurück, und bitte Dich, mir niemals zuzumuthen, daß ich die Indiscretion begehen soll, mich in die Geheimnisse Anderer einzudrängen."

„Du hast also nicht gehört, daß der Prinz Jerome mich mit Liebesanträgen verfolgt?"

„Ich habe es gehört, und ich finde das ganz na-

türlich, denn Du bist schön genug, um das Herz jedes Mannes zu erobern."

„Ausgenommen das meines Gemahls", rief sie mit einem bittern Lächeln.

„O, wie ungerecht Du bist! Du hast ja nicht blos mein Herz, sondern auch meine Hand erobert, und ich meine wohl, Dir damit einen eclatanten Beweis von der Zaubergewalt Deiner Schönheit gegeben zu haben, denn bevor ich Dich sah, war es mein fester Entschluß, mich niemals zu verheirathen. Ein Ehemann spielt den Damen gegenüber immer eine sehr langweilige Figur, er ist immer der homme sans consequence. Nun, es ist einmal geschehen, ich habe mich von der Liebe bethören lassen, und bin verheirathet, aber, meine Theure, ich will wenigstens keine lächerliche Figur spielen! Da wir nun einmal, Dank Deiner kindlichen Naivetät, dies ernste Ehestandscapitel angefangen haben, so wollen wir es nun auch auf ein Mal mit einander erörtern, um es dann für immer zu beseitigen. Erlaube mir also, meine schöne Louise, Dich daran zu erinnern, daß Du nicht mehr die kleine Baronesse von Larisch bist, die einfach und bescheiden in sittsamer Zurückgezogenheit in dem Schlosse ihrer Väter wohnt und davon träumt, als ehrsame Schloßfrau die häuslichen

Tugenden ihrer blonden Ahnfrauen zu verewigen und auf ihre Kinder weiter zu verpflanzen, sondern daß Du jetzt die Frau Herzogin von Bielitz bist, das heißt, die stolze Weltdame, welche berechtigt ist, Aufsehen zu erregen, die Huldigungen der ganzen Männerwelt zu empfangen, und dieselben hinzunehmen als einen Tribut, der ihr zukommt, und für den sie, je nach ihrem Belieben, Belohnungen und Gnaden austheilt. Die Frau Herzogin von Bielitz würde sich lächerlich machen, wenn sie die altmodischen Begriffe häuslicher Tugend und Sittsamkeit aus ihrem väterlichen Schlosse mit in die große Welt nehmen wollte, und sich lächerlich zu machen, das ist die einzige Sünde, die man in der großen Welt zu vermeiden hat. Vergiß es also niemals, daß man Dich und mich auslachen und verspotten würde, wenn wir hier an dem Hofe des französischen Prinzen, der uns endlich von der ehrbaren deutschen Pruderie und Langweiligkeit der Gesellschaft befreit hat, als Moralprediger und Sittenrichter auftreten, und der schwerfälligen Tugend fröhnen wollten, während alle Welt dem reizenden Leichtsinn huldigt und das Leben fröhlich hinnimmt, wozu es bestimmt ist, als ein lustiges Amusement, das man so viel als möglich ausbeuten muß. Ich bitte Dich also für Dich und mich: wir

wollen uns die Fesseln der Ehe niemals zu schweren Eisenketten werden lassen, die wir als Galeerensklaven der Pflicht an unseren Füßen schleppen, sondern laß uns dieselben immer nur als Rosenketten betrachten, mit denen wir uns schmücken, und deren Dornen wir mit liebevoller Sorgfalt für einander beseitigen. Das heißt also mit anderen Worten: „volle Freiheit für Dich sowohl, wie für mich." Keine Eifersucht, kein ängstliches Bewachen von Worten und Blicken, keine unangenehmen Erörterungen, keine Estandsscenen! Das Alles ist altmodisch und gehört in die deutsche Rumpelkammer. Laß uns modern sein, wie es dem Herzog und der Herzogin von Bielitz wohlansteht, und wie es sich ziemt am Hoflager des französischen Prinzen. Und nun, meine Theure", fuhr er fort, indem er sich rasch von seinem Fauteuil erhob, „nun hoffe ich, daß wir uns vollständig und für immer verständigt und niemals wieder nöthig haben, dergleichen delicate Erörterungen zu erneuern. Du wirst jetzt ein für alle Mal wissen, daß ich nicht zu den eifersüchtigen moralischen Ehemännern gehöre, welche ihre Gemahlinnen tyrannisiren und von ihnen unverbrüchliche Treue fordern. Mein Gott, das Herz des Menschen erhärtet doch nicht zu Marmor in dem Moment, wo man vor den Traualtar

tritt, sondern es bleibt doch immer ein weiches, leicht-bewegliches Ding, das nach wie vor Eindrücke empfängt und leidenschaftlicher Gefühle fähig ist. Es wäre also grausam und unnatürlich, wollte man es deshalb richten!"

„Johann, Du sprichst nicht wie sonst!" rief Louise, voll Entsetzen ihn anschauend, und mit ihren beiden Händen seinen Arm umklammernd, als wolle sie an demselben sich halten und aufrichten, um sich vor dem Untergange zu bewahren.

„Ich spreche in vollem Ernste, chère duchesse", sagte er lachend, „und wahrhaftig, Du solltest mir dafür danken, denn Du siehst wohl, daß ich Dir niemals unbequem sein werde."

„Aber wenn das Dein Ernst ist, so bin ich verloren", sagte sie angstvoll, „so giebt es nichts mehr im Leben, an das ich mich halten, an das ich glauben kann!"

„Glaube an Dich selbst, meine Theure, glaube an die Zaubergewalt Deiner Schönheit, und dann genieße das Leben als einen lustigen Scherz, dem man so viel Ergötzen als möglich abgewinnen muß. Du sagst, der Prinz Jerome liebe Dich — eh bien, laß Dich immerhin von ihm lieben, denn wahrhaftig, er ist ein schöner

und liebenswürdiger junger Mann, und außerdem ist er der Bruder des allmächtigen und erhabenen Kaisers Napoleon! Wahrhaftig, von einem solchen Prinzen geliebt zu werden, ist immerhin eine Ehre, selbst wenn man auch eine Herzogin, und so schön ist, wie meine liebe Frau Gemahlin."

„Eine Ehre!" rief sie empört. „Würdest Du es auch dann noch eine Ehre nennen, wenn ich seine Huldigungen annähme, wenn ich leichtsinnig genug wäre, meiner heiligen Pflichten zu vergessen, seine Liebe zu erwidern, und Schande auf Dich und mich zu bringen?"

„Schande? Wodurch Schande?" fragte er lächelnd.

„Dadurch Schande, daß ich Dir die gelobte Treue bräche, daß ich den Verführungskünsten des Prinzen zum Opfer fiele, daß ich seine Liebe erhörte und in ehrvergessener Treulosigkeit Deinen Namen und Deine Ehre beschimpfte. O, ich beschwöre Dich, mein Geliebter, beschütze mich vor dieser Gefahr! Laß Dich nicht hinreißen von diesem leichtfertigen, üppigen Leben, das uns hier umgiebt, und das zu unserem ewigen Verderben gereichen wird, wenn wir nicht jetzt, da es noch Zeit ist, einen raschen Entschluß fassen und ihm entfliehen. O, mein Johann, laß uns fliehen, ich be-

schwöre Dich in der Angst meiner Liebe und meiner Treue, laß uns fliehen! Wolle nicht, daß ich untergehe in diesem wilden Strudel der Vergnügungen. Sage nicht, daß es Dir gleichgültig ist, ob ich andere Männer liebe und ihre Huldigungen annehme. Wirf diese Maske der französischen Leichtfertigkeit von Dir, sie steht Deinem edlen und hohen Sinne nicht wohl an, sie paßt nicht zu dem Manne, den ich liebe und hochachte, den ich freiwillig und freudig zum Herrn meines Schicksals gemacht habe. Johann, bei der Liebe, die ich zu Dir hege und welche ich Dir bewiesen habe, als ich heimlich meinen geliebten Geschwistern entfloh, um die Deine zu werden, bei der Liebe, welche Du mir gelobt hast vor dem Altare Gottes, bei unserer Liebe beschwöre ich Dich, rette Dich und mich! Laß uns heute Abend nicht zu dem Feste gehen, sondern laß uns in dieser Stunde noch abreisen, laß uns zurückkehren nach Schloß Slupna, wo wir die ersten vierzehn Tage unserer Ehe so glücklich und freudig verlebt. O mein Gott, es sind kaum vierzehn Tage seitdem vergangen, und doch ist es mir, als trennte mich ein Abgrund von dieser Unschuldszeit unseres Glückes. Johann, habe Erbarmen mit Dir und mir! Unsere ganze Zukunft wird in diesem Moment entschieden!

Laß uns zurückkehren nach Slupna, laß uns entfliehen aus diesem üppigen Hofleben, damit wir nicht Beide verloren gehen!"

Und indem sie in leidenschaftlicher Aufregung so sprach, sank sie auf ihre Kniee nieder, und hob ihre gefalteten Hände flehend zu ihrem Gemahl empor.

Er neigte sich lächelnd zu ihr nieder und zog sie mit sanfter Gewalt empor.

„Schwärmerin, holde Schwärmerin", sagte er, einen leichten Kuß auf ihre Stirn hauchend. „Im nächsten Sommer wollen wir jedenfalls nach Slupna gehen und dort unsere Villeggiatur halten. Aber jetzt, während der glänzenden Feste, die man hier in Breslau feiert, sich dahin zurückziehen, hieße den Menschen das Recht geben, uns für Sonderlinge und Misanthropen zu halten, oder gar uns zu verlachen als ein verliebtes Ehepaar, das in seinem zärtlichen Turteltaubengirren nicht von dem Geräusche der Welt gestört sein will. Ich mag aber Niemandem das Recht geben, uns zu verlachen. Also komm, meine theure Louise; es ist die höchste Zeit, der Wagen wartet schon schon seit einer halben Stunde, und — was viel wichtiger ist, auch der Prinz Jerome wartet!"

Ein Schrei des Entsetzens tönte von Louisens Lippen,

halb ohnmächtig taumelte sie zurück und sank auf den Divan nieder.

„Genug jetzt", rief der Herzog mit zürnender Stimme. „Enden wir endlich diese langweilige Ehestandsscene, und möge es die erste und letzte sein. Kommen Sie, Madame, haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu reichen, und möge es Ihnen belieben, eine etwas heitere Miene anzunehmen. Man möchte sonst glauben, daß Sie die romantische Aventure unserer Ehe schon bereuen, und das wäre in der That eine Ehrenkränkung für mich, die ich nicht verdient habe. Seien Sie heiter, Louise! Wahrhaftig, das Leben ist ein so lustiger Spaß, daß es Einem nicht geziemt, denselben ernsthaft zu nehmen, oder gar ihn als eine Tragödie behandeln zu wollen. Es ist ein Lustspiel, meine Holde, und Sie sind schön und talentvoll genug, um darin die Rolle der Liebhaberin spielen zu können. Spielen Sie dieselbe also, Louise, und machen Sie mich stolz auf Sie, indem Sie alle Welt zwingen, Ihnen zu applaudiren!"

„Ja, ich will spielen", rief sie mit einem lauten, krampfhaften Lachen. „Sie haben Recht, Johann, vollkommen Recht! Das Leben ist ein Lustspiel, über das man lachen muß! Lachen wir also!"

IX.

Eine glanzvolle, mit Brillanten und Blumen, mit Ordenssternen und Bändern geschmückte Gesellschaft wogte durch die glänzend erleuchteten Säle des Königsschlosses zu Breslau auf und ab.

In weiter Ferne, an den Grenzen seines Landes, trauerte das unglückliche preußische Königspaar um sein verlorenes Glück, um sein verlorenes Königreich, das eine Beute geworden des Siegers von Austerlitz und Jena.

In Kummer und Trübsal, mit heimlichem Knirschen des Zornes, mit schwer verbissenem Ingrimm ertrug das preußische Volk die Schmach und Bedrückung der französischen Herrschaft und schwur sich, dereinst, wenn die Stunde gekommen, Rache zu nehmen für den Uebermuth des Siegers.

Klagen und Jammern um das geliebte Königspaar, vor allen Dingen um die edle Königin Louise durchhallten alle preußischen Provinzen, und mit mühsam verhaltener Wuth raunte man sich in's Ohr, wie schnöde und stolz der Kaiser Napoleon die edle Königin Louise abgewiesen habe, als sie in der Hoheit ihrer Mutter-

liebe sich vor ihm demüthigte und zu ihm nach Tilsit kam, um von dem geraubten Erbe ihrer Kinder sich wenigstens von ihm die Festung Magdeburg als Zufluchtsstätte zu erbitten. „Ah, Madame," hatte Napoleon mit einem spöttischen Lächeln erwiedert, „Magdeburg ist kein Spielzeug für Kinder." Und keine andere Zufluchtsstätte war dem König von Preußen und seiner Gemahlin geblieben, als die Stadt Memel, wo sie lebten unter dem Schutze des russischen Kaisers, dessen Fürbitte allein es bewirkt hatte, daß Napoleon sie überhaupt noch als Königspaar existiren ließ, und nicht, wie er es in Spanien den Bourbonen gethan, erklärte, daß die Dynastie der Hohenzollern aufgehört habe, zu regieren.

Aber der größte Theil von Preußen war doch die Beute des Siegers geworden, war vorläufig als eine französische Provinz in Beschlag genommen, ward mit grausamer Rücksichtslosigkeit von französischen Beamten verwaltet, deren einzige Aufgabe es zu sein schien, dem armen gequälten Lande so viel Geld als möglich zu erpressen. Eine Armee von zweimalhunderttausend französischen Soldaten überschwemmte noch immer das unglückliche Preußen, obwohl in dem Friedensvertrage von Tilsit ausdrücklich festgesetzt worden

war, daß die französischen Truppen bis zum ersten October aus denjenigen Theilen seines Landes, welche dem Könige von Preußen noch als sein Eigenthum verblieben, sollten zurückgezogen werden, vorausgesetzt freilich, daß bis dahin die Kriegssteuern und Rückstände, welche in den Landeseinkünften während der französischen Verwaltung sich ergeben hatten, an das französische Gouvernement ausgezahlt worden seien. Aber diese Kriegssteuern waren es, welche den Vorwand gaben zum längern Verweilen der französischen Occupationstruppen in den preußischen Landen. Die preußischen Beamten hatten diese rückständige Kriegssteuern auf fünfzehn Millionen veranschlagt; der grausame und gefühllose französische Generalintendant Daru aber, welcher in Berlin mit barbarischer Rohheit herrschte, hatte diese Kriegssteuer auf einhundertundfünfunddreißig Millionen festgesetzt, und Napoleon hatte bestimmt, daß seine Truppen so lange in Preußen verweilen sollten, bis diese ungeheure Summe nachgezahlt worden sei!

Einhundertundfünfunddreißig Millionen sollte dieses arme zertretene und zerfetzte Preußen dem Sieger zahlen, der ihm seine reichsten Provinzen, seine besten Städte genommen, der seinen Handel und seine In-

dustrie zerrüttet, seine Bürger in Armuth und Noth gestürzt hatte!

Die französischen Kriegscommissare verstanden es, die Gelder einzutreiben und durch Drohungen, Grausamkeit, Härte und Mißhandlung die Bevölkerung so in Angst und Schrecken zu setzen, daß sie, um wenigstens das Leben und die Existenz zu retten, das letzte Geld und Gut hingaben, sich die letzten Thaler erpressen ließen. Aber Haß und Ingrimm erfüllte alle Gemüther. Jeder schwur sich in der Stille seiner Seele, einst Rache für die Demüthigungen und Kränkungen dieser Tage zu nehmen, und man kann wohl behaupten, daß zu den großen Tagen von achtzehnhundertdreizehn und vierzehn, von den französischen Beamten selbst in den Jahren von achtzehnhundertsieben bis zwölf der Same ausgestreut wurde in die Gemüther der Preußen, und daß aus der Erbitterung dieser Jahre die Begeisterung und Erhebung jener folgenden Jahre als herrlichste Blüthe erwachsen ist.

Während also Preußen in stillem Ingrimm sich dem Sieger beugte, während Armuth, Noth und Entbehrung immer unheilvoller in alle Schichten der Bevölkerung sich einätzte, lebten die Sieger und Bedrücker des unterworfenen und geknebelten Landes in Ueber-

muth und Lust und schienen durch ihre Feste und ihren Glanz das gedemüthigte Volk nur noch mehr verhöhnen zu wollen.

Und nirgend lebten die Franzosen mehr in Uebermuth und in Freude, als in Breslau. Dort hatte der Prinz Jerome, der jüngste Bruder des Kaisers Napoleon, seinen Hofhalt, seitdem er am sechsten Januar achtzehnhundertsieben als Sieger in Breslau eingezogen war. Dort in Breslau herrschte nun das üppigste französische Freudenleben, und das Residenzschloß des unglücklichen preußischen Königspaares hallte wieder von Jubel und Lust, von Musik und Festesklängen!

Und es waren nicht blos Franzosen, nicht blos die Generale und Officiere der französischen Armee, nicht blos die leichtfertigen, schönen und übermüthigen pariser Damen, die jetzt in Breslau sich aufhielten und an diesen rauschenden Festen im königlichen Schlosse Theil nahmen — nein, der größte Theil des schlesischen Adels hielt es nicht unter seiner Würde, diesen Festen beizuwohnen, durch den Glanz seiner Namen den Glanz des prinzlichen Hoflagers noch zu erhöhen. Während in Schlesien die Bürger darbten, um den ihnen auferlegten Antheil an der Kriegscontribution

zu entrichten, während die Bauern von ihren zerstampften Feldern nicht den geringsten Ertrag mehr erzielten und fast als Bettler umherschlichen, lebte der schlesische Adel in ungetrübter Heiterkeit an dem Hofe des französischen Prinzen und ließ sich durch seine Gnade und Protection befreien von den Lasten, welche die übrige Bevölkerung niederdrückte, machten sich die schlesischen Fürsten, Grafen und Barone zu den Hofschranzen des kleinen Prinzen Jerome, der ihnen dafür die Steuern und Kriegscontributionen erließ, und Diejenigen, welche es am besten verstanden, ihm zu schmeicheln, nicht blos überhäufte mit Ehren und Gunstbezeugungen, sondern ihnen auch versprach, sie der Gnade seines erhabenen Bruders, des allmächtigen Kaisers Napoleon zu empfehlen.

Niemand aber hatte es so gut verstanden, sich die Gunst des Prinzen zu erwerben, als der Herzog Johann von Bielitz. Der heitere Witz, die unerschöpfliche Laune, der tolle Uebermuth, die kühne Bravour bei den feinsten hofmännischen Formen, das ganze kecke und ritterliche Wesen des Herzogs gefiel dem jugendlichen Prinzen Jerome ungemein, und mit Niemand konnte er so heiter lachen, so übermüthig scherzen, als mit ihm.

Der Prinz Jerome war daher schon beunruhigt gewesen von dem späten Erscheinen des Herzogs und seiner Gemahlin bei dem heutigen Feste. Die Höflinge bemerkten mit heimlicher Angst und Sorge, daß der erhabene Prinz heute weniger heiter und sorglos schien, als sonst, daß er die flammenden und glückverheißenden Blicke der schönsten Damen ignorirte, daß er den gleißendsten Schmeicheleien nur mit einem gezwungenen Lächeln dankte, und seine Blicke immer und immer wieder nach der Thür hinwandte, durch welche die Neuankommenden in den großen Empfangssaal eintreten mußten.

Jetzt auf einmal, mitten in einer begonnenen Unterhaltung mit der schönen Fürstin von L***, der er bis noch vor wenigen Wochen seine eifrigsten Huldigungen dargebracht, verstummte der Prinz, und sich mit einem hastigen Gruß von der Fürstin verabschiedend, eilte er durch den Saal dahin, den eben Eintretenden entgegen.

Diese Eintretenden waren der Herzog und die Herzogin von Bielitz; der Prinz empfing sie Beide mit dem Ausdruck ungeheuchelter Freude und sein vorher so gelangweiltes, bleiches und erschöpftes Gesicht nahm jetzt einen strahlenden Ausdruck an, seine trüben

Augen flammten wieder und das matte Lächeln seiner feinen Lippen ward wieder naturwahr und glanzvoll. Die schönen Damen sahen das mit Zorn und Neid und ihre Augen hefteten sich mit diesem Ausdrucke auf die junge, schöne Herzogin von Bielitz, wie sie jetzt am Arme des Prinzen durch den Saal ging, um den Ehrenplatz an seiner Seite drüben auf der Tribüne einzunehmen.

„Ich wollte, es wäre ein Thron," flüsterte er ihr zu, während er sie mit sanfter Hand auf den Fauteuil niederdrückte, den man für sie bestimmt hatte, und sich selber auf dem Tabouret neben demselben niederließ. „Ach, meine schöne, angebetete Herzogin, ich wollte, es wäre ein Thron, und ich dürfte Ihnen eine Königskrone auf Ihr angebetetes Haupt setzen."

„Ich bin zufrieden, mein Prinz," sagte Louise mit stolzer Ruhe, „zufrieden mit der Herzogskrone, welche mein Gemahl auf mein Haupt gesetzt."

„Sie sind grausam, ma toute Belle," flüsterte Jerome. „Warum müssen Sie mich immer an Ihren Gemahl erinnern, wenn ich Ihnen von meiner glühenden Liebe zu Ihnen erzählen will?"

„Um Sie daran zu erinnern, mein Prinz, daß

meine Pflicht es mir verbietet, solchen Erzählungen zuzuhören."

Er neigte sich näher zu ihr und seine Lippen berührten fast die blonden Locken.

„Ihre Pflicht, Herzogin?" flüsterte er leise. „Oh, sagen Sie es noch einmal, machen Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen, wiederholen Sie es mir, Holdseligste, daß es nur Ihre Pflicht ist, die Ihnen verbietet, die begeisterten Schwüre meiner Liebe zu empfangen!"

Louise wandte ihr Angesicht zu ihm hin und ihre großen blauen Augen schauten ihn an mit schmerzvollen und zürnenden Blicken.

„Mein Prinz," fragte sie, „was habe ich gethan, um Ihnen das Recht zu geben, daß Sie mich verachten dürfen?"

„Sie verachten, ich Sie verachten? Mein Gott, ich bete Sie an, in Ihren Händen liegt das Glück meines Lebens, von Ihnen hängt es ab, mich zu dem Glücklichsten der Sterblichen zu machen, oder mich zur Verzweiflung, zum Selbstmord zu zwingen!"

„Prinz, wie Vielen haben Sie heute schon diese himmlische Phrase gesagt?" fragte Louise mit einem gezwungenen Lachen. „Wie viele dieser schönen Damen

haben heute schon Ihre begeisterten Liebeserklärungen empfangen?"

„Keine Einzige! Ich bin erstorben, todt für Alle, es giebt auf Erden für mich nur noch Eine Frau, und diese Eine . . ."

„Diese Eine," unterbrach ihn Louise, „diese Eine, das ist Ihre schöne Gemahlin, die Sie sich aus Amerika mitgebracht haben."

„Nein, diese Eine, das sind Sie, Louise, Sie, der Engel der Unschuld, der Tugend, der Sittsamkeit. Sie, welche als das verkörperte Ideal meiner Träume vor mir steht, das mich mit Entzücken und Andacht, mit Wonne und Begeisterung erfüllt!"

„Sie reden von Ihrer Gemahlin, nicht wahr? Ja, man hat mir erzählt, daß sie von bezaubernder Schönheit ist, daß es nichts Lieblicheres giebt, als sie. Ach, mein Prinz, warum haben Sie Ihre Gemahlin nicht mit hierhergebracht nach Breslau? Ich würde vielleicht das Glück gehabt haben, ihre Freundin zu werden; ich würde mit ihr sympathisirt, würde ihr andächtig zugehört haben, wenn sie mir von dem Glücke, von ihrer begeisterten Liebe zu ihrem Gemahl erzählt hätte. Das würde ein Echo in meinem Herzen gefunden haben, denn auch ich kenne ja das Glück der

Ehe, auch ich liebe meinen Gemahl leidenschaftlich und begehre kein anderes Glück, als ihm allein anzugehören!"

„Und er?" fragte der Prinz mit einem leichtfertigen Lachen. „Begehrt auch der Herzog kein anderes Glück als Ihnen anzugehören? Sehen Sie ihn, meine grausame Herzogin, dort drüben steht er, nein kniet er vor der Gräfin Albain; es scheint, er bittet sie knieend um die Gnade eines Tanzes. Ah, wie sein Antlitz leuchtet, sehen Sie nur, jetzt, da sie ihm die Hand darreicht! Er preßt einen brennenden Kuß auf diese kleine Hand, und ich wette, sie drückt ihm ein Billet doux in die Hand, in welchem sie ihm ein Rendezvous bewilligt. Sehen Sie nur, jetzt schweben sie Arm in Arm im Tanze dahin! Beneidenswerthes Paar, sie halten Jeder das Glück im Arme, und wiegen sich einander in seliger Wonne! Beneidenswerthes Paar!"

„Prinz, Sie sind grausam!" flüsterte Louise, welche nur mit Mühe ihre Thränen zurückhielt.

„Herzogin, Sie waren grausam, und ich räche mich," sagte er, ihre Hand fassend und sie an seine Lippen drückend. „Aber rächen auch Sie sich, Herzogin! Zeigen Sie dem flatterhaften Gemahl, daß Sie nicht eifersüchtig sind, daß Sie nicht im mindesten beunruhigt

werden durch seine Liaison mit der Albain, daß Sie erhaben sind über dergleichen kleinliche Regungen der Eifersucht. Geben Sie mir Ihre Hand, Herzogin, tanzen wir!“

„Ja, tanzen wir,“ sagte Louise, deren Herz sich aufbäumte vor Zorn und Schmerz bei dem Anblick ihres Gemahls, der eben mit der Gräfin Albain an ihr vorüberflog, ohne seine Gemahlin nur zu beachten, „tanzen wir, Prinz! Das Leben ist ein Lustspiel; spielen wir also unsere Rolle in demselben, wie es uns zukommt.“

„Jetzt sind Sie bezaubernd, ma toute Belle!“ flüsterte der Prinz, indem er sich erhob, und ihr die Hand reichend, mit ihr von der Tribüne herabschritt.

Sofort, wie durch einen Zauberschlag, blieben die tanzenden Paare wie angewurzelt stehen, verstummte die Tanzmusik, schwiegen alle Diejenigen, welche eben noch laut und rückhaltlos mit einander geplaudert, gelacht und gescherzt hatten. Ein Moment tiefster Stille trat ein, dann schmetterten die Trompeten einen dreimaligen, jubelnden Tusch, und wieder dann nach einem Moment der Stille begann die rauschende üppige Tanzmusik auf's Neue.

Der Prinz schlang seinen Arm fester um die holde Gestalt Louisens und flog mit ihr durch den Saal dahin, im raschen Tanze des deutschen Walzers, den der französische Prinz von den dienstbereiten Damen des schlesischen Adels sich hatte lehren lassen. Kein anderes Paar außer ihnen nahm Theil an dem Tanze, auf sie Beide allein waren alle Blicke geheftet, und ein Murmeln der Bewunderung durchrauschte den Saal, das zugleich der Tanzfertigkeit des Prinzen und der Schönheit des jugendlichen, reizenden Paares galt, welches da umarmt durch den glänzenden Raum dahinflog.

Louise fühlte alle diese Blicke, die sich auf sie hefteten, die bewundernden Blicke der Männer, die neidischen, zürnenden der Frauen; sie war es sich bewußt, daß sie diesen Moment des Triumphes, der höchsten Auszeichnung schmerzlich werde büßen müssen, daß er ihr die Feindschaft aller dieser mächtigen und schönen Damen zuziehen würde, die alle nach der Gunst geizten, die Aufmerksamkeit des französischen Prinzen zu erregen und von ihm so ausgezeichnet zu werden, wie es die Herzogin von Bielitz ward.

Aber für keine von ihnen Allen hatte Jerome heute Augen und Sinn. Nur Louise allein beschäftigte ihn,

nur mit ihr sprach er, mit ihr tanzte er. Ihr bot er die Hand, als man sich endlich in die lange Halle des Speisesaals begab.

X.

Der Speisesaal war eigens zu diesem Feste in dem Garten, welcher das Schloß begrenzte, erbaut worden und bot in seiner Decorirung von Blumenguirlanden und Festons, von Gaze und Flor, von ungeheuren Spiegeln und tausenden von Wachskerzen an den riesenhaften Kronleuchtern, einen wahrhaft feenartigen Anblick dar. Die Herzogin von Bielitz mußte an Jeromes Seite sitzen, an der kleinen, mit goldenen und silbernen Gefäßen geschmückten Tafel, die man in der Mitte des Saales auf einer Erhöhung angebracht hatte und die nur für den kaiserlichen Prinzen und diejenigen Bevorzugten und Auserkornen bestimmt war, denen der Prinz die hohe Auszeichnung gewähren würde, sie an seine Tafel einzuladen.

Nur für sechs Personen war heute an dieser Tafel servirt worden, und nur der Herzog und die Herzogin

von Bielitz, der Graf und die Gräfin Albain und der General Vandamme waren von dem Prinzen eingeladen worden, mit ihm zu soupiren, während die übrigen Gäste des Prinzen Platz genommen hatten an den langen, glänzend geschmückten Tafeln, die den übrigen Raum des Saales füllten.

Und wieder blickten die Augen der schönen Frauen mit Zorn und Neid auf die Auserkorene hin, welche der schöne, der angebetete Prinz zu sich berufen, und mit spöttischen Mienen flüsterte man von der hohen Gunst, welcher die Herzogin von Bielitz sich zu erfreuen habe, mit stolzem Achselzucken bemitleidete man den armen Herzog, der schon in dem ersten Honigmonate seiner romantischen Ehe so viel bittere Wermuthstropfen der Eifersucht zu kosten bekomme. Denn eifersüchtig mußte er sein, der arme Herzog, darüber waren Alle einig, eifersüchtig und zugleich zornig über das rücksichtslose, alle Sitte verletzende Betragen der jungen Herzogin, deren maßloser Koketterie, deren erkünstelter Naivetät und Unschuldsmiene es gelungen war, den kaiserlichen Prinzen zu bethören und sich seine Gunst zu gewinnen.

Das sagten und flüsterten die stolzen, beleidigten Damen einander in's Ohr, nicht ahnend, von welchen

Schmerzen die Brust der armen Frau bewegt ward, welche Folterqualen sie erduldete, als sie da an der Seite des Prinzen seinen leise geflüsterten Schmeichelworten zuzuhören sich gezwungen sah, als sie sah, mit welchen feurigen Liebesblicken ihr Gemahl die Gräfin Albain anschaute, ja genöthigt war, Antheil zu nehmen an dieser leichtfertigen witzelnden Conversation, zu scherzen und zu lachen, während ihr Herz blutete und sie mühsam nur die Thränen zurückdrängte, die immer bereit waren, aus ihrem Herzen in ihre Augen emporzusteigen.

Aber diesen Triumph, sie traurig, sie eifersüchtig zu sehen, diesen Triumph wollte sie der Gräfin Albain nicht bereiten, und nach der Unterredung, welche sie heute mit ihrem Gemahl gehabt, durfte auch dieser nicht ahnen, was sie litt und welche Qualen ihre Seele bestürmten. Sie war also heute von einer ungewöhnlichen Heiterkeit, sie höhnte mit ihrem eigenen Lachen die Todesschmerzen ihres Innern, sie verspottete mit ihren eigenen Schmerzensworten die klagenden Stimmen, welche fort und fort in ihr tönten: „Du bist verloren! Denn die Liebe hat Dich betrogen, und der Mann, um dessentwillen Du Deinen Geschwistern, Deiner Familie entflohen bist — dieser Mann ist Deiner

Liebe nicht werth. Du bist verloren, Louise, denn der Gott, dem Du gedient, war ein falscher Gott!"

Sie wollte diese Stimme nicht hören, sie wollte sie übertönen mit Lachen und Scherzen, sie wollte sie nicht beachten. Sie lauschte deshalb mit lebhafterem Interesse auf die leidenschaftlichen Schmeichelreden des Prinzen und ihre Wangen glühten höher auf und ein dunkles Feuer brannte in ihren Augen. Jerome war entzückt, hingerissen; immer glühendere Liebesworte strömten von seinen Lippen, und als man sich endlich von der Tafel erhob, als er Louisen den Arm bot, um sie in den Tanzsaal zurückzuführen, und die lange, glänzende Suite der von Brillanten funkelnden geschmückten Herren und Damen seidenrauschend und fächerschlagend hinter ihnen her wogte, da neigte sich Prinz Jerome mit strahlenden Augen und schmachtendem Lächeln näher zu ihr hin und wagte es, die Herzogin um ein Rendezvous anzuflehen.

Sie gab sich den Anschein, ihn nicht gehört zu haben, ihn nicht zu verstehen, sie lachte und scherzte und vermied es, dem Prinzen zu antworten.

Als sie in den Ballsaal eingetreten, begann die Musik auf's Neue und der Prinz bot Louisen die Hand, um mit ihr den Tanz zu beginnen. Sie neigte sich

lächelnd zu ihm, und während sie im raschen Tacte der Ecossaise ihren großen, mit Brillanten besetzten Fächer auf- und zuschlug, fragte sie flüsternd:

„Wissen Sie, mein Prinz, daß Sie mir heute eine ganze Armee von Feinden gemacht haben?"

„Von Feinden, Herzogin? Wer könnte so kaltherzig sein, für Sie Feindschaft zu empfinden?"

„Alle die schönen Damen, Prinz, welche in Verzweiflung sind über Ihre grausame Kälte, und welche mich für ihre glückliche Nebenbuhlerin halten. Schauen Sie nur hinüber, Prinz, nach jener Seite, wo die Fürstin von L*** in einem Kreise ihrer Freundinnen steht, beobachten Sie die Blicke, welche sie zu mir herüberschleudern."

„Es ist wahr, Herzogin," lachte Jerome. „Wenn Blicke sich in Dolchspitzen verwandeln könnten, so lebten Sie nicht mehr, und ich wäre der Unglücklichste der Sterblichen, statt daß ich jetzt der Glücklichste, Beneidenswertheste bin! Herzogin, Ihre Hand! Lassen Sie uns den Tanz eröffnen."

„Nein, kaiserliche Hoheit. Sie haben mich heute schon genug compromittirt, Sie müssen mir dafür aber eine Bitte erfüllen."

„Eine Bitte? Sagen Sie mir Ihren Befehl und ich werde gehorchen!“

„Gehen Sie hinüber zur Fürstin von L*** und eröffnen Sie mit ihr den Tanz.“

„Ich gehorche, Grausame! Aber erlauben Sie, daß ich vorher eine Bitte an Sie richte?“

„Bitten Sie, mein Prinz!“

„Versprechen Sie mir, mit Niemand Anderm diesen Tanz zu tanzen!“

„Ich verspreche es Ihnen, kaiserliche Hoheit. Jetzt gehen Sie zur Fürstin, denn sonst fürchte ich alles Ernstes, daß es ihr doch noch gelingt, mich mit ihren Blicken zu erdolchen!“

Prinz Jerome eilte sofort zu der Fürstin hin, die ihn mit stolzem junonischen Zürnen empfing, aber bald besänftigt von seinen süßen Schmeichelreden ihm die Hand reichte und mit dem Prinzen den Tanz eröffnete.

Louise athmete erleichtert auf und ihre Augen suchten ihren Gemahl. Dort drüben in der Fensternische stand er und neben ihm die gehaßte Feindin, die Gräfin Albain. Louise durcheilte den Saal, und, sich ihnen nähernd, winkte sie den Gemahl zu sich heran.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich Dich störe,“ sagte sie mit matter, schwacher Stimme. „Allein ich

fühle mich krank und elend, und vermag es nicht mehr zu ertragen. Es würde mich tödten, wenn ich noch länger hier verweilen sollte. Ich muß nach Hause."

„Aber Du verlangst hoffentlich nicht, meine Theure, daß ich Dich begleiten soll?" fragte der Herzog unmuthig. „Ich bin zu den nächsten drei Tänzen engagirt, und . . ."

„Mit wem?"

„Mit der Gräfin von Albain, und Du begreifst, daß ich also den Ball nicht verlassen kann."

„Ich begreife vollkommen," sagte sie mit einem bittern Lächeln. „Ich bitte Dich also, mich nur bis an den Vorsaal zu begleiten, oder, wenn es die Gräfin Albain erlaubt, mich bis an den Wagen zu führen."

„Ich werde die Gräfin bitten, es mir zu erlauben," erwiederte ihr Gemahl, und er näherte sich der Gräfin, bat sie auf einige Minuten um Urlaub, damit er seine Gemahlin, die plötzlich erkrankt sei, zu ihrem Wagen geleiten könne. Dann reichte er der Herzogin den Arm und führte sie durch das wogende Gedränge von dannen.

Die Gräfin schaute ihnen mit einem spöttischen Lächeln nach. „Krank ist die liebe Gemahlin geworden?" dachte sie. „Das heißt, der Zorn macht

sie krank, weil der Prinz sie plötzlich verlassen und sich der Fürstin wieder genähert hat. Aber wie albern von der kleinen Herzogin, ihre Eifersucht sich merken zu lassen."

Sie eilte zu einigen ihrer Freundinnen, um ihnen die Bêtise der Herzogin von Bielitz mitzutheilen, und bald hatte sich in dem ganzen Saal die flüsternde Kunde verbreitet, die Herzogin von Bielitz habe weinend vor Zorn den Ballsaal verlassen, weil der Prinz Jerome sie plötzlich vernachlässigt und seine Aufmerksamkeit der Fürstin von L*** wieder zugewandt habe.

Indeß suchte der Prinz nach beendetem Tanze die Herzogin von Bielitz überall im Saale, fragte überall nach ihr und erhielt überall nur ausweichende Antworten, die mit Achselzucken gegeben, mit geheimnißvollem Lächeln begleitet wurden.

Endlich begegnete er dem Herzog von Bielitz, der, eben wieder in den Saal zurückgekehrt, an ihm vorübereilen wollte, um die Gräfin Albain aufzusuchen. Aber der Prinz faßte seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Sagen Sie mir um Gottes willen, Herzog, wo ist Ihre Gemahlin?"

„Kaiserliche Hoheit, ich habe sie soeben an den Wagen begleitet. Sie fühlte sich krank und leidend,

und bestand darauf, sich nach Hause zu begeben."

„Nach Hause begeben?" rief der Prinz düster. „Sie hat also wirklich den Ball verlassen?"

„Wie? Sollte sie es versäumt haben, sich von Eurer kaiserlichen Hoheit zu beurlauben?"

„Ja, mein Lieber, sie hat es gethan, und das schmerzt mich wahrhaft! Ich möchte wissen, warum sie mich so grausam verlassen hat, welche Ursache ich ihr gegeben, daß sie mich so tödtlich verwundet. Mein Gott, wie sehr sind Sie zu beneiden, Herzog! Sie werden es heute noch sehen, dieses wundervolle Weib, während ich — gehen Sie, Herzog, verlassen Sie mich, ich wäre sonst im Stande, Sie zu tödten vor Eifersucht und Neid! Aber nein, nein! Ich will Sie zu meinem Abgesandten machen, Sie sollen in meinem Namen zu ihr gehen, sollen in meinem Namen sie fragen, was ich ihr gethan, was ich verschuldet habe."

„Und warum, wenn ich mir die Frage erlauben darf, warum begeben Eure kaiserliche Hoheit sich nicht selbst zu ihr, um ihr diese Frage vorzulegen und sie zur Rede zu stellen wegen ihres rücksichtslosen Vergessens aller Etiquette?"

„Wie denn, Herzog? Sie meinen, ich dürfte es wagen, mich jetzt, in der Nacht, zu der Herzogin

zu begeben, von ihr eine Unterredung zu erbitten?"

„Wagen? Eure kaiserliche Hoheit haben zu gebieten, Sie sind überall der Herr, und was die Nacht anbetrifft, so giebt es da, wo Eure kaiserliche Hoheit erscheinen, gar keine Nacht, denn Sie bringen überall die Sonne und das Licht mit."

„Herzog, Sie sind ein wundervoller Mensch, und ich verspreche Ihnen, daß ich niemals aufhören werde, Sie zu lieben, und daß ich keine Gelegenheit versäumen werde, Ihnen dankbar zu sein. Sie ermächtigen mich also, die Frau Herzogin aufzusuchen, um sie zu beschwören, wieder zu unserm Feste zurückzukehren?"

„Ich bitte Sie darum, kaiserliche Hoheit, denn das Fest ist zu bezaubernd, als daß man es jetzt schon verlassen könnte."

„Aber glauben Sie nicht, daß es Aufsehen machen wird, wenn ich den Ballsaal verlasse?"

„Man müßte freilich einen Vorwand erfinnen."

„Halt!" rief der Prinz lebhaft, „ich weiß einen solchen Vorwand! Ich habe vor einer Stunde einen Courier bekommen, welcher die Nachricht bringt, daß mein Bruder, Se. Majestät der Kaiser, auf seiner Rückreise von Warschau hier durchpassiren und eine Stunde hier verweilen wird. Se. Majestät will indeß

ganz incognito bleiben, und hat sich jeden officiellen Empfang verbeten. Indeß, es giebt doch noch immer Einiges zu ordnen und vorzubereiten. Das ist ein triftiger Vorwand, um mich zu entfernen. Ich ermächtige Sie, Herzog, meinen Gästen diese Nachricht mitzutheilen, und für mich um Entschuldigung zu bitten, daß ich mich entfernt habe, und Jedermann zu sagen, daß es mein dringender Wunsch sei, man möge sich durch meine Abwesenheit nicht stören lassen, sondern den Tanz fortsetzen bis in den Tag hinein. Und jetzt Herzog, jetzt lassen Sie mich von Ihrer himmlischen Erlaubniß Gebrauch machen, lassen Sie mich zu Ihrer Frau Gemahlin gehen, um von ihr eine Erklärung zu fordern!"

„Wollen mir Ew. Hoheit erlauben, daß ich Sie begleite?"

„Ja, kommen Sie, begleiten Sie mich, mein theurer Freund!" rief der Prinz enthusiastisch.

Er nahm den Arm des Herzogs und verließ mit ihm den großen Ballsaal.

Louise war indeß in ihr Palais zurückgekehrt; ihre Kammerfrauen waren gekommen, um sie zu entkleiden, aber sie hatte sie verabschiedet, ohne ihre Dienste anzunehmen. Sie fühlte sich noch nicht ruhig und ge-

faßt genug, um die Gegenwart ihrer Dienerinnen ertragen zu können; sie mußte allein sein, ganz allein, um die Stürme in sich austoben zu lassen, um die Schmerzen zu bezwingen, die in ihr rasten und wütheten. Sie mußte die Thränen, die so lange in ihr Herz zurückgeflossen waren, endlich hervorstürzen, die Klagetöne der Verzweiflung, die ihren Busen anfüllten, ausjammern lassen.

Mit einer ungestümen Bewegung löste sie das Brillantendiadem aus ihrem Haar, und warf es neben sich auf den Tisch, dann sank sie nieder auf den Divan, und sich das Antlitz mit beiden Händen verhüllend, weinte sie bitterlich. So hatte sie auf derselben Stelle vor wenigen Stunden gesessen, als der Herzog in jener grausamen Unterredung ihr zum ersten Male sein wahres Innere enthüllt hatte. Jedes seiner Worte hatte sich wie ein Dolchstoß in ihr Herz gebohrt. Es war ihr gewesen, als ob ein Tempel mit herrlichen Göttergestalten über ihrem Haupte zusammenbräche und mit seinen fallenden Trümmern ihr Herz zerschmettere, und dennoch schien es ihr jetzt, als sei sie nun noch viel elender, viel verlassener, als hätten diese wenigen Stunden einen Abgrund vor ihr aufgethan, der sie auf immer von ihrer Vergangenheit, von ihren Idealen,

ihren Hoffnungen, von allen Illusionen ihres Lebens trennte.

Wäre sie gestorben in jener Stunde, so wäre ihr der Tod eine Rettung, ein Segen gewesen, so hätte sie wenigstens sterben können mit dem stolzen Bewußtsein, daß sie als treue und fromme Priesterin unter den Trümmern des zusammenstürzenden Tempels sich habe begraben lassen, daß sie ihrem Gotte, dem Gotte der heiligen, großen und wahren Liebe, treu geblieben bis zum letzten Moment.

Aber sie hatte diesen überlebt, sie war nicht gestorben, als der Tempel zerbrach, als der Gott entfloh und das Ideal sich ihr verwandelte in ein Fratzenbild. Die furchtbaren Worte ihres Gemahls, mit denen er ihr so grausam und rückhaltlos seine Theorie der Frivolität und Libertinage erklärte, hatten sie nicht getödtet. Sie hatte es vermocht, ihre Thränen zu verbergen, zu lachen und heiter zu scheinen, sie war fein genug gewesen, nicht blos den Herzog auf den Ball zu begleiten, sondern sich gewissermaßen seinen Plänen und Ansichten zu fügen und die leichtfertigen Huldigungen anzunehmen, welche der Prinz Jerome ihr so rückhaltlos vor aller Welt dargebracht, und von denen sie wohl wußte, daß sie einen Schatten auf ihren

Ruf werfen mußten. Sie verachtete sich selbst, und die Thränen, welche in heißen Strömen ihren Augen entstürzten, sie galten nicht blos ihrer enttäuschten Liebe, ihren zerbrochenen Idealen, — sie weinte über sich selbst, denn sie schaute in diesem Moment hinein in ihre Zukunft, und sie sah, daß sie elend und verloren sei für immerdar.

Ganz hingegeben ihrem Schmerze, das Antlitz noch immer verhüllt mit ihren Händen, zwischen denen die Thränen in hellen Tropfen hervorquollen, hörte es Louise nicht, wie sich drüben die Tapetenthür leise öffnete, welche von ihrem Toilettezimmer auf den kleinen Corridor hinausführte, der ihre Zimmer mit denen ihres Gemahls verband; sah sie nicht, wie der Prinz Jerome durch diese Thür in ihr Gemach eintrat, und dann neben derselben stehen bleibend, sie mit unschlüssigen, fast verletzenden Mienen einen Moment betrachtete, dann aber einen raschen Entschluß fassend, leise auf den Zehen über den türkischen Teppich, welcher den Fußboden bedeckte, vorwärts eilte.

Louise weinte noch immer, horchte noch immer auf die marternden Stimmen, welche in ihrer eigenen Brust ertönten, als sie plötzlich ihren Arm leise berührt fühlte,

als eine Stimme sie fragte: „Herzogin, warum weinen Sie?“

Louise stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und wie sie ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten ließ, sah sie den Prinzen Jerome, welcher zu ihren Füßen kniete und mit Blicken leidenschaftlicher Zärtlichkeit zu ihr aufschaute.

Einen Moment sah sie ihn an mit dem Ausdrucke wahnsinnigen Schreckens, dann drückte sie ihre beiden Hände gegen ihre Stirn, und ihn immerfort anstarrend, flüsterte sie athemlos:

„Träume ich? Ist das Wahrheit? Ist das Wirklichkeit?“

„Es ist Wirklichkeit, Geliebteste“, sagte der Prinz mit leiser, flüsternder Stimme.

Ein zweiter gellender Schrei tönte von Louisens Lippen, dann sprang sie empor mit zorniger Miene, mit flammenden Augen.

„Woher kommen Sie? Wer hat Sie eingelassen?“ fragte sie mit scharfem, gebieterischem Tone.

„Ich komme von dem Feste, das für mich seinen Glanz verloren hatte, da ich Sie nicht mehr dort sah“, flüsterte Jerome. „Ihr Gemahl ist es, der mich hierher begleitet hat.“

„Er hat das gethan?“ schrie sie. Er selbst? Sie lügen nicht, Prinz? Sie haben ihn nicht gezwungen, Ihnen den Schlüssel zu jener Thür zu überliefern? Er hat Ihnen denselben freiwillig gegeben, ohne Zwang?“

„Er hat mir denselben angeboten, Theuerste, er hat mir selbst die Thür geöffnet.“

„Und jetzt steht er draußen auf dem Corridor, nicht wahr, und wartet, daß ich ihn rufe? Es ist ein Scherz, den er sich erlaubt hat? Er wollte mich erschrecken, mir Furcht einflößen. Aber nein, nein, ich fürchte mich gar nicht. Komm herein, mein theurer Johann, ich habe mich nur einen Augenblick entsetzt, komm herein und sieh, daß ich lache!“

„Sie irren, Herzogin! Ihr Gemahl ist nicht dort, er ist auf den Ball zurückgekehrt, um mit der Gräfin Albain zu tanzen.“

Sie flog an ihm vorüber nach der Tapetenthür hin und riß sie auf, und schaute hinein in den kleinen, von einer trüben Lampe matt erleuchteten Corridor. Sie sah, daß er leer war, daß Niemand sich in demselben verborgen hielt, und mit einem lauten, gellenden Lachen kehrte sie in das Gemach zurück, und schlug die Thür hinter sich zu.

„Sie haben Recht, Prinz, mein Gemahl ist auf den Ball zur schönen Gräfin Albain zurückgekehrt,“ rief sie lachend. Aber dann plötzlich verstummte das Lachen, und ihr Antlitz nahm einen zürnenden Ausdruck an.

„Aber Sie, Prinz, was wollen Sie hier?“ fragte sie.

„Ich will Ihnen sagen, Louise, daß ich Sie liebe, grenzenlos liebe, daß ich nicht mehr leben kann, leben will ohne Sie, daß...“

„Weiß mein Gemahl, daß Sie mir das sagen wollen?“ unterbrach sie ihn. „Hat er Ihnen erlaubt, mich Louise zu nennen?“

„Mein Herz nennt Sie immer so, und der süße Name stieg unwillkürlich aus meinem Herzen zu meinen Lippen empor. Ja, mein Herz nennt Sie immer bei Ihrem Namen, und Ihr Gemahl wird mir deshalb nicht zürnen, denn er weiß ja, daß ich Sie liebe, und also weiß er auch, daß ich nur hierher gekommen bin, um es Ihnen zu sagen.“

„Er ist also ein Elender, ein Ehrloser“, murmelte sie, ihre kleinen Hände ineinanderpressend.

„Er ist Ihrer Liebe nicht werth, Theuerste, denn er liebt Sie nicht, und — lassen Sie mich es sagen, er hat Sie nie geliebt.“

Sie fuhr empor und sah ihn mit drohenden Blicken an. „Wie können Sie es wagen, das zu behaupten?" fragte sie. „Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es, sowie es alle Welt weiß, Herzogin", erwiederte Jerome lächelnd. „Der Herzog hat ja seit Monaten schon ein offenkundiges Verhältniß mit der Gräfin Albain. Beide verleugnen es gar nicht, und der Gemahl der Gräfin ließ es sich gefallen, weil er ein armer Teufel ist, der von der Güte des Herzogs existirte. Aber die liebe Gräfin ist eine Verschwenderin, und der Herzog ist es nicht minder! Es war ein Unglück für Sie, angebete Herzogin, daß Sie nicht blos schön, sondern auch reich waren!"

„Meine Brüder, o meine Brüder, Ihr hattet Recht!" rief Louise schmerzlich. „Ich bin verloren!"

„Nein, Louise, nein. Ich bin gekommen, um Sie zu retten", sagte der Prinz leidenschaftlich. „Es ist wahr, Sie dürfen nicht länger in diesen unwürdigen und demüthigenden Verhältnissen leben, Sie dürfen nicht die Gemahlin eines Mannes bleiben, der Sie betrogen hat, der Sie nur betrachtet als eine Ressource für seine Finanzen, und der Sie täglich, stündlich beleidigt, indem er Ihnen seine Geliebte an die Seite stellt, unter Ihren sonnigen, unschuldvollen Augen

dies Verhältniß ungescheut und ohne Mitleid fortbestehen läßt. Herzogin, wollen Sie die Meine werden?"

„Ihre Gemahlin?" fragte mit sie einem seltsamen Lächeln. „Lebt Ihre Gemahlin nicht mehr, Prinz?"

„Sie lebt, aber nicht mehr für mich, und Gott sei Dank, daß ich das sagen kann! Denn seitdem ich Sie gesehen, Louise, habe ich erst begriffen, daß ich ein unglücklicher, verlorener Mensch sein würde, wenn ich diesen Irrthum meiner Jugend als ewige Kette hinter mir herschleppen müßte. Nein, Louise, ich bin nicht mehr verheirathet, meine Hand ist frei, und ich darf sie Ihnen geben. Ich war ein unwissender Knabe, als ich mich in Amerika verheirathete, und ich begreife es jetzt, daß der Kaiser nicht die Tochter eines Kaufmanns in Baltimoore seine Schwägerin nennen kann. Aber jetzt bin ich ein Mann, welcher sich selbst kennt, welcher weiß, was er will, und Sie, Louise, Sie gehören einem alten Adelsgeschlecht an. Ich zweifle nicht an der Einwilligung des Kaisers, und, hören Sie, Louise, schon in wenigen Stunden kann ich dieselbe von ihm erbitten. Der Kaiser kommt hierher nach Breslau, in der Frühe des Morgens erwarte ich ihn."

„Der Kaiser Napoleon kommt hierher nach Breslau?" fragte Louise mit freudigem Staunen.

„Ja, der Kaiser kommt. In einigen Stunden schon wird er hier sein. Oh, Louise, jetzt sprechen Sie, gestehen Sie, daß Sie mich lieben, und das Erste, das Wichtigste, was ich dem Kaiser zu sagen habe, ist ein Bekenntniß meiner Liebe zu Ihnen, ist die Bitte, auch Ihre Ehe für ungültig zu erklären, wie er es mit der meinen gethan, und dann mir seine Einwilligung zu geben für meine Vermählung mit Ihnen."

„Sie sind also überzeugt, mein Prinz, daß ich Sie liebe?"

„Ich bin wenigstens überzeugt, daß Sie Ihren Gemahl, der Sie so schmachvoll getäuscht und verrathen hat, hassen müssen, und ich hoffe, daß es meiner Liebe gelingen wird, mir Ihr Herz zu erobern. Louise, ich beschwöre Sie, schauen Sie um sich und sehen Sie! Haben Sie den Muth, den Blick auf Ihre Zukunft zu heften, und zu bedenken, wie trostlos und entsetzlich dieselbe sein müßte, wenn Sie darauf bestehen wollen, noch länger die Gemahlin des Herzogs zu sein! Ich sage Ihnen, er ist in jeder Hinsicht ein verlorener und ruinirter Mann. Sie kümmern sich nicht um die Dinge dieser Erde, Sie wissen daher nicht, daß er schon jetzt

Ihr Hochzeitsgut verkauft, versetzt, bösen Gläubigern verpfändet hat, um aus dem Erlös die Schulden der Gräfin Albain zu bezahlen, ihr ein neues Palais einzurichten. Sie wissen nicht, daß er in der gestrigen Nacht allein zwanzigtausend Thaler am Spieltisch verloren hat. Aber ich weiß das; denn seit ich Sie liebe, Louise, habe ich den Herzog mit Spionen umgeben, lasse ich mir Bericht abstatten über Alles, was er thut und treibt. O meine angebetete Herzogin, möchten Sie nicht länger mir zum Unglück und Verderben Ihre strenge Kälte bewahren, denn es ist vergeblich. In den Augen der Welt gelten Sie von heute an für meine Geliebte. Seien Sie großmüthig, seien Sie muthig und entschlossen, lassen Sie den Schein zur Wahrheit werden, und ich schwöre es Ihnen: alle Diejenigen, welche sich jetzt vielleicht erlauben, über Sie zu spötteln und Sie zu verleumden, alle Diese sollen sich vor Ihnen in den Staub beugen und Ihnen huldigen, denn Sie sollen meine Gemahlin werden, und vor der Prinzessin Jerome werden die stolzesten Damen sich beugen müssen. Wollen Sie mir nicht antworten?"

Sie schrak empor wie aus einem Traum, und ein flüchtiges Lächeln glitt über ihre Züge hin. „Ich will

Ihnen antworten", sagte sie hastig, „aber nicht hier, nicht in demselben Gemach, in welchem ich so oft die Liebesschwüre meines Gemahls empfangen und erwidert habe. Nein, nicht hier darf ich Ihnen Antwort geben. Kommen Sie, folgen Sie mir in mein Boudoir. Dort kann uns Niemand hören und belauschen. Dort, mein Prinz, dort will ich Ihnen Antwort geben."

Sie nahm selbst den silbernen Armleuchter und ging ihm voran. Der Prinz folgte ihr heitern Angesichts und beflügelten Schrittes, als sie nun das Toilettezimmer verließ und durch die angrenzenden Gemächer dahineilte nach einem kleinen runden Gemache, in welches sie jetzt eintraten.

„Wir sind zur Stelle", sagte Louise, indem sie den Armleuchter auf den Marmortisch setzte, der sich in der Mitte des Raumes befand.

„O Louise, wie reizend und wie lieblich ist es hier!" sagte der Prinz, sich umschauend in dem Boudoir. „Mir ist als wäre ich eingetreten in einen Tempel, und ganz glückselig und fromm wird mir zu Muthe."

„Auch der Herzog führte mich zuerst hierher, als wir vor vier Wochen hier anlangten", sagte Louise traurig. „Er hatte das Boudoir für mich arrangiren

lassen, und als wir hier eintraten, nannte er es auch einen Tempel — einen Tempel der Liebe. Schauen Sie sich um, es hat auch etwas von einem Tempel in seiner runden Form, mit seinen Säulen von Marmor, welche ringsum die seidenen Draperien unterbrechen."

„Ein bezaubernder Aufenthalt", sagte Jerome lächelnd, man fühlt sich wie der Erde entrückt, wie abgetrennt von der Welt, auf die man auch, wie es scheint, keinen Blick hinauswerfen kann, denn ich bemerke keine Fenster."

„Es sind auch keine Fenster vorhanden", sagte Louise feierlich, „dieser Raum empfängt sein Licht von oben, und wer hier eingetreten, der ist abgeschnitten von der Welt."

„So lassen Sie uns abgetrennt von der ganzen Welt sein! Möge sie zu Grunde gehen, wenn nur Sie mir bleiben. Louise, in Ihren Tempel der Liebe bin ich hier eingetreten, lassen Sie mich fromm und selig auf meine Knie niedersinken und andächtig Ihre Antwort empfangen auf mein Gebet und meine Frage: Louise, erhören Sie mein Flehen! Aendern Sie die Miene! Priesterin dieses Tempels, welche Antwort empfange ich von Ihren Lippen?"

„Die Antwort", rief sie energisch, „welche ich Ihnen gebe aus der Wahrheit und Tiefe meines Herzens: ich hasse Sie! Denn Sie haben mit grausamer Hand die Binde von meinem Angesicht gerissen! Sie haben mich sehen lassen, wo es besser für mich gewesen wäre, blind zu sein; Sie haben meinen Traum von Glück zerstört, und mich zu einem entsetzenvollen Erwachen aufgerüttelt. Ich habe meinen Gemahl geliebt, und Sie haben mich gelehrt, ihn zu verachten. Ich danke es Ihnen nicht, ich verwünsche Sie deshalb. Ich habe an die Heiligkeit der Ehe geglaubt, und Sie haben mir bewiesen, daß es nichts Heiliges giebt; daß die Liebe, die Schwüre der Treue, die man vor dem Altare Gottes geleistet, daß das Alles vergänglich ist, und weggeblasen werden kann, wie Spreu vor dem Winde. Sie haben es ferner gewagt, mir zu sagen, daß ich compromittirt sei vor der Welt, daß man mich für Ihre Geliebte halte, und ich dafür nichts Besseres thun könne, als aus dem Scheine Wahrheit zu machen. Diese Beschimpfung meiner Frauenehre fordert Rache, Prinz Jerome, und ich will mich rächen! Jetzt haben Sie meine Antwort, und jetzt — bleiben Sie auf Ihren Knieen! — jetzt leben Sie wohl!"

Und mit beflügelten Schritten an ihm vorübereilend,

stürzte sie aus dem Gemach, drückte rasch die Thür hinter sich zu, drehte den Schlüssel hastig im Schlosse um, und nachdem sie so die Thür fest verschlossen, zog sie den Schlüssel aus und steckte ihn zu sich.

Nun flog ein stolzes, höhnisches Lachen über ihr Antlitz hin, und mit lauter Stimme rief sie: „Leben Sie wohl, Prinz Jerome! Es hat Ihnen beliebt, mich heimtückisch zu überfallen, ich strafe Sie dafür, wie man ungezogene Knaben straft. Ich sperre Sie ein und sichere mich vor Ihren Unarten. Sie werden Ihrem Gefängniß nicht entfliehen können, denn es sind keine Fenster da, und den Schlüssel trage ich bei mir. Leben Sie wohl!“

XII.

Mit düsteren Mienen, mit drohend zusammengezogener Stirn ging der Kaiser Napoleon auf und ab. Seine grauen Augen schossen Blitze, und zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor murmelte er zuweilen ein Wort des Zornes, der Verwünschung.

Vor einer halben Stunde war er in Breslau angelangt, und sein Bruder, der Prinz Jerome, hatte ihn nicht demüthig, wie es einem Vasallen geziemt, vor der Pforte des Palastes empfangen. Seit einer halben Stunde flogen die Boten überall in der Stadt umher und suchten den Prinzen, von dem Niemand zu sagen wußte, wohin er gegangen sei.

Im Vorsaale standen die Adjutanten und Generale, die Hofschranzen und Kammerherren, flüsterten ängstlich mit einander, und fragten sich, wie dieser seltsame Vorfall enden solle, und blickten rathlos einander an, als eben wieder zwei Boten heimkehrten mit der Nachricht, daß nirgend eine Spur von dem Prinzen aufzufinden sei.

„Ich wage es nicht, ihm das zu sagen“, murmelte General Berthier. „Der Kaiser ist auf der ganzen Reise von Warschau hierher verstimmt gewesen, und sein Zorn wird fürchterlich sein. Ich habe nicht den Muth, den Blitzen seiner Augen zu begegnen.“

Aber wissen muß es der Kaiser doch“, sagte General Duroc achselzuckend. „Wer weiß, was hier geschehen ist, und ob nicht der Prinz in einen Hinterhalt gelockt worden ist, aus dem man ihn erretten muß, und ...“

„Duroc!“ rief in diesem Moment die scharfe Stimme des Kaisers.

„Sie sehen wohl“, flüsterte Berthier erleichtert aufathmend, „das Schicksal legt Ihnen die Pflicht auf, dem Kaiser zu sagen, was er wissen muß.“

Duroc antwortete nicht, sondern stürzte vorwärts nach dem kaiserlichen Gemache hin.

Napoleon, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, stand in der Mitte des Gemaches, als General Duroc zu ihm eintrat. Das Antlitz des Kaisers hatte jetzt wieder seine eherne Ruhe angenommen, es war wieder undurchdringlich und starr geworden, wie die Kaiserbilder der alten Cäsaren; die breite Stirn war geglättet und faltenlos, und selbst die Blitze seiner Augen hatte der irdische Donnergott gesänftigt und hielt sie zurück mit der Macht seines stolzen Willens.

„Noch keine Nachricht, Duroc?“ fragte der Kaiser.

„Sire, die Boten kehren ohne Resultat zurück. Der Prinz ist nirgend zu finden.“

Napoleon antwortete nicht; er wandte sich langsam ab, daß Duroc nicht sein Antlitz und nicht die Blitze sehen konnte, die über dasselbe hinzuckten. Langsam, die Hände immer auf den Rücken gelegt, ging der Kaiser auf und ab. Dann stellte er sich vor Duroc,

der regungslos und stumm nahe der Thür stehen geblieben war, und der Blick von Napoleons wüthenden Augen schien auf dem Grunde seines Herzens lesen zu wollen.

„Duroc“, sagte er, „was denken Sie von dieser Sache?“

„Sire, ich fürchte fast, daß irgend ein Complot, ein Verbrechen ...“

„Nein“, unterbrach ihn Napoleon, „ich will Ihnen sagen, was ich denke. Ich denke, daß dieser thörichte Knabe wieder einmal vergessen hat, wer er ist und wer er sein soll, daß er wieder einmal wie ein Abenteurer auf tolle Streiche ausgeht, und über irgend eine elende Liebesaffaire vergessen hat, daß er in meinen Diensten steht und mir unterthan ist. Ach diese Brüder, diese Brüder! Wie viel Aerger und Demüthigung haben sie mir nicht schon bereitet. Ich kann Throne zerstören und Throne aufbauen, ich halte die Welt in der Fläche meiner Hand, und nur meine Familie wagt es, mir zu widerstreben. Bei Gott, es wäre nicht schwer, der Gründer einer neuen Dynastie zu sein, wenn der Ahnherr der kommenden Geschlechter keine Brüder und Schwestern hätte, die ihn immer wieder daran mahnten, daß er nicht unter einem Thronhimmel

geboren ist. Ach, ich möchte mich lossagen von ihnen Allen", fuhr der Kaiser mit bewegter Stimme fort, „ich möchte sie zurückschleudern in das Nichts, aus dem ich sie hervorgezogen, möchte es machen wie Mohammed oder wie Christus, und sagen: Ich stamme von Gott, kein Weib hat mich geboren, ich habe keine Familie. Gott regiert den Himmel und ich die Erde! Ich habe keine Familie, sondern nur Unterthanen! Und wehe dann den Brüdern, die mir zu widersprechen wagten!"

Eben ward die Thür leise und schüchtern geöffnet, und General Berthier erschien in derselben.

„Sire", sagte er, „eine Dame ist soeben im Vorzimmer erschienen, und bittet um die Gnade einer Audienz."

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich keine Audienzen ertheilen, daß ich incognito bleiben will?" donnerte Napoleon.

„Sire, ich bitte um Verzeihung! Ich dachte, daß vielleicht diese Dame Ew. Majestät Nachrichten brächte über Se. kaiserliche Hoheit. Man hat mir soeben gesagt, daß der Prinz auf dem Feste diese Nacht gerade mit dieser Dame ausschließlich sich beschäftigt habe, und zuletzt in ihrer Nähe gesehen ward."

„Wer ist diese Dame?"

„Sire, es ist die Frau Herzogin von Bielitz."

Der Kaiser winkte nach der Thür hin. „Eintreten!" sagte er gebieterisch, indem er zugleich mit einem Winke seiner Hand Duroc befahl, hinauszugehen.

Berthier war in das Vorzimmer zurückgetreten, und auf der Schwelle der geöffneten Thür erschien jetzt die junge Herzogin von Bielitz, bleichen Angesichtes, in langem schwarzen Atlasgewande, das Haupt umhüllt von einem schwarzen Schleier.

Der Kaiser winkte mit einem fast unmerklichen Neigen seines Hauptes sie näher heran. Louise that einige Schritte vorwärts, und hinter ihr schloß Berthier die Thür des Vorzimmers.

„Sie haben um eine Audienz gebeten, Madame", sagte der Kaiser rauh. „Was wollen Sie?"

„Sire", erwiederte sie, indem sie langsam auf ihre Kniee niederglitt und die gefalteten Hände zu ihm erhob, „Sire, ich will Ew. Majestät anflehen, mir Ihren Schutz zu verleihen, und mich sicher zu stellen gegen Beleidigungen."

„Man hat Sie beleidigt, Madame? Gegen wen soll ich Sie schützen?" fragte Napoleon mit gerunzelter Stirne.

„Sire, der Prinz Jerome hat mich beleidigt und mich in meiner Ehre und Frauenwürde gekränkt.“

„Mein Bruder? Ah, Madame, Sie sind also die Veranlassung, daß der Prinz, seine Pflichten vergessend, nicht im Schlosse anwesend ist, wenn ich komme, ihn zu besuchen?“

„Ja, Sire, ich bin die unglückliche und beklagenswerthe Veranlassung“, seufzte Louise.

„Und der Prinz sendet Sie jetzt, Madame, daß Sie für ihn meine Vergebung anflehen sollen?“

„Nein, Sire. Er weiß es gar nicht, daß ich es gewagt habe, Ew. Majestät um eine Audienz zu bitten. Ich selber, und ich allein habe in dem verzweiflungsvollen Zorne meines Herzens mich zu diesem Entschlusse emporgerungen. Sire, ich habe zu Gott, zu dem Herrn des Himmels gebetet um Schutz und Beistand, und er hat mein Gebet nicht erhört, er ist stumm geblieben bei all meinem Flehen. Jetzt komme ich zu Napoleon, dem Herrn der Erde, und zu ihm flehe ich um Schutz und Beistand, und ich weiß, er wird mich erhören, er wird mich nicht ungetröstet und ungerächt von dannen gehen lassen.“

„Ungerächt?“ fragte Napoleon. „Sie verlangen

Rache von mir? Gegen wen? Aber zuerst stehen Sie auf, Madame!"

„Nicht eher, Sire, als bis mir Ew. Majestät Ihre Gnade, Ihren Schutz verheißen haben."

„Sie sind eine Dame; es ist die Pflicht jedes Mannes, den Damen Schutz zu verleihen, wenn sie ihn darum anflehen. Stehen Sie also auf, Madame, denn ich gewähre Ihnen meinen Schutz!"

Er reichte der Herzogin seine Hand dar und richtete sie auf. „Und jetzt, Madame", sagte er dann rasch und gebieterisch, „jetzt sagen Sie mir vor allen Dingen: wo ist mein Bruder?"

„Sire, er ist in meinem Hause, ja, um Ew. Majestät die ganze Wahrheit zu sagen, er befindet sich seit heute Nacht daselbst, und zwar in meinem Boudoir, in dem Allerheiligsten meines Hauses, das bis jetzt niemals der Fuß eines fremden Mannes betreten hatte."

„Und dem Prinzen Jerome gestatteten Sie es?"

„Ich gestattete es ihm nicht nur, sondern ich bat ihn, mir dahin zu folgen, weil wir dort allein unbelauscht sein würden."

„Sie sind sehr vermessen, Madame, mir das zu sagen", rief Napoleon mit zürnender Stimme. „Sie

wollen nicht ohne Umschweife mir bekennen, daß Sie seine Geliebte sind! Ach, und ich begreife jetzt Alles! Mein leichtsinniger Herr Bruder ist des Romans, den er mit Ihnen, Madame, wie mit so vielen Anderen gespielt, überdrüssig, und Sie wenden sich deshalb an mich? Ich soll Ihnen beistehen und Sie schützen gegen den treulosen Liebhaber, der —"

„Majestät", unterbrach ihn Louise mit lauter Stimme, „man hat Ihnen also nicht gesagt, wer ich bin?"

Der Kaiser, ganz erstaunt über das ungeheure Wagniß dieser jungen Frau, welche sich erkühnte, ihn zu unterbrechen und in stolzem, zürnendem Tone sogar eine Frage an ihn zu richten, der Kaiser blickte sie einen Moment mit stummer Verwunderung an.

„Man hat Ew. Majestät nicht gesagt, daß ich die Herzogin von Bielitz, Prinzessin von Sulkowski, geborene Baronesse von Larisch bin?" fragte Louise mit blitzenden Augen und hochgehobenem Haupte.

„Und wenn man es mir gesagt hätte, Madame?"

„So würden Ew. Majestät wissen, daß die Herzogin von Bielitz eine Frau von Ehre ist, daß sie sich nie so weit erniedrigen könnte, um den Kaiser Napoleon anzuflehen, daß er einen treulosen Liebhaber wider

seinen Willen ihr erhalte. Sire, einen Mann, der mir Liebe und Treue geschworen, und der mich dennoch verlassen, den würde ich entweder strafen mit meiner grenzenlosen Verachtung, oder wenn ich ihn, zur Schmach meiner selbst, dennoch liebte, so würde ich ihn ermorden. Ihren Bruder, Sire, habe ich nie geliebt, und wenn ich ihn verachte, so geschieht es nur, weil er es gewagt, mir von seiner leichtfertigen Liebe zu sprechen, mich zu verfolgen mit beleidigenden Anträgen, und endlich mich in meinem eigenen Hause zu überfallen."

Der Kaiser runzelte die Stirn. „Verleumden Sie nicht einen Abwesenden", rief er drohend. „Sie sagten mir vorher, daß der Prinz Jerome sich in Ihrem Boudoir befände, wohin Sie selber ihn geführt."

„Sire, ich führte ihn dahin, weil dies das einzige Zimmer war, welches er nicht ohne meine Einwilligung verlassen konnte, und welches, wenn die Thür desselben sich hinter ihm geschlossen, ihm jede Flucht unmöglich machte, da es keine Fenster hat, und da es abgesondert genug liegt, um jeden Hülferuf vergeblich zu machen. Ich führte den Prinzen Jerome, der auf schmähliche Weise in mein Toilettezimmer sich einschleichen durfte, in mein Boudoir, und während er dort vor mir kniete, es wagte, mir seine Liebe zu bekennen und mir seine

Hand anbot, eilte ich hinaus, schloß die Thür hinter ihm ab und rief ihm zu, daß ich für seinen Frevel ihn strafen müsse, wie man unartige Knaben bestraft, daß ich also ihn eingesperrt habe."

Der Kaiser schaute sie einen Moment mit fast komischem Erstaunen an, dann brach er in ein lautes, schallendes Gelächter aus, wie er es nur selten und nur seinen Vertrauten gegenüber sonst sich zu erlauben pflegte.

„Sie haben den unartigen Knaben eingesperrt, Madame?" fragte er dann. „Sie haben ihn in's Carcer gesteckt, und jetzt wünschen Sie ohne Zweifel, daß ich die Rolle des Schulmeisters übernehme und ihn züchtige?"

„Sire, ich flehe zu Ew. Majestät, daß Sie die Gnade haben, dem Prinzen Jerome zu verbieten, mich jemals wieder mit seinen Anträgen zu beleidigen; ihm zu verbieten, daß er mich liebt."

„O Madame", rief Napoleon, „Sie verlangen da mehr von mir, als ich erfüllen kann. Kein Erdenmensch hat die Gewalt, einem Andern zu verbieten, daß er liebe, und ich fange an, meinen Bruder zu entschuldigen wegen seiner Liebe. Aber die erste Hälfte Ihrer Bitte kann ich erfüllen. Ich werde es meinem

Bruder auf das Strengste verbieten, Ihnen lästig zu werden, Sie zu verfolgen und mehr von Ihnen zu verlangen, als Sie ihm gewähren mögen. Dazu gehört freilich vor allen Dingen, daß Sie, Frau Herzogin, meinen Bruder aus seiner Haft erlösen und seinen Carcer öffnen."

„Sire", sagte Louise, einen Schlüssel hervorziehend, und ihn mit einer tiefen Verneigung dem Kaiser darreichend, „Sire, das ist der Schlüssel zu meinem Boudoir. Ich lege ihn in die Hände Eurer Majestät."

„Und erlauben mir, davon Gebrauch zu machen?"

Ew. Majestät sind hier, wie überall, der Herr. Als der Prinz Jerome mir sagte, daß Ew. Majestät heute hierher kommen würden, da fühlte ich mich gerettet, denn ich wußte, daß Ihr mächtiger Wille mich schützen würde gegen die beiden Männer, welche mich bedrohen, und nur bis zur erfolgten Ankunft Eurer Majestät hielt ich es für nothwendig, mich vor der Zudringlichkeit des jungen Prinzen zu schützen. Jetzt ersuche ich Ew. Majestät, den Prinzen abholen zu lassen, und ihm dann zu verbieten, jemals die Schwelle meines Hauses wieder zu betreten!"

„Ihn abholen zu lassen", sagte Napoleon sinnend. „Aber Niemand von meinen Leuten ist in Ihrem

Hause bekannt und weiß den Weg zu Ihrem Boudoir. Man könnte also nur in Gegenwart und mit Beihülfe Ihrer Leute die Thür öffnen, und das hieße den Prinzen vor aller Welt beschimpfen und lächerlich machen!“

„Sire, der Prinz hat mich auch beschimpft und zwar vor aller Welt. Er hat mich öffentlich compromittirt, und er hat es mir gesagt, daß man mich in der ganzen Stadt für seine Geliebte hält.“

„O, es ist wahr, Sie wollen sich rächen“, rief Napoleon, „Sie wollen eine eclatante Genugthuung. Ich würde Ihnen dieselbe bereiten, ich gestehe es Ihnen, ich würde dem Prinzen diese Züchtigung gönnen, wenn er eben nur der Prinz Jerome wäre. Aber er ist mein Bruder, und ich habe in diesem Augenblicke große Pläne mit ihm vor. Ich verspreche Ihnen, Madame, daß er Sie nie wieder belästigen soll, ja, daß ich Sie auf immer von ihm befreien will, aber Sie müssen dafür Ihrem Racheplane entsagen, Sie müssen den Prinzen auf eine unbemerkte Weise wieder freigeben. Sie schweigen? Madame, — ich bitte Sie darum, — und ich gebe Ihnen mein Wort, es ist lange her, daß ich um Etwas gebeten habe.“

„Sire, und ich werde mich dieses Momentes mit

Stolz erinnern, so lange ich lebe. Er ist für heute und für immer meine schönste Genugthuung. Wollen Eure Majestät die Gnade haben, einen Vertrauten mit dem Schlüssel zu meinem Gemahl, dem Herzog von Bielitz, zu schicken, und zu befehlen, den Prinzen seiner Haft zu entlassen."

Der Kaiser trat hastigen Schrittes zu ihr heran, und mit einer schnellen Bewegung ihre Hand fassend, berührte er dieselbe mit seinen Lippen.

„Madame," sagte er, „ich danke Ihnen!"

Dann rief er mit lauter Stimme nach Duroc, und als dieser eintrat, reichte er ihm den Schlüssel dar.

„General," sagte er, „nehmen Sie einen Wagen und fahren Sie sofort in das Hôtel der Frau Herzogin von Bielitz. Wenden Sie sich an den Herzog von Bielitz, übergeben Sie ihm diesen Schlüssel und sagen Sie ihm, der Kaiser Napoleon und die Frau Herzogin von Bielitz ertheilten ihm den Befehl, das Boudoir der Frau Herzogin mit diesem Schlüssel zu öffnen und den darin befindlichen Gefangenen freizulassen. Alsdann führen Sie beide Herren hierher zu mir. Gehen Sie!"

General Duroc eilte von dannen, und der Kaiser wandte sich wieder der Herzogin zu.

„Wußte Ihr Gemahl, daß der Prinz Jerome in Ihrem Boudoir eingesperrt sei?"

„Nein, Majestät, er würde ihn sonst ohne Zweifel aus demselben befreit haben."

„Er ist also mit dem Prinzen befreundet?"

„Ja, Sire!"

„Trotzdem, daß der Prinz so unverschämt war, seiner Gemahlin den Hof zu machen und Sie, wie Sie vorher sagten, zu compromittiren?"

„Sire," erwiederte Louise mit leiser, zitternder Stimme, „Sire, mein Gemahl selbst hat dem Prinzen Jerome den Weg zu meinen Gemächern gezeigt."

„O, Madame, da ist Ihr Gemahl im Grunde der Ehrlose, den Sie verachten müssen, und mein Bruder ist ein wenig entschuldigt."

„Sire, ich verachte den Herzog von Bielitz noch mehr, als den Prinzen Jerome," erwiederte sie leise, während eine tödtliche Bläſſe ihr Antlitz überflog.

Der Kaiser betrachtete sie mit einem Ausdrucke mitleidigen Intereſſes. „Man hat Sie ohne Zweifel mit Gewalt genöthigt, den Herzog von Bielitz zu heirathen?"

„Nein, Sire, ich habe ihn gegen den Willen meiner Verwandten, ich habe ihn aus Liebe geheirathet."

„Aus Liebe! Wie lange sind Sie verheirathet?“

„Sire, kaum vier Wochen,“ erwiederte Louise, ihre großen Augen, in denen Thränen standen, flehend zu dem Kaiser erhebend.

„Arme Frau,“ sagte der Kaiser theilnahmsvoll, „erst vier Wochen verheirathet und schon verrathen. Jetzt sagen Sie mir, Madame, was ich für Sie thun kann. Sie haben sich unter meinen Schutz gestellt, und ich habe Ihnen denselben zugesagt. Reden Sie also! Sie wünschen ohne Zweifel von Ihrem Gemahl getrennt zu werden. Sie sind katholisch?“

„Ja, Sire.“

„Sie wünschen, daß ich Fürsprache beim Papst für Sie einlege, nicht wahr? Fürsprache, auf daß Ihre Ehe für ungültig erklärt werde und Sie wieder zu Ihrer Familie zurückkehren können?“

„Sire,“ sagte Louise mit von Thränen erstickter Stimme, „Sire, ich kann und will nicht zu meiner Familie zurückkehren, denn ich habe undankbar und rücksichtslos mich an ihr vergangen. Ich bin mit meinem Gemahl entflohen, weil meine Familie mir die Einwilligung zu meiner Vermählung verweigerte. Ich habe mich also auf ewig von ihr geschieden und

muß nun mein Loos tragen, wie es eben ist, und wie ich es vermag."

„Sie wollen sich nicht von Ihrem Gemahl trennen?"

„Nein, Sire, ich will es nicht, denn ich will ihn nicht frei geben."

„Ich kann Ihnen also gar keinen weitern Beistand gewähren, als daß ich Sie vor den Zudringlichkeiten meines Bruders sichere?"

„Es ist Alles, was ich von Eurer Majestät erflehe."

„Vielleicht könnte es gut sein, wenn ich mit dem Herzog spräche, ihn an seine Pflicht erinnerte, ihn aufforderte, Ihnen die gelobte Treue zu bewahren?"

„Ich danke Eurer Majestät. Es würde ihn tief verletzen, und er würde mich hassen, denn er ist ein enthusiastischer Bewunderer Eurer Majestät, und er würde es mir nie verzeihen, wenn er um meinetwillen den Unwillen Eurer Majestät zu ertragen hätte. Ich bitte vielmehr, daß Eure Majestät ihm gnädig sein und ihn huldvoll empfangen wollen, denn, Sire, ich fürchte mich vor seinem Zorne, und er würde glauben, daß ich ihn verklagt habe, wenn Eure Majestät ihm ungnädig sind."

Der Kaiser wiegte langsam sein Haupt zum Zeichen

der Zustimmung. „Ich werde ihm gnädig sein," sagte er, „um Ihretwillen, Madame! Ich werde ihn meiner besondern Huld versichern, und ich würde ihm diese auch gewährt haben, wenn ich nicht durch Sie über seinen wahren Charakter belehrt worden wäre. Man hatte mir den Herzog von Bielitz als einen ausgezeichneten Cavalier, einen Mann gerühmt, der von Einfluß auf diese Provinz sei, außerdem als einen mir ergebenen Soldaten."

„Und er ist das Alles, Sire, und . . . Eure Majestät," unterbrach sie sich selber, „hatten die Gnade, mir zu sagen, daß Sie mir eine Gunst erzeigen möchten. Darf ich mir nun eine erbitten?"

„Sie ist gewährt! Reden Sie."

„Sire, seien Sie meinem Gemahl nicht blos gnädig, sondern geben Sie ihm Gelegenheit, fordern Eure Majestät ihn auf, Ihnen seinen Diensteifer durch Thaten zu beweisen."

„Das ist die Gunst, die ich Ihnen gewähren soll?"

„Nein, Sire, ich werde sie jetzt aussprechen. Ich habe Eure Majestät gesagt, daß ich meinen Gemahl verachte, und da ich entschlossen bin, mit ihm weiter zu leben, so ist das ein entsetzliches Unglück für mich. Das Einzige, was mich ihm versöhnen könnte, wäre,

wenn ich erführe, daß er sich die Gnade Eurer Majestät erworben, daß er sie sich verdient habe durch Thaten. Ich bitte Eure Majestät um die Gunst, daß wenn es dem Herzog von Bielitz gelungen ist, im Dienste Eurer Majestät eine That zu vollbringen, welche Ihre Zufriedenheit verdient, daß Eure Majestät es mich dann wollen wissen und mich davon wollen benachrichtigen lassen."

Die Augen des Kaisers bohrten sich wie zwei Dolchspitzen in das Antlitz der Herzogin. „Schriftlich," fragte er, „nicht wahr, Sie wollen schriftlich von einer solchen That benachrichtigt werden?"

„Ja, Sire, wenn ich um die Gunst bitten darf, schriftlich!"

„Ein vollgültiges Zeugniß! Es ist gut, Madame, ich verstehe Sie, denn wie sehr ich immer Franzose bin, so bin ich doch aus Corsica, dem Lande der Blutrache, und Sie, Madame, Sie scheinen mir meine Landsmännin zu sein. Sie sollen das schriftliche Zeugniß haben!"

„Ich danke Eurer Majestät. Und jetzt bitte ich Eure Majestät um die Gnade, mich zu entlassen. Die beiden Herren müssen sogleich hier sein und ich möchte ihnen in dieser Stunde nicht begegnen."

„Ich begreife das, Madame. Leben Sie also wohl, und ich wiederhole Ihnen mein Versprechen, sobald der Herzog von Bielitz sich mir durch eine überzeugende That als mein Anhänger und diensteifriger Freund bewährt hat, werde ich Sie davon benachrichtigen. Ich hoffe, daß Sie alsdann meinem Bruder verzeihen werden."

„Sire, ich habe ihm schon jetzt verziehen, denn ich verdanke ihm das erhebende Glück dieser Stunde, in welcher ich Eurer Majestät gegenüber stand."

In diesem Moment öffnete sich die Thür des Vorsaals.

„Sire," sagte Duroc, in derselben erscheinend, „Eurer Majestät zu Befehl befinden sich der Prinz und der Herzog von Bielitz im Vorsaale."

„Madame, ich bedaure, es ist zu spät," rief Napoleon achselzuckend. „Aber ich erhalte dadurch Gelegenheit, Ihnen eine kleine Satisfaction zu geben. Duroc, öffnen Sie die Thüre weit! Und jetzt, Frau Herzogin, geben Sie mir Ihren Arm, ich selbst werde Sie durch das Vorzimmer geleiten."

„Sire," flüsterte Louise, den dargereichten Arm des Kaisers annehmend, „Sire, Sie sind edel und großmüthig! Ich danke Eurer Majestät!"

General Duroc hatte, dem kaiserlichen Befehl gemäß, die beiden Flügel der Thür weit geöffnet, und der Kaiser, die Herzogin von Bielitz am Arm führend, schritt jetzt durch dieselbe in den Vorsaal hinein. Die in demselben anwesenden Marschälle und Generale verneigten sich in ehrfurchtsvollem Schweigen, während Prinz Jerome und der Herzog mit dem Ausdruck staunenden Schreckens auf das daherschreitende Paar hinblickten.

Gerade vor Prinz Jerome blieb der Kaiser stehen und ein flammender Blitz seiner Augen traf das Antlitz des erbebenden Prinzen.

„Mein Bruder," sagte der Kaiser mit lauter, schallender Stimme, „mein Bruder, ich weiß nicht, ob Sie das Glück gehabt haben, diese Dame zu sehen, also will ich Sie einander präsentiren. Madame, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Bruder vorzustellen und ihn Ihrer Gunst und gütigen Nachsicht zu empfehlen. Er ist noch sehr jung und bedarf daher der Langmuth und Belehrung. Er möge von Ihnen lernen, daß man edlen Frauen die höchste Achtung und die zarteste Aufmerksamkeit schuldet, und daß man sich nur selbst beleidigt, wenn man gegen diese Pflicht fehlt. Mein Bruder, dies ist die Herzogin von Bielitz, eine Dame,

welcher ich meine Huldigung und Achtung weihe, denn trotz ihrer Jugend und Schönheit ist sie weise, wie eine Matrone, und verdient durch edle Sitte und zartes Benehmen die Anerkennung und den Respect jedes Ehrenmannes."

Prinz Jerome murmelte einige unverständliche Worte und verneigte sich tief. Der Kaiser schritt weiter, und die Herzogin zur Thüre führend, nahm er dort mit einem freundlichen Lächeln und einem raschen Kopfnicken von ihr Abschied. Dann durchschritt er, ohne irgend Jemand der Anwesenden nur eines Blickes zu würdigen, wieder den Vorsaal und trat in sein Cabinet zurück. Als er indessen die Schwelle desselben überschritt, wandte er ein wenig den Kopf rückwärts und seine gebieterische Stimme rief: „Prinz Jerome!"

Sofort stürzte der Prinz vorwärts und trat wenige Schritte hinter seinem Bruder in das Cabinet ein, dessen Thür Duroc sich beeilte hinter ihm zu schließen.

Der Kaiser hatte nicht so bald das Zufallen der Thür vernommen, als er sich mit zornigem Antlitz zu seinem Bruder umwandte.

„Wo sind Sie gewesen, mein Herr?" fragte er mit donnernder Stimme. „Warum haben Sie nicht, wie es dem Diener und Untergebenen des Kaisers geziemt,

mich bei meiner Ankunft empfangen? Nun, wird es Ihnen belieben, mir zu antworten? Wo waren Sie?"

„Sire," stammelte Jerome verlegen, „ich war, ich bin —"

„Ich will es Ihnen sagen, weshalb Sie mich nicht empfangen haben," rief der Kaiser, wüthend mit dem Fuße stampfend. „Man hatte Sie eingesperrt, weil Sie sich nicht als ein Mann von Ehre, wie ein Prinz von feiner Sitte, sondern als ein ungezogener Knabe, als ein roher Wüstling benommen hatten."

„Sire," unterbrach ihn der Prinz, „Sire —"

„Was beliebt?" fragte der Kaiser, „wollen Sie sich etwa gar unterfangen, sich zu entschuldigen? Sparen Sie sich diese Mühe, denn ich weiß Alles, und wenn ich Ihnen über Ihr unehrenhaftes Benehmen jetzt keine weiteren Vorwürfe mache, so geschieht es, weil ich mir selbst noch größere Vorwürfe zu machen habe, denn ich bin es, der den größten Fehler begangen hat. Es war thöricht von mir, einen unfähigen und ungezogenen Knaben, wie Sie es sind, zum Prinzen zu machen und ihm Würden und Rechte zu verleihen. Ich hätte Sie nicht anerkennen, ich hätte mich auf ewig von Ihnen lossagen sollen."

„O, Sire, man würde mich doch als Ihren Bru-

der erkannt haben," rief Jerome lächelnd, „denn ich gleiche Ihnen so sehr, und dies ist der Grund, weshalb alle Welt mich liebt. Sire, wenn Sie mich nicht hätten anerkennen wollen, als den Sohn Ihres Vaters, so würde das eine Beleidigung gewesen sein gegen unsere edle und erhabene Mutter, die mich sicherlich niemals verleugnen würde."

„Ich glaube, Sie haben die Unverschämtheit, scherzen zu wollen?" fragte der Kaiser mit lauter Donnerstimme. „Statt reumüthig um Vergebung zu flehen, sind Sie vermessen genug, einen leichtfertigen Ton anzuschlagen."

„Sire, ich bitte —"

„Still!" unterbrach ihn Napoleon, „ich kenne alle die thörichten und albernen Streiche, welche Sie gemacht haben, seit Sie wieder aus Amerika zurückgekehrt sind. Der tollste Ihrer Knabenstreiche war Ihre sogenannte Vermählung mit der Kaufmannstochter, und kaum habe ich Ihnen diesen verziehen und Sie hierher gesandt, um hier durch ein würdiges Benehmen, durch eine weise und strenge Ausführung meiner Befehle sich meine Achtung wieder zu gewinnen, so fahren Sie fort, tolle Streiche zu machen nnd nicht blos sich, sondern auch mich zu compromittiren. Alle

an mich eingegangenen Berichte sprechen von dem liederlichen und verschwenderischen Leben, welches Sie führen, von den steten Festen, in denen Sie schwelgen."

„Sire, Eure Majestät hatten mir befohlen, den schlesischen Adel zu gewinnen und diese hochmögenden Herren für Frankreich zu enthusiasmiren."

„Hatte ich Ihnen auch befohlen, die Gemahlinnen dieser hochmögenden Herren zu gewinnen?" donnerte Napoleon.

„Sire, man kann das Eine nicht ohne das Andere erreichen," sagte der Prinz achselzuckend.

„Sie sind und bleiben ein thörichter Knabe," rief der Kaiser, über dessen düsteres Antlitz der Schimmer eines Lächelns glitt. „Aber da ich einmal die Thorheit begangen habe, Sie zum kaiserlichen Prinzen zu ernennen, so muß ich mich darin fügen, weiter für Sie zu sorgen und Ihnen eine Position zu geben, wie sie dem Bruder des Kaisers gebührt. Sie werden morgen schon Breslau verlassen, um nach Paris zurückzukehren. Ich muß mich, wie schon gesagt, wohl entschließen, Ihnen eine Versorgung zu geben, die meiner würdig ist, und da die Brüder eines Kaisers doch einmal etwas sein müssen, so mache ich Sie zum König."

„Mich zum König!" rief Jerome, erschrocken zurücktretend.

„Ich mache Sie zum König," wiederholte Napoleon. „Ich habe die Trümmer, welche Preußen auf den Schlachtfeldern verloren hat, gesammelt, und aus diesen Trümmern ein Königreich zusammengesetzt. Das Königreich wird Westphalen heißen und Sie werden sein König sein."

XII.

Jerome begrüßte die Ankündigung des Kaisers mit einem düstern Gesicht.

„Erlauben Eure Majestät," sprach er, „Ihnen zu versichern, daß ich viel lieber als kaiserlicher Prinz in Paris lebe, denn als kleiner König in Deutschland. Es gelüstet mich gar nicht nach einer Krone, und ich glaube, ich bin noch viel zu jung, um sie tragen zu können."

„Man wird Ihnen also die Last müssen tragen helfen," sagte Napoleon, „und ich habe schon dafür gesorgt. Ich stelle Ihnen Minister zur Seite, die

Ihre Unerfahrenheit unterstützen und Ihnen als treue Rathgeber dienen sollen. Außerdem lasse ich Ihnen in Paris eine Constitution ausarbeiten, nach der Sie zu regieren haben, und die Ihnen in allen Dingen zur Richtschnur dienen wird. Mit einer solchen Constitution, mit erfahrenen Räthen an Ihrer Seite, und endlich mit dem Bewußtsein, daß Sie Ihr Königreich nur als mein gehorsamer Vasall nach meiner Anweisung und Bestimmung zu regieren haben, wird Ihnen das Regieren nicht so schwer werden, als Sie fürchten. Sie werden es sich angelegen sein lassen, die Liebe Ihres Volkes durch edles, würdevolles und gütiges Betragen zu gewinnen, aber Sie werden dabei niemals vergessen, daß Sie mein Unterthan sind, und daß es Ihre heiligste Pflicht ist, die Interessen Frankreichs allen andern Interessen vorgehen zu lassen. Sie werden einige Monate in Paris bleiben, und während Sie sich dort mit den Verhältnissen Ihres neuen Königreiches und mit der Constitution desselben näher bekannt machen, werde ich eine Regentschaft nach Westphalen schicken, welche Ihnen die Wege bahnt und Ihre Regierung vorbereitet. Sie selber werden erst nach Ihrer Vermählung in Ihr Königreich sich begeben und in Cassel residiren."

„Sire, ich werde mich also vermählen?" fragte Jerome erstaunt.

„Ja, Sie werden sich vermählen, und ich habe bereits um eine Braut für Sie geworben. Es ist die Tochter des Königs von Würtemberg, und ihr Vater hat mir ihre Hand bereits zugesagt. Sie werden eine Königstochter zur Gemahlin haben. Machen Sie sich ihrer und meiner würdig, und ich will die tollen Streiche vergessen, mit denen Sie bisher sich und mich beleidigt haben! Gehen Sie, und treffen Sie Ihre Anordnungen. Sie folgen mir morgen nach Paris."

„Sire", sagte Jerome schüchtern, „erlauben Sie mir nur" —

„Kein Wort weiter", unterbrach ihn Napoleon gebieterisch. „Gehen Sie! In Paris sehen wir uns wieder."

Der Prinz verneigte sich schweigend und stumm, und schritt dann gesenkten Hauptes nach der Thür hin. Als er dieselbe öffnete, um in den Vorsaal zurückzukehren, rief der Kaiser: „Herzog von Bielitz!"

Der Herzog, gehorsam dem kaiserlichen Rufe, trat in das Cabinet ein, während Jerome, der neuernannte König, traurig und seufzend dasselbe verließ.

Napoleon heftete einen Moment schweigend seinen

prüfenden Blick auf den Herzog, dessen edle und hohe Gestalt, dessen schönes und keckes Angesicht dem Kaiser zu gefallen schien, denn ein Lächeln flog über sein Antlitz hin, und er bewegte leise, wie zum Gruße, sein stolzes Haupt.

„Herr Herzog", sagte er, „Sie haben sich über meinen Bruder zu beklagen. Er hat Sie und Ihre Gemahlin schwer beleidigt."

„Sire, ich habe mich nicht im Mindesten zu beklagen, vielmehr liebe ich den Prinzen, und wenn meine Gemahlin" —

„Ihre Gemahlin ist eine eben so schöne als ausgezeichnete Dame", unterbrach ihn der Kaiser. „Sie hat sich in dieser Affaire mit außerordentlichem Tacte benommen, und ich habe ihr den Schutz, den sie von mir gegen meinen Bruder erbat, mit Freuden gewährt. Der Prinz wird morgen schon Breslau verlassen, und Sie werden also von ihm kein Aergerniß mehr haben."

„Sire, ich wünschte, Ew. Majestät erlaubten mir, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Seine kaiserliche Hoheit liebe, und Ew. Majestät gestatteten mir, ihm nach Paris zu folgen. Ich würde dann vor allen Dingen des Glückes theilhaftig, mich zu sonnen an dem Glanze

Eurer Majestät, und meiner Bewunderung für Ew. Majestät täglich neue Nahrung geben."

Der Kaiser nickte mit einem freundlichen Lächeln. „Ihre Gemahlin hat mir gesagt, daß Sie zu meinen Anhängern gehören, Herzog, und ich gestehe, daß mich das überrascht hat."

„Wie, es hat Ew. Majestät überrascht?" fragte der Herzog. „Ew. Majestät finden es nicht natürlich, daß man Sie liebt, daß man Sie anbetet, daß man sein Leben hingeben möchte, um ein Wort der Zufriedenheit, einen Blick voll Güte als erhebenden Lohn von Eurer Majestät zu empfangen?"

„Worte, Worte!" rief Napoleon. „Sie sind ein Deutscher und die Deutschen lieben mich nicht."

„Sire, ich bin nur ein halber Deutscher, denn meine Familie stammt aus Polen, und die Hälfte meiner Besitzungen liegt in Polen. Aber wäre ich selbst von Geburt ein Deutscher, so bin ich doch von Gesinnung ganz und gar ein Franzose, und Ew. Majestät von ganzer Sele ergeben."

„Ah, das heißt, Sie sind ehrgeizig, Herzog, Sie wollen Carrière machen?"

„Sire, mein größter Ehrgeiz wäre befriedigt, wenn Ew. Majestät an mich glaubten, wenn Sie mich Ihnen

dienen ließen, wenn Sie mir gestatteten, durch Thaten meine grenzenlose Ergebenheit zu beweisen. Sire, die Liebe hat kein Vaterland, oder vielmehr, sie giebt ein Vaterland, und da ich Ew. Majestät liebe, so bin ich Franzose, das heißt Ihr Unterthan."

„Ah, nehmen Sie sich wohl in Acht, daß ich Sie nicht auf die Probe stelle", sagte der Kaiser mit einem gütigen Lächeln.

„Sire, ich beschwöre Sie, stellen Sie mich auf die Probe", rief der Herzog glühend. „Geben Ew. Majestät mir Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich bereit bin, für Ew. Majestät mein Blut, mein Leben, ja meine Ehre hinzugeben! Giebt es irgendwo etwas Schweres, Gefährliches, das gethan werden soll, so sagen Ew. Majestät es mir, und ich thue es, oder, wenn es mir nicht gelingt, so sterbe ich freudig im Dienste Eurer Majestät."

„Nun wohl denn", sagte Napoleon, „ich will Ihnen glauben, Herzog, denn ich glaube Ihnen gern, und ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihnen vertraue. Es giebt allerdings einen Dienst, den Sie mir leisten, und eine That, durch deren Vollführung Sie mir beweisen können, daß Sie mir wirklich ergeben sind."

„Sire" rief der Herzog mit strahlendem Angesicht,

„nennen Sie mir diese That, und ich vollbringe sie."

„Hören Sie, es liegt mir daran, die genauen Pläne von den österreichischen Festungen zu haben, vor allen Dingen von den Festungen Olmütz und Komorn. Aber es hat bis jetzt den Officieren, welche ich zu diesem Zwecke unter irgend welchen Verkleidungen dazu ausgesandt, niemals gelingen wollen, die Wachsamkeit der Oesterreicher zu täuschen und in die Festungen zu gelangen."

„Sire, ich schaffe Ihnen die Pläne von Olmütz und Komorn. Ich selbst werde sie aufnehmen, denn mir, als einem Unterthanen Oesterreichs, wird man den Eintritt in die Festungen nicht versagen."

„Aber Ihnen, als einem Unterthanen Oesterreichs, wird man den Proceß machen, wenn man erfährt, was Sie gethan, und Sie könnten leicht Ihre Anhänglichkeit für meine Person mit Ihrem Kopfe bezahlen müssen!"

„Ich wage meinen Kopf, um Ew. Majestät zu beweisen, wie unaussprechlich ich Sie liebe und bewundere."

„Nun gut, wagen Sie ihn", sagte Napoleon mit jenem sanften und gütevollen Lächeln, das ihm stets die Herzen gewann. „Wenn Sie mir die Pläne der

beiden Festungen verschaffen und Ihr Kopf sitzt noch auf Ihren Schultern, so werde ich ihn vielleicht mit einer bessern Krone schmücken können, als mit der Herzogskrone von Bielitz. Es giebt jetzt viele vacante Throne, und wer weiß, ob es mir nicht sogar eines Tages zweckmäßig scheint, den Thron von Polen wieder herzustellen. Sie, Herzog, wären in der That ganz geeignet zu einer solchen Stelle. Nun, wir werden ja sehen! Schaffen Sie mir die Pläne von Olmütz und Komorn!"

„Sire, ich schaffe sie!"

„Wohl, Sie werden mir damit einen großen Dienst erzeigen, und ich werde dankbar sein! Jetzt leben Sie wohl, Herzog! die Stunde meiner Abreise ist gekommen! Leben Sie wohl!"

Drei Monate waren vergangen seit jenem flüchtigen Besuch, welchen Napoleon der Stadt Breslau gemacht. Eine Viertelstunde nach seiner Unterredung mit dem Herzog von Bielitz war der Kaiser abgereist, und am andern Tage hatte auch Prinz Jerome mit seinem glänzenden Hofstaate und dem ganzen Schwarm von Diplomaten, Glücksrittern und schönen Frauen, die sich

um ihn geschaart, die Stadt verlassen, um seinem Bruder nach Paris zu folgen.

Breslau war seitdem wieder zu einer stillen, öden und langweiligen Provinzialstadt herabgesunken, und vielleicht war dies die Ursache, daß auch der Herzog von Bielitz mit seiner Gemahlin dieselbe verlassen hatte.

Sie waren zusammen nach Wien gegangen, und dort hatten sie, wie es schien, in innigster Gemeinschaft und Einigkeit in dem glänzenden Palais, das sie bewohnten, mit einander gelebt. Einer stillschweigenden Uebereinkunft gemäß hatten sie niemals die Ereignisse jener Nacht gegenseitig erwähnt; es schien ein Geheimniß, das sie in der Tiefe ihrer Herzen begraben hatten und das sie Beide zu vergessen trachteten.

Louise zeigte ihrem Gemahl stets ein ruhiges, heiteres Gesicht. Sie beklagte sich niemals, obwohl sie wußte, daß die Gräfin Albain dem Herzoge nach Wien gefolgt war, daß er täglich zu ihr ging und in innigster Gemeinschaft mit ihr lebte. Sie beklagte sich auch nicht, wenn der Herzog, wie das oft geschah, Tage und Wochen lang verreiste und sie nicht aufforderte, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Sie fragte ihren Gemahl, wenn er kam, um von ihr Abschied zu

nehmen, nicht einmal, wohin er zu reisen gedenke, sondern bat ihn nur, bald zu ihr zurückzukehren. Aber eines Tages, als der Herzog kam, um sich von seiner Gemahlin zu verabschieden, sagte er ihr unaufgefordert, welches das Ziel seiner Reise sei, und daß er nach Paris gehen wolle, um seinen Helden, den Kaiser Napoleon, einmal wieder bewundern zu können.

Louise nahm mit einem Lächeln von ihm Abschied, und dieses Lächeln stand noch auf ihren Lippen, als er sie schon verlassen hatte. „Die Stunde der Rache naht“, jubelte sie in der Einsamkeit ihres Gemaches. „Ich werde endlich mein Ziel erreichen. Ich werde gerächt werden!“

Vierzehn Tage nach der Abreise des Herzogs erhielt die Herzogin durch einen Courrier, der eigens aus Paris an sie abgeschickt worden, einen Brief. Sie jauchzte laut auf, als sie ihn empfing, und mit von Erregung zitternden Händen eröffnete sie ihn. Der Brief lautete: „Frau Herzogin, ich habe Ihnen versprochen, Ihnen mitzutheilen, wenn Ihr Gemahl, der Herzog von Bielitz, mir durch irgend einen ausgezeichneten Dienst seine Anhänglichkeit und Ergebenheit bewiesen hätte. Ich halte heute mein Wort, denn der Herzog von Bielitz hat mir in der That einen ausge-

zeichneten Dienst geleistet. Er hat mir die genauen Pläne der Festungen Olmütz und Komorn verschafft, die er selbst, auf die Gefahr hin, dabei entdeckt zu werden, an Ort und Stelle für mich aufgenommen hat. Es war mir sehr wichtig, die Pläne dieser beiden Festungen zu besitzen, und ich habe also Grund, dem Herzog von Bielitz dankbar zu sein. Napoleon."

Die Herzogin von Bielitz las das kaiserliche Schreiben mit einem Ausdrucke stolzen Triumphes und hohnlächelnder Freude, dann befahl sie, ihren Wagen vorfahren zu lassen; in demselben ihr Hotel verlassend, begab sie sich in die Kaiserburg, ließ den Kaiser Franz um eine Audienz ersuchen, und kehrte nach einer Stunde bleichen Angesichtes, aber mit dem Ausdrucke stolzer Entschlossenheit in ihr Hotel zurück.

Acht Tage später kam der Herzog von Bielitz von seiner Reise nach Paris heim. Die Herzogin hatte nicht sobald von seiner Ankunft erfahren, als sie aus ihrem Schreibtisch einen schon gesiegelten und adressirten Brief nahm, ihrem Kammerdiener klingelte und ihm befahl, diesen Brief sofort in die Burg zu tragen und ihn dem ersten Kammerdiener des Kaisers, der schon benachrichtigt sei, zu übergeben. Dann ging sie mit einem Lächeln auf den Lippen ihrem Gemahl ent=

gegen und hieß den Heimgekehrten freundlich willkommen.

Der Herzog indessen erwiederte ihren Gruß nur flüchtig und zerstreut. Er schien düster und verstimmt, und die von trüben Falten umschattete Stirn schien noch nicht den Glanz einer neuen Krone empfangen zu haben.

Er hatte in der That nur Versprechungen, nur Verheißungen aus Paris mit heimgebracht; der Kaiser Napoleon, der ihn nur einen flüchtigen Moment empfangen hatte, um aus seinen Händen die Festungspläne entgegenzunehmen, hatte ihm nach einigen Tagen durch Duroc sagen lassen, er möge nur jetzt nach Wien zurückkehren, die Dankbarkeit des Kaisers werde ihn dort bald zu finden wissen.

Das war der einzige Lohn gewesen, den der Herzog von Bielitz bis jetzt für seine schmachvolle That erhalten hatte, und darum war seine Stirn so düster und sorgenvoll, und darum erwiederte er die Willkommengrüße der Herzogin mit so zerstreuten Mienen und so einsylbigen Worten.

„Du scheinst mir wenig erbaut von Deiner Reise, mein lieber Herzog“, sagte Louise mit sanfter, schmeichelnder Stimme.

„Ich bin es auch sehr wenig“, erwiederte der Herzog, indem er sich auf den Divan niederwarf.

Louise, ohne von diesem unfreundlichen und formlosen Benehmen verstimmt zu sein, schritt näher zu ihm hin, und sich neben ihn auf einen Fauteuil setzend, sah sie mit einem seltsamen, forschenden Lächeln in sein bleiches, düsteres Angesicht.

Der Herzog sah dieses Lächeln und seine Stirn umdüsterte sich noch mehr.

„Madame“, sagte er, „Sie sehen, daß ich verstimmt bin und Sie scheinen sich darüber zu freuen!“

„Sie haben Recht, Herzog“, sagte sie ruhig, „ich freue mich wirklich darüber.“

„Nun, das ist wenigstens ein offenes und ehrliches Geständniß“, rief er höhnisch. „Bis jetzt spielten Sie immer die ergebene, freundliche, ja sogar liebevolle Gemahlin, obwohl ich sehr gut wußte, daß Sie mich haßten.“

„Sie haben Recht, lieber Herzog, ich haßte Sie“, sagte sie ruhig. „Ja, ich haßte Sie, und wollen Sie wissen, weshalb? Weil Sie meine Liebe verrathen, weil Sie mich von dem ersten Moment an, da ich Sie gesehen, betrogen haben. Sie schwuren mir Liebe, und Sie haben mich nie geliebt, Sie benutzten

meine Unerfahrenheit und entführten mich aus dem Hause meiner Brüder, aber nicht, weil Sie mich liebten, sondern weil es Ihnen um eine reiche Mitgift zu thun war. Sie — doch wozu nützt es, Ihnen Vorwürfe zu machen, Ihnen zu sagen, daß Sie aus mir ein armes, unglückliches Weib gemacht haben, die verloren ist, weil sie den Halt in sich selber verloren hat, weil sie sich selbst verachten muß wegen des schmachvollen Irrthums ihres Herzens, der sie einen ehrlosen Verbrecher als einen Gott lieben ließ."

„Gilt dieser Ehrentitel mir?" fragte er gleichgültig, sich behaglich ausstreckend.

„Ja, er gilt Dir", rief sie, „Dir, der Du meine Jugend, meine Liebe, meine Ehre verrathen hast."

„Herzogin", sagte er gähnend, „Sie werden langweilig! Es wäre sehr gütig, wenn Sie mir erlaubten, zu schlafen; denn ich fühle mich ein wenig angestrengt von der Reise."

„Ich werde Sie nicht mehr langweilen, Herzog, ich bin überzeugt, daß Das, was ich Ihnen jetzt sagen will, Sie lebhaft interessiren wird. Ich habe niemals mit Ihnen von jener furchtbaren Nacht in Breslau gesprochen, wo Sie ehrlos genug waren, den Prinzen

Jerome in mein Zimmer zu führen. Wissen Sie, weshalb ich niemals davon gesprochen?"

„Nein, das weiß ich wirklich nicht, sagte der Herzog gleichgültig.

„Weil ich Sie meinen Zorn nicht sehen lassen wollte, weil ich mir geschworen hatte, mich zu rächen für die Beschimpfung jener Nacht, und weil ich Ihnen deshalb nicht zeigen wollte, wie sehr ich Sie verabscheute."

„Und jetzt zeigen Sie es mir? Sie sind also Ihrer Rache sicher?"

„Ja, ich bin meiner Rache sicher", rief sie jubelnd. „Herr Herzog von Bielitz, Sie sagten mir an jenem Tage, als meine Seele im Fegefeuer der Schmerzen zu Ihnen flehte, daß ich das Leben als einen lustigen Spaß betrachten solle. Wir werden jetzt sehen, ob Sie Meister in dieser heitern Philosophie sind."

„Es wird also eine sehr ernste Rache sein?" fragte er höhnend.

„Ja, eine sehr ernste Rache, Herzog. Sie haben mich um das Glück meines Lebens betrogen; ich strafe Sie dafür, indem ich Ihnen das entziehe, was Ihnen als das Höchste gilt, Ihre persönliche Freiheit."

„Was denn, meine persönliche Freiheit?" fragte

der Herzog, sich aus seiner liegenden Stellung aufrichtend.

„Ah, Sie fangen an, sich zu interessiren", rief sie hohnlächelnd, „und ich langweile Sie nicht mehr. Soll ich Ihnen sagen, Herzog, was ich gethan habe, um mich zu rächen?"

„Sagen Sie es mir!"

„Ich habe Ihnen gethan, was Sie mir gethan haben. Ich habe Sie verrathen."

„Mich verrathen, und an wen?"

„An Ihren Landesherrn, den Kaiser Franz. Ich habe Sie bei dem Kaiser verklagt, ich habe ihm ein untrügliches Zeugniß beigebracht, woraus bewiesen ward, daß Sie ein Landesverräther sind. Soll ich Ihnen sagen, worin dieses Zeugniß bestand? In einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers Napoleon, welcher die Gnade hatte, mir zu melden, daß Sie ihm einen sehr wichtigen Dienst geleistet, daß Sie ihm die Pläne von den Festungen Olmütz und Komorn übergeben haben."

Der Herzog stieß einen dumpfen Schrei aus und sprang empor. „Der Kaiser Napoleon hat Ihnen das geschrieben?" rief er.

„Ja", sagte sie, „er hat es mir geschrieben, und

ich habe dieses Schreiben dem Kaiser Franz übergeben, und — da ist die Wirkung dieses Schreibens!" rief sie hohnlachend, als jetzt die Thür sich öffnete, und ein Officier, gefolgt von einer Anzahl Soldaten, hereintrat.

„Im Namen des Kaisers verhafte ich Sie, den Herzog von Bielitz, als Landesverräther!" rief der Officier, rasch sich dem Herzoge nähernd und eine Hand auf seinen Arm legend.

Der Herzog wandte sein bleiches, zuckendes Antlitz seiner Gemahlin zu. „Herzogin", sagte er mit vor Wuth zitternder Stimme, „Herzogin, Sie sind gerächt; aber Sie werden deshalb doch nicht glücklich sein! Der Fluch der bösen That lastet auf Ihnen, wie auf mir! Leben Sie wohl! Kommen Sie, mein Herr!"

Er wandte sich rasch um und verließ stolz und hoch aufgerichtet, gefolgt von dem Officier und den Soldaten, das Gemach.

Louise schaute ihm mit entsetzten Blicken nach. „Er hat Recht", murmelte sie „„ich werde nicht glücklich sein, denn der Fluch der bösen That lastet auf mir!..."

Auf dem Spielberg zu Brünn saß der Herzog von Bielitz viele Jahre als Staatsgefangener, wegen überwiesenen Landesverraths verurtheilt zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Einmal indessen schien es, als wenn das Geschick sich ihm versöhnen wollte, und als wenn die Liebe wieder gut machen wollte, was der Haß verschuldet.

Als Napoleon im Jahre 1809 sich zum Herrn über Oesterreich gemacht, kam die Herzogin Louise von Bielitz zu ihm nach Schönbrunn und bat ihn um die Gnade, ihrem Gemahl die Freiheit wiederzugeben. Vielleicht hatten die Jahre der Trennung ihren Zorn versöhnt, vielleicht fühlte sie sich einsam und verlassen, vielleicht liebte sie sogar noch den Mann, um den sie so viel gelitten und geweint. Sie bat Napoleon um die Freiheit ihres Gemahls, und der Kaiser gewährte sie ihr.

Das wieder vereinigte Paar begab sich auf die herzoglichen Güter, und lebte dort einige Jahre in einem steten Rausch von Vergnügungen und Freude, mit denen es vielleicht die innere Stimme in ihrer Brust übertäuben wollte. Es war ein glänzender Hofhalt, den das herzogliche Paar in Bielitz hielt, aber er endete mit einer tragischen Katastrophe.

Nachdem der Kaiser Napoleon von seiner Höhe herabgestiegen und nach Elba verbannt worden, ward der Herzog von Bielitz abermals als überwiesener Landesverräther und Parteigänger Napoleons verhaftet und nach dem Spielberg abgeführt. Dort saß er bis zu seinem im Jahre 1826 erfolgten Tode. Seine verschuldeten Güter wurden sequestrirt, und sind noch bis auf den heutigen Tag unter Sequestration. —

Und seine Gemahlin, die Herzogin Louise von Bielitz?

Der Herzog hatte richtig prophezeit. Sie war nicht glücklich, denn der Fluch der bösen That ruhte auf ihr, und die böse That rächte sich auf schauerliche Weise.

Ihr eigener Sohn war es, der sie rächte.

Die Herzogin von Bielitz ward im Jahre 1848 ermordet, und ihr eigener Sohn war es, der die Mörderhand gedungen!

Der Fluch der bösen That ruhte auf ihr!

Heringshändler oder Edelmann.

Historische Novellette.

I.

Ein Liebespaar.

„Nein, Mutter, ich kann's nicht! Kann den unerträglichen Menschen nicht heirathen!" rief Regina in Thränen ausbrechend, indem sie die Handarbeit, mit welcher sie beschäftigt gewesen, weit von sich warf, daß sie mitten auf den Grasplatz hinflog, neben welchem sie saßen.

„Und warum kannst Du ihn nicht heirathen?" fragte ihre Mutter ruhig, während sie mit dem Taschenmesser behaglich sich einen Streifen von dem schönen, mit fingerdickem Kuhkäse belegten Butterbrod abschnitt, das sie in der Hand hielt.

„Warum ich ihn nicht heirathen kann?" fragte Regina. „Weil ich ihn nicht liebe, weil er mir nicht gefällt, weil er nicht hübsch, nicht jung, nicht lustig

und unterhaltend, kurz mit einem Wort, weil er kein liebenswürdiger Mann, nicht einmal ein junger Mann ist."

„Aber dafür ist er ein angesehener, ein reicher und ein vornehmer Mann," sagte ihre Mutter achselzuckend; „Rathsherr, denke Dir, Rathsherr von Stettin. Trägt einen feierlichen Talar und eine breite weiße Fraise, wenn Rathssitzung oder sonst eine feierliche Gelegenheit ist. Muß, wenn der König oder irgend ein Prinz nach Stettin kommt, mit dem Magistrat ihm entgegen bis vor die Stadt, zum feierlichen Empfang. Ja, es ist schon einmal vorgekommen, daß er die Ehre gehabt hat, dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des jungen Königs, bei solcher Gelegenheit eine große Gefälligkeit zu erzeigen."

„Was für eine Gefälligkeit denn, Mutter?"

„Na, der Magistrat war also hinausgegangen vor's Thor, um den Prinzen Heinrich, der die Festung inspiciren wollte, zu empfangen. Es war im vorigen Jahr, und ein sehr schöner Sommertag. Der Himmel war ganz blau, als die Herren vom Magistrat und die Herren Senatoren hinausgingen vor's Thor; Niemand von den Herren hatte also daran gedacht, sich einen Regenschirm mitzunehmen, Niemand als der Herr

Senator Dietrich Hermes. Der hatte die kleine weiße Wolke gesehen, die vom Haff her am Himmel erschien, der wußte, was so eine Wolke zu bedeuten hat, und klug und bedächtig, wie er immer ist, hatte er daher seinen großen, rothen baumwollenen Regenschirm mitgenommen. Nun, gerade wie der Bürgermeister seine Rede angefangen hat und dem Prinzen Heinrich gegenüber steht, fängt es auf einmal an, furchtbar zu regnen und zu hageln. Der Prinz blieb ruhig stehen und hörte aufmerksam zu, obwohl der Regen ihn in fünf Minuten schon durchnäßt hatte, denn es war ein förmlicher Wolkenbruch. Da faßt sich der Senator Dietrich Hermes plötzlich ein Herz, spannt seinen großen, rothen Regenschirm auf, stürzt damit zu dem Prinzen hin und hält ihm denselben über den Kopf."

„Und der Prinz?"

„Er nickte, lächelte, nahm den Schirm und behielt ihn bis die Rede zu Ende war. Dann, da es aufgehört hatte zu regnen, machte er den Schirm höchsteigenhändig zu, reichte ihn Herrn Hermes dar, nickte wieder mit dem Kopfe und sagte: „Ich danke Ihm herzlich, mein lieber Senator." Ich danke Ihm herzlich! Welche Ehre! Und nun noch gar „mein lieber Senator." Und solch einen Mann, den ein

königlicher Prinz „mein Lieber“ genannt hat, den willst Du verschmähen?“

„Aber, liebe Mutter, das „mein Lieber“ war ja weiter nichts als die Bezahlung dafür, daß Herr Hermes dem Prinzen seinen Schirm geliehen hatte. Oder bekam er noch etwas Anderes dafür?“

„Etwas Anderes noch, als daß ein Prinz, der Bruder des Königs, zu ihm sagte: „Ich danke Ihm herzlich, mein lieber Senator?“ Nun, ich dächte, damit war er bezahlt genug.“

„Ich wette,“ rief Regina lachend, „er hat doch noch eine andere Bezahlung bekommen dafür, daß er sich für einen königlichen Prinzen bis auf die Haut durchweichen ließ.“

„Was für eine Bezahlung meinst Du?“

„Den Schnupfen, Mutter,“ lachte Regina, „ich wette, er hatte sich einen tüchtigen Schnupfen erworben.

„Ja, da hast Du Recht, erkältet hatte er sich, der arme Senator, und mehr als einen bloßen einfachen Schnupfen hatte er davon getragen. Bekam eine Steifheit in allen Gliedern, mußte vier Wochen im Bette liegen. Er hat's mir selbst erzählt, der gute, liebe Senator Hermes, und hat mir auch erzählt, wie's

in allen seinen furchtbaren Gliederschmerzen sein einziger Trost war, sich immerfort die Worte des Prinzen zu wiederholen: „Ich danke Ihm herzlich, mein lieber Senator.“

Regina lachte laut auf. „Und einen solchen Mann sollte ich lieben können?“ rief sie. „Einen Mann, der mit einem rothen Regenschirm geht, wenn der Himmel blau ist, und alle andere Menschen sich des Sonnenscheins freuen, einen Mann, der, wenn er durchnäßt wird, davon gleich Gliederreißen bekommt, und dem's in seinen Schmerzen ein Trost ist, zu denken, daß er um eines Prinzen willen leidet, und daß ein Prinz zu ihm sieben ganz gewöhnliche Worte gesagt hat! Nein, Mutter, ehe ich solchen Mann heirathe, bleibe ich lieber eine alte Jungfer mein Leben lang, oder werde Bäckergeselle in der Werkstatt meines Vaters.“

„Was das nun wieder für ein Unsinn ist,“ sagte ihre Mutter achselzuckend. „Bäckergesell! Was geht Dich überhaupt die Werkstatt Deines Vaters an? Er ist Bäckermeister, das ist wahr, aber er wird sich bald zur Ruhe setzen, und dann ist er Rentier, und kein Mensch hat dann noch das Recht, ihn Meister zu nennen, oder zu sagen: die hübsche Regina ist die Tochter des Bäckermeisters Zoltern! Die Tochter des Rentiers

Zoltern, die Frau des Senators Hermes, das klingt schön und vornehm."

„Klingt mir zu vornehm, mag nichts davon hören!" rief Regina. „Bin eines Bäckermeisters Tochter, und bin ganz zufrieden damit. Ich passe auch nicht zu einer vornehmen Dame, und warum sollte ich's auch? Ich verstehe zu nähen, zu plätten, zu waschen, die Haushaltung zu führen, das ist genug für ein einfaches Bürgermädchen, aber viel zu wenig für eine vornehme Dame, für die Frau eines Senators, zu dem ein Prinz gesagt hat: „ich danke Ihm herzlich, mein lieber Senator!" Und also kann ich nicht die Frau Senatorin werden, und wenn ich jemals heirathe, so heirathe ich einen Mann, den ich lieb habe, und wenn er auch nichts hat, als seine beiden Hände, um sich damit sein Brod zu verdienen!"

„Und wenn er auch nichts ist, als ein Matrose, oder ein Heringsfänger, nicht wahr!" schrie die Mutter zornig.

„Ja, meinetwegen auch ein Matrose oder ein Heringsfänger, wenn ich ihn lieb habe," sagte Regina keck. „Lieb aber muß ich ihn haben, das ist die Hauptsache. Und nun, liebe Mutter, will ich ein bischen hinunter gehen an den Strand, will Seeluft

einathmen, denn dazu sind wir ja hierher geschickt, daß wir Seeluft einathmen, und wieder frische, rothe Backen bekommen."

„Ich wollte, der Doctor Bartels hätte uns nicht hierher geschickt," brummte ihre Mutter. „Hättest auch anderswo Deine rothen Backen wieder bekommen, wenn Du auch gerade nicht nach diesem langweiligen kleinen Fischerdorf, diesem kleinen, häßlichen, öden Swinemünde gekommen wärst."

„O, Mutter, schilt nicht auf Swinemünde, sage nicht, daß es ein langweiliges kleines Fischerdorf ist, denn der Doctor Bartels sagt: in hundert Jahren würde Swinemünde ganz bestimmt ein sehr berühmter Badeort werden, und die vornehmsten Leute würden dann hierher kommen, um von der frischen Seeluft und dem schönen, kalten Seewasser sich Gesundheit und Frohsinn zu holen. Und der Doctor hat Recht, die Seeluft thut Einem gar so wohl! So oft ich Morgens in's Wasser springe, und die prächtigen Wellen mir über den Kopf hinbrausen, möchte ich singen und jauchzen vor lauter Wonne und Plaisir. Adieu, Mutter, adieu! Siehst nicht die Möwe da oben in der Luft? Sie ruft mich, sie will mir sagen, daß die Sonne bald untergeht, und daß ich darum hinunter kommen soll

an den Strand, um zu sehen, wie sie so prächtig hinuntersteigt in's Meer. Adieu, liebes Mütterlein, adieu! Mich rufen die Möwen, mich rufen die Wellen, und mich ruft die Sonne! Adieu!"

Und ein lustiges, kleines Liedchen trällernd, leicht und zierlich wie eine Gazelle, hüpfte Regina von dannen, die lange Straße hinunter, die an beiden Seiten mit kleinen niedrigen Häusern besetzt war, vor denen sich kleine Gärtchen befanden. Diese Straße allein bildete damals noch den Ort Swinemünde und nur Heringshändler, Fischer und Matrosen wohnten in dem kleinen, unbedeutendem Fischerdorfe. Erst seit einigen Jahren hatten einige Aerzte den Versuch gemacht, ihre Patienten hierher an die See zu schicken, um ihre kranken Lungen, ihre schwache Brust oder ihre reizbaren Nerven zu stärken, und von dem Seewasser ihre Krankheitsstoffe hinwegspülen zu lassen. Aber noch hatte die Cultur und Industrie diesen Versuch der Aerzte nicht unterstützt; da man noch nichts gethan zur Aufnahme der Patienten und Badegäste, so blieb die vornehmere Welt noch fern, und nur einige weniger bemittelte und vornehme Leute hatten sich von ihren Aerzten bereden lassen, zum Gebrauch einer Badekur das Fischerdorf Swinemünde zu besuchen. Zu diesen Wenigen gehörte der

Senator Dietrich Hermes und die Bäckermeisterin Zoltern mit ihrer Tochter. Beide waren von ihrem Arzt hierher geschickt worden, dem Doctor Bartels aus Stettin, der für die neue Idee schwärmte, das Fischerdorf Swinemünde in einen eleganten Badeort zu verwandeln. Als ein praktischer und fein berechnender Mann hatte er selber sich deshalb schon die beiden stattlichsten kleinen Häuser in der langen Straße von Swinemünde gekauft und sie zur Aufnahme von Badegästen eingerichtet. In einem dieser Häuser des Doctors Bartels wohnte die Bäckermeisterin Zoltern mit ihrer Tochter, und hier hatten sie die Bekanntschaft des Herrn Senators Dietrich Hermes gemacht, der die beiden obern Zimmer des kleinen Häuschens bewohnte, und der seitdem ein eifriger und glühender Bewerber um die Hand der schönen Bäckerstochter geworden war.

Aber Regina Zoltern lachte zu seinen Bewerbungen, und wollte nichts wissen von dem alternden Mann mit der steifen Zopfperrücke und den noch steiferen Gliedern.

„Er ist nicht jung, nicht hübsch, nicht lustig und angenehm," hatte sie vorher zu ihrer Mutter gesagt, „ich liebe ihn nicht! Ich werde aber nur den Mann heirathen, den ich liebe!"

Ob sie dabei einen bestimmten Mann im Sinne

gehabt? Ob sie schon einen Mann gefunden, den sie lieben könnte?

Wer kennt die Geheimnisse der jungen Mädchen? Wer vermag es, in ihren Herzen zu lesen? Sie selber oft nicht einmal, und wenn sie's auch vermöchten, so wollen sie es doch nicht, und wenden erröthend und scheu den Blick ab von den goldenen Schriftzügen, welche da mit so wunderbaren Feuerzeichen in ihren Herzen brennen.

Auch Regina mochte vielleicht ihre Augen abwenden von den Schriftzügen ihres Herzens, aber gar wunderschön glänzten diese Augen, als sie, rasch dahin wandelnd, am Ende der langen Straße angelangt war, und jetzt in einiger Entfernung schon das funkelnde Meer mit seinem sandigen Uferrand vor sich sah. Wie ein großer, leuchtender Spiegel, still und in großartiger Erhabenheit lag es heute da, das Meer, keine einzige Welle hob diesen Spiegel, kein Brausen und Rauschen unterbrach den tiefen Gottesfrieden, der eben über der ganzen Schöpfung ausgebreitet lag.

Aber Regina achtete weniger auf das Meer und die Stille ringsum, als auf den kleinen schwarzen Punkt, den sie eben dort hinten am Horizont, wo Wasser und Himmel in einander flossen, entdeckt, und

der ihr das Blut höher in die Wangen getrieben hatte. Sie sprang hastig empor auf einen der Sandhügel, die sich nahe am Ufer erhoben, und starrte hinüber nach diesem schwarzen Punkt auf dem Wasser. Dieser Punkt, der anfangs kaum sichtbar gewesen, ward jetzt größer und größer, bald glich er einem Vogel, der mit ausgespannten Flügeln daher kam, aber jetzt, oh jetzt konnte man ihn schon deutlicher unterscheiden! Ja, es war ein Boot, ein Boot mit ausgespannten braunen Segeln, das da, vom Winde getrieben, schnell wie ein Pfeil zum Ufer heranschoß.

Regina hob ihr Taschentuch empor, daß es wie eine Fahne in der Luft flatterte, dann stieß sie einen lauten, fröhlichen Jubelruf aus, der wie eine unsichtbare Möwe über die Wellen und durch die Luft hinflog zu dem Boote, das immer mehr jetzt dem Ufer sich näherte. Und von diesem Boot her tönte es jetzt zurück mit frohem Jauchzen: „Halloh! Joho!“

„Halloh! Joho!“ lachte, sang und jubelte Regina zurück und sprang von dem Hügel herunter, und tänzelte durch den lockern heißen Sand dem Ufer zu, gerade dahin, wo das Boot eben anhielt, neben dem Steg, den man hier aus Planken und Brettern in's Meer hinausgeschoben.

Regina hüpfte auf diesen Steg hinauf und die Planken hinunter nach der Stelle hin, wo das Boot eben anlegte. Niemand befand sich in demselben, als ein junger Matrose, ein Jüngling von kaum fünfundzwanzig Jahren, dessen sonnengebräuntes hübsches Angesicht von langen braunen Locken umwallt war, dessen schlanke, kräftige Gestalt sich gar stattlich ausnahm in der netten, kleidsamen Matrosentracht. Er hatte vielleicht mit seinen braunen, blitzenden Falkenaugen das Mädchen am Ufer schon eben so lange erschaut, wie sie das Boot auf dem Meere, denn er schien gar nicht überrascht und verwundert über ihre Gegenwart, sondern grüßte sie nur mit freudestrahlendem Gesicht und einem Lächeln, das zwischen seinen vollen rothen Lippen zwei Reihen untadelhafter Zähne hervorblitzen ließ.

„Bist da, herzliebe Regina?" rief er jubelnd hinauf zum hohen Steg. „Bist da, und mein armes, dummes Herz hat schon seit der ganzen Heimfahrt vor Angst und Furcht geklopft, ob ich Dich auch gewißlich finden würde am Strand."

„Hat's Dir ja versprochen, Friedrich," sagte sie ernst und innig, „und Wort halten werde ich Dir, so lang' ich lebe. Aber nun gieb mir die Hand, lieber Bursch, und spring herauf zu mir."

„Dir die Hand geben?“ fragte er lachend. „Meinst, die kleine weiße Hand sollte mich heben und mir helfen zum Hinaufkommen? Nein, ich würd' sie vielmehr herunter ziehen in mein Boot, wenn ich sie berührte, und Dich mit ihr, lieb Reginchen. Und das wär' am End' das Allerklügste und Gescheidtste, was ich thun könnte. Riß Dich hinunter in mein Boot, und steuerte mit Dir hinaus in die hohe See, käm' nimmer wieder hinein in's Haff und zum Ufer hier, sondern blieb mit meiner schönen, kleinen Prinzessin für immer draußen auf dem schönen Meer.“

„Möcht', daß Du's thätest, Friedrich,“ sagte sie lachend, „aber wenn's nur immer Sommer blieb auf dem Meer, wenn nur der Winter nicht käm'. Wär' doch schad' um uns Beide, wenn sie uns eines Tages zwischen den Eisschollen als ein paar eingesalzene Heringe herausfischten!“

„Oh,“ rief er eifrig, während er sich emsig damit beschäftigte, das Boot immer weiter hinaufzuschieben auf den Ufersand, „oh, ich würd' schon Sorge tragen, daß sie weder meine geraubte Prinzessin, noch den Drachen, der sie entführt, als eingesalzene Heringe wiederfinden sollten. Kenne gar manche kleine, schöne Insel im Meer, da weiter unten im Süden, manchen

kleinen Garten, den der liebe Herrgott aus den Wassern hat aufsteigen lassen, den armen Matrosen zur Lust und Freude, Inseln, wo es niemals Winter giebt, sondern wo es immer warm ist, und wo Rosen und Veilchen auch im Winter blühen, und wo Myrthen und Lorbeern immer frisch und grün sind. Dahin würd' ich Dich entführen, mein Lieb, und da würdest Du bleiben, während es in der übrigen Welt Winter ist."

„Und Du, Friedrich, und Du? Würdest Du nicht da bei mir bleiben auf der schönen Insel im Meer?"

„Würd's ja nicht können, lieb Reginchen, würd' doch hinaus müssen auf's Meer und in die Welt, um meiner schönen Prinzessin Brod zu schaffen und für sie zu sorgen, damit es ihr an nichts fehle, denn man lebt ja leider in der Welt nicht von Sonnenschein und Myrthenduft, sondern man braucht auch Brod und Stubenluft, und ich würd's mir nicht nehmen lassen, dafür zu sorgen, und für meine Prinzessin zu arbeiten und zu schaffen, wie's einem Manne geziemt. Aber ich käm' doch immer wieder heim zu Dir und wär' immer der glücklichste Mensch, wenn Du mich freundlich willkommen hießest."

„Aber weißt was, mein Liebling, ich würd' doch nicht als Prinzessin auf Deiner schönen Myrtheninsel

bleiben," rief Regina ernst. „Sagtest eben, Du würdest es Dir nicht nehmen lassen, für mich zu arbeiten und Brod zu verdienen, wie's einem Manne geziemt. Nun wohl, ich würd's mir auch nicht nehmen lassen, mit Dir zu arbeiten, und Dir zu helfen und beizustehen, wie's einer rechtschaffenen und braven Frau geziemt. Meinst etwa, ich sollte auf Deiner Myrtheninsel sitzen und die Hände in den Schooß legen, während ich wüßte, daß mein Herzliebster draußen wär' auf dem Meer und kämpfte mit Sturm und Wellen für mich? Nein, nein, einer braven Fischersfrau geziemt's, die Gefahren ihres Mannes zu theilen, und wenn der Sturm ihn bedroht, so soll und muß er auch sie bedrohen. Aber jetzt sag' mir, mein Fritze, hast guten Fang gethan?"

„Ja, prächtigen Fang, lieb Herz; aber den prächtigsten, den thue ich jetzt," rief Friedrich, der jetzt das Boot vollends auf den Ufersand geschoben, und nun mit einem kräftigen Satz auf den Steg hinaufsprang, „den prächtigsten Fang," wiederholte er jubelnd, „den thue ich jetzt!" Und mit seinen beiden Armen das junge Mädchen umschlingend, hob er sie vom Boden empor an seine Brust und drückte sie so fest und

stürmisch an sich, daß sie laut aufschrie und dennoch lachte vor Lust und Wonne.

„Laß mich los, Du wilder, unartiger Mensch!“ rief sie lachend, „laß mich los, oder ich werde böse und spreche nie wieder ein Wort mit Dir!“

Aber während sie das sagte, schauten ihre großen, schwarzen Augen doch mit strahlendem Liebesblick zu ihm empor, lehnte ihr liebliches Köpfchen sich sanft an seine Brust, ruhte ihre Gestalt ohne Widerstreben in seinen Armen, die sie an seine Brust gedrückt hielten. Er erwiderte ihr nichts, sondern neigte sein junges, frisches Angesicht tiefer nieder zu dem ihren, daß sein langes, braunes Haar wie ein Schleier sich über ihr Haupt niedersenkte und die beiden schönen, blühenden Gesichter beschattete.

„Ich sehe mich in Deinen Augen, Regina,“ rief Friedrich frohlockend, und seine Blicke senkten sich tiefer und glühender in die ihren.

„Und ich sehe Dich in meinem Herzen, Du böser Mensch,“ sagte sie, die Augen schließend. „Aber jetzt laß mich los, und setze mich wieder auf die Erde nieder. Ist ja ganz unschicklich, mich so in den beiden Armen zu halten, als wäre ich ein Kind, das eben getauft werden soll.“

„Bist auch ein Kind, Reginchen, ein Kind, das getauft werden soll," sagte Friedrich lächelnd und sinnend. „Und weißt Du, wer Dich taufen soll? Die Liebe soll's thun, mein Herzensmädchen, und der liebe Gott da droben, der soll der Priester sein, der die Taufe an uns Beiden vollzieht. Da, lieber Gott," fuhr er fort, indem er sein Haupt zurückwerfend, das junge Mädchen mit seinen beiden Armen höher emporhob zum Himmel, „da, lieber Gott, hast Du das schönste, das beste und herzigste Taufkind, das jemals unter Deinem Himmel erschienen ist. Segne es und mache es glücklich, und gieb, daß der arme Friedrich Kraul nicht umsonst auf der Welt ist, sondern auch etwas beitragen kann zu ihrem Glück. So, Reginchen, nun hat Dich der liebe Gott gesehen, und jetzt sollen Deine kleinen Füße wieder die Erde berühren."

Er ließ sie langsam und vorsichtig aus seinen Armen wieder auf die Erde nieder, und wie sie schwankte und schwindelte, legte er sanft seinen Arm um sie und drückte ihren Kopf an seine Schulter.

„Bist ein gar wunderlicher, seltsamer Mensch," sagte sie leise. „Wenn man Dich sprechen hört, sollt' man meinen, es wär' ein Prediger, der so fromm und schön zu reden weiß."

„Wollt' ja auch ein Prediger werden, Reginchen," sagte Friedrich lächelnd, „hatte mir's von Kind auf eingeredet, daß ich durchaus ein Prediger oder Schulmeister werden müßte. Und unser guter alter Prediger hier in Swinemünde bestärkte mich darin, er wollte mich zu seinem Nachfolger erziehen. Unterrichtete mich selbst in vielerlei Dingen, die ich sonst nimmer gelernt hätte, wollte einen gelehrten Buben aus mir machen und mich nachher nach Stettin auf's Gymnasium bringen. Nun, der liebe Herrgott hatte es anders beschlossen. Eben wie es so weit war, daß mein lieber alter Pastor mich nach Stettin bringen wollte, wo ich bei einem Freunde von ihm wohnen sollte, und wo er hoffte, eine Freistelle beim Gymnasium für mich auszuwirken, eben da rief der liebe Gott ihn zu sich, und ich verlor meinen besten Freund, meinen eigentlichen Vater."

„Armer Friedrich," seufzte Regina, sich inniger an ihn schmiegend. „Hätte damals bei Dir sein, hätte Dich trösten mögen."

„Warst damals kaum auf die Welt gekommen, mein Mädchen," sagte er lachend. „Denn es sind jetzt zwölf Jahre her, daß mein lieber alter Lehrer starb, und also warst damals ein Ding von kaum fünf

Jahren, das doch nicht im Stande gewesen wäre, den großen dreizehnjährigen Bengel zu trösten. Mußte mich schon selber trösten über den Tod meines lieben Pastors und über noch viel schlimmere und traurigere Dinge, die mir noch jetzt manchmal das Herz bedrücken. Aber es hilft nichts, darüber zu reden; was man nicht ändern kann in der Welt, das muß man tapfer hinnehmen. Ich nahm's also auch hin, daß ich nicht Pastor oder Schulmeister werden und nichts mehr lernen konnte, und blieb hier bei den Aeltern, zog mit meinem Vater hinaus auf den Heringsfang und ging dann später als Matrose in die Welt hinaus. Ein Glück war's, daß ich vor ein paar Wochen heimkam von meiner großen Reise um die Welt, und daß ich sah, ich müßte für's Erste hierbleiben und die Mutter und die beiden armen Schwestern unterstützen, ihnen helfen und beistehen gegen — ach Regindchen, daß ich das sagen muß — gegen meinen eigenen Vater! Nun, sprechen wir nicht mehr davon. Will nur daran denken, daß das Unglück mir zum Glück geworden ist, denn weil ich hier bleiben mußt', hab' ich Dich kennen gelernt, hab' einen Engel gefunden, den ich lieben und anbeten werd' so lange ich lebe."

„Anbeten sollst mich nicht, nur lieben, mein Fritze, nur so mich lieben, wie ich Dich liebe!“

„Ach, aber was soll daraus werden?“ seufzte Friedrich. „Bist vornehmer und reicher Leute Kind, und nimmer werden sie ihre schöne, einzige Tochter an den armen Matrosen, und zumal an den Sohn des Heringshändlers David Kraul geben.“

„Du sagst, ich wäre vornehmer und reicher Leute Kind?“ fragte Regina lachend. „Mein Vater ist ein ehrsamer Bürger und Bäckermeister. Nennst Du das vornehm und reich? Wenn in der Werkstatt kein Brod geknetet und keine Semmel gedreht würde, so wär's mit dem Reichthum auch vorbei, und wir müßten uns einschränken, um auszukommen. Wer arbeiten kann und mag, der ist allemal reich, denn er kann sich erwerben, was er bedarf. Und darum bist Du auch reich, und außerdem bist viel vornehmer als ich, denn Du bist viel klüger und hast so erschrecklich viel gelernt und kennst die große, schöne Gotteswelt, bist in fernen Ländern und Meeren gewesen. Wer aber klug ist und etwas gelernt hat, der ist vornehm, und also schwör' ich, daß ich keinen andern Liebsten will, als den reichen, den vornehmen Herrn Friedrich Kraul.“

„Aber,“ sagte Friedrich ganz leise und mit nieder-

geschlagenen Augen, „Du vergißt meinen Vater, Regina, meinen Vater, der — Herr Gott im Himmel, da hör' ich ihn! Ja, ja, das ist seine Stimme, und er ist schon wieder — Reginchen, laufe nach Hause, sieh ihn nicht an, mein Mädel, sprich nicht mit ihm. Lauf, lauf, damit er Dich nicht sieht und zu Dir spricht."

„Ist schon zu spät, Friedrich," sagte sie ruhig, „denn sieh nur, er kommt mit seinem Karren gerade den Weg herunter, den ich gehen müßte, und ich liefe ihm also gerade entgegen. Uebrigens würd' er denken, ich fürchtete mich vor ihm, oder ich schämte mich, mit Dir allein gewesen zu sein. Ich fürchte mich aber gar nicht, und weder Er noch irgend ein Mensch auf der Welt soll denken, daß ich mich schäme, mit Dir unter Gottes freiem Himmel allein zu sein. Der liebe Gott weiß, daß wir uns lieben, und also können's die Menschen auch wissen, und ich will kein Geheimniß daraus machen, sondern werd's meinen Aeltern und werd's der ganzen Welt sagen: der Friedrich Kraul ist mein Bräutigam und ihn heirathe ich, oder Keinen auf der Welt. Und nun gieb mir die Hand, Friedrich, wir wollen Deinem Vater entgegen gehen."

„Bist ein tapferes und ein edles Mädchen," rief

Friedrich, sie mit leuchtenden Blicken anschauend, indem er ihr die Hand darreichte und ihr vom Steg herunter half. „Gott möge es Dir lohnen, daß Du mich liebst und Dich meiner nicht schämen willst!"

„Still jetzt, Herzliebster," flüsterte Regina, „ich will Deinen Vater begrüßen!"

II.

Die Anwerbung.

Mit raschen Schritten vorwärts eilend, näherte sie sich dem alten Manne, der mit seiner großen, schmutzigen Karre langsam und schwankend daher kam. Er war ein Mann von vielleicht kaum fünfzig Jahren, aber die Noth, das Elend und die Gemeinheit des Lebens hatten ihre Furchen und Linien durch das wettergebräunte Antlitz gezogen, das indessen doch auch sein Ehrenzeichen trug — eine breite Narbe, die schräg über die linke Seite der Stirn und die Wange hinunter lief, und die wenigstens bekundete, daß, wenn David Kraul im Kampf mit den Lastern und der Gemeinheit auch unterlegen sei, er doch im Kampf

mit dem Feinde sich als ein tapferer Soldat bewährt habe.

Daß er Soldat gewesen, davon zeugte nicht blos die Narbe, sondern auch sein Anzug, eine alte, verschossene, oft geflickte und hier und da zerrissene Infanterie-Uniform, die Soldatenmütze, welche sein dickes ergrauendes Haar bedeckte, und vor allen Dingen die Medaille, die an einem schmutzigen, verschossenen Bande in dem Knopfloch seiner alten Uniform hing. Indessen jetzt zeigte die Erscheinung David Kraul's nichts von der strammen, militairischen Haltung, vielmehr kam er schwankend und taumelnd mit seiner Karre daher und sang mit lallender schwerer Zunge, den Blick zu Boden gesenkt, ein Lied vor sich hin.

„Grüß' Euch Gott, Vater Kraul!“ rief jetzt Regina mit lauter, fröhlicher Stimme, indem sie dicht an den Karren heran trat. „Grüß' Euch Gott, Vater Kraul!“ wiederholte sie noch einmal, als der Alte seinen Karren anhielt und seine Augen langsam vom Boden erhob, um sie mit gläsernen, glanzlosen Blicken anzustarren.

„Vater Kraul!“ sagte er dann mit einem lauten Lachen. „Dankt Gott, schmucke Stadtdame, daß Ihr nicht meine Tochter seid. Würd' Euch sonst die hübschen Kleider und den bunten Firlefanz vom Leib' reißen

und Euch lehren, Lumpen zu tragen, wie's sich ziemt und gebührt für die Tochter des armen Heringshändlers Kraul."

„Vater," rief Friedrich, ihm näher tretend und seine Hand auf des Alten Schulter legend, „Vater, ich habe heute guten Fang heimgebracht. Ein ganzer Schwarm von Heringen ist mir in's Netz gegangen, und Ihr werdet morgen eine tüchtige Ladung nach Stettin hinunter zu fahren haben."

„Dummer Junge, tüchtige Ladung habe ich heute schon," brummte der Alte. „Hab' heute doppeltes Maaß Branntwein genommen, denn ich wußt' ja, daß Du heut heimkommst und Verdienst mitbringst. Also habe ich auf Deine Rechnung getrunken, und Du kannst es bezahlen, wenn's Dir beliebt. Hei! was das doch für ein Glück ist, wenn man einen Sohn hat, der seinen Vater in Branntwein frei halten kann! Der Branntwein, das ist meine Lust, denn wenn man sich mit Branntwein das Herz begießt, dann wird's lustig, lustig, lustig!"

Und der Alte begann mit lauter Stimme ein Lied zu singen zu Ehren seines Lieblingsgetränkes, als plötzlich der dumpfe Schall einer Trommel ihn mitten in seiner angefangenen Strophe unterbrach.

„Was ist das?“ schrie der Alte. „Was will die Trommel? Will sie den alten Soldaten in die Schlacht rufen? He, David Kraul kann nicht kommen, David Kraul ist kein Soldat mehr, sondern ein Säufer, ein erbärmlicher, nichtsnutziger Mensch! Herr Gott, was wirbelt denn das Ding immerfort und immer lauter und immer lustiger?“

In der That, das Trommelwirbeln kam immer näher und näher, und jetzt sah man einen Trupp Menschen aus der langen Straße von Swinemünde sich dem Ufer nähern. Die Strahlen der untergehenden Sonne fielen mit hellen Glanzlichtern gerade nach jener Richtung hin und machten die Uniformen der Soldaten, die an der Spitze des Zuges gingen, erkennbar.

„Ich kenn' den Wirbel,“ schrie David Kraul jetzt mit jubelnder Stimme, „ja, ich kenn' ihn! Der Wirbel ruft die Soldaten zu den Fahnen, zum Krieg! Hurrah, es wird wieder Krieg! Das sind die Werbeoffiziere des Königs, und der Wirbel ruft die Soldaten!“

„Der Wirbel ruft mich, Reginchen,“ sagte Fritz leise. „Hab' den letzten Krieg nicht mitgemacht, weil ich draußen war auf der See! Muß jetzt meiner Pflicht als Soldat genügen.“

Und mit lebhaften Schritten ging er den Werbern entgegen, die mehr und mehr der Stelle, wo sie standen, sich näherten. Hinter den Soldaten sah man die wenigen jungen Bursche von Swinemünde daher kommen, gefolgt von ihren Müttern, Schwestern und Bräuten, die mit betrübten, niedergeschlagenen Mienen, mit Thränen in den Augen zu ihnen aufblickten, und in einiger Entfernung hinter diesen Allen sah Regina mit stillem Erschrecken ihre Mutter heran nahen, begleitet von dem Herrn Senator Dietrich Hermes, der mit seinem dreieckigen Hut, der prächtigen Zopfperrücke, dem langen schwarzen Rock mit großen geschliffenen Stahlknöpfen und dem großen spanischen Rohr in der Hand eine gar stattliche Figur spielte und sich dessen mit stolzem Lächeln bewußt schien.

„Alle streitbaren Männer und Jünglinge ruft Se. Majestät der König zu den Fahnen," rief jetzt der Unteroffizier, welcher neben dem Trommler einherschritt, mit lauter, hallender Stimme. „Der Krieg mit Oesterreich ist wieder ausgebrochen und der König ruft seine Soldaten! Wer keine feige Memme ist, der folgt dem Rufe seines Königs und nimmt gleich auf der Stelle das Werbegeld an, das ich in schönen, blanken Thalern ihm biete. Wer aber eine feige Memme

ist und nicht Soldat werden möchte, dem sage ich blos, daß ich ihn zwingen will, ein muthiger Kerl zu sein, und daß ich ihn mit Gewalt von hier fortführe, denn der König hat ein Recht auf das Leben seiner Unterthanen, und wenn er seine Soldaten ruft, so müssen alle diejenigen kommen, welche über zwanzig und welche unter sechsundfünfzig Jahr alt sind."

„Ich muß also kommen, denn ich bin über zwanzig Jahr alt," sagte Friedrich Kraul ruhig, indem er grade auf den Unteroffizier zuschritt. „Ich muß also kommen, und da bin ich denn, gebt mir das Werbegeld, damit ich's meiner alten Mutter gebe, und reiht mich ein unter die Soldaten des Königs."

„Friedrich," flüsterte Regine mit zitternden Lippen und mit Thränen in den Augen, „Friedrich, was thust Du? Willst mich verlassen? Willst hinaus ziehen in den Krieg?"

„Wenn ich draußen auf dem Meere bin und der Sturm tobt," sagte er leise, „und wenn die brüllenden Wellen mich und mein kleines Boot fassen, so ist das auch ein Krieg, und ich kämpfe da auch gegen den Tod. Gott wird mich auf dem Schlachtfelde schützen, wie auf dem Meer! Gebt mir das Werbegeld, Herr Unter-

offizier, und schreibt meinen Namen in Eure Liste! Ich heiße Friedrich Kraul."

„Mein Sohn, mein Sohn," schrie jetzt eine laute, klagende Frauenstimme, und ein armes, blasses Weib, gestützt auf zwei junge Mädchen in ärmlichen, dürftigen Gewändern, schwankte daher.

„Herr Unteroffizier," rief sie angstvoll, als sie sah, wie derselbe im Begriff war, das Geld abzuzählen für den neu angeworbenen Soldaten, „Herr Unteroffizier, Ihr dürft ihm das Geld nicht geben, Ihr dürft mir den Sohn nicht nehmen. Seht, ich bin eine arme, kranke Frau, die nichts verdienen kann, denn meine Hände sind von der Gicht zusammengekrampft, und auch meine beiden Töchter sind arme, kranke, elende Geschöpfe, die kaum arbeiten können und die Niemand bei sich aufnehmen will, weil sie leiden. Herr Unteroffizier, der Fritz ist der Ernährer und Erhalter seiner armen Mutter und seiner unglücklichen Schwestern. Wenn sie uns den nehmen, dann müssen wir umkommen und Hungers sterben. Nein, nein, Ihr dürft mir den Fritz nicht nehmen, denn er ist mein einziger Sohn, und das Gesetz sagt, daß der einzige Sohn frei ist vom Kriegsdienst."

„Das heißt, wenn kein Mann und kein Ernährer

da ist," sagte der Unteroffizier bedächtig. „Seid Ihr Wittwe, Frau Kraul? Habt Ihr keinen andern Ernährer, als den Sohn? Ist Euer Mann todt?"

„Nein, er ist nicht todt," rief die kranke Frau mit einem Aufschrei der Verzweiflung, „nein, er ist nicht todt, er lebt, Gott im Himmel sei's geklagt, er lebt, und das ist viel schlimmer und viel trauriger, als wenn er todt wäre. Fragt die Nachbarn, fragt alle diese Leute hier, sie kennen mein Elend und meine Schande, sie werden Euch sagen, ob die arme Frau Kraul und ihre beiden unglücklichen Töchter einen Ernährer haben, wenn Ihr ihnen den Sohn, den einzigen Sohn nehmt!"

„Nein, nein," riefen die Männer und Frauen, die Weiber und Kinder durcheinander, „nein, Frau Kraul hat keinen andern Ernährer, als den Sohn, denn ihr Mann, der David Kraul, ist ein Säufer und Trunkenbold; wenn Ihr der Frau Kraul ihren Sohn nehmt, so muß sie Hungers sterben, denn ihr Mann kann sie nicht ernähren!"

„Geht mich nichts an!" sagte der Unteroffizier mit feierlicher Gewichtigkeit. „Der Krieg ist ausgebrochen und der König ruft seine Soldaten. In der Familie

Kraul sind zwei Männer, also muß der Eine von ihnen Soldat werden, das ist gesetzlich."

„Das ist gesetzlich, und ich bin Derjenige, welcher Soldat wird!" rief eine ernste Stimme hinter ihm, und durch die Menge, welche von allen Seiten sich zu dem Unteroffizier herangedrängt hatte, machte sich jetzt David Kraul Bahn und trat dicht zu ihm heran.

Er war jetzt nicht mehr der alte zusammengesunkene Mann mit den gläsernen Augen, dem stieren Blick und dem stumpfen, blöden Ausdruck seiner Mienen; sein Antlitz war bleich, aber eine energische Ruhe, ein entschlossener, selbstbewußter Ernst sprach aus demselben, und man sah es wohl, daß die Größe des Moments seinen Geist befreit hatte von den Dünsten des Branntweins und ihn zu einem nüchternen, thatkräftigen Mann umgewandelt hatte.

„Ich bin Derjenige, der Soldat werden muß!" wiederholte David Kraul unter dem athemlosen Schweigen der Menge. „Bin noch nicht sechsundfunfzig Jahr alt und der König kann's mir daher nicht verwehren, daß ich mit dem Gewehr im Arm hinauszieh' in den Krieg. Es ist mein Recht und meine Pflicht, und ich laß es mir nicht nehmen."

„David," rief seine Frau, „das wolltest Du thun?

Wolltest für unsern Fritz hinaus ziehen in die Welt?"

Und während sie mit Thränen in den Augen so fragte, legte sie ihre zitternde, gichtgekrümmte Hand auf den Arm ihres Mannes. Er aber stieß diese Hand unsanft von sich fort und trat einen Schritt zurück.

„Rühr' mich nicht an!" sagte er hart. „Hast mich angeklagt vor aller Welt, hast laut gejammert, daß der David Kraul nicht todt ist, sondern lebt zu Deiner Schande und zu Deinem Unglück, und all' das Volk hier hat eingestimmt in Dein Gewimmere und hat Dir Recht gegeben. Und Recht hattest Du auch zu klagen und mich zu verwünschen. Ich fühl' das, und weil ich's fühl', geh' ich fort von hier. Will Euch Alle befreien von dem Anblick des Trunkenbolds, der so schlecht und so erbärmlich ist, daß seine eigene Frau, die Mutter seiner Kinder um ihn jammert, und Wehe schreit, und daß er nicht der Ernährer der Familie sein kann, sondern ihre Last und ihre Schande ist. Das soll jetzt aufhören und kein Mensch auf der Welt soll mehr über den alten David Kraul zu klagen haben, denn er wird wieder ein tapferer Soldat werden, und der liebe Herrgott wird ihm vielleicht gnädig sein und wird ihm einen schönen Soldatentod auf dem Schlacht-

felde schenken. Da nehmt mich also, Herr Unteroffizier! Habt's selbst gesagt, Einer von den beiden Männern in der Familie Kraul muß Soldat werden, der Andere bleibt dann daheim als Ernährer der Familie. Ich bin der, welcher Soldat wird!"

„Nein, Vater," rief Friedrich heftig, „nein, das geht nicht an. Ich muß hinaus, muß Soldat werden, muß —"

„Still," unterbrach ihn der Alte ernst und würdevoll. „Ich befehle Dir, daß Du schweigst und mir gehorchst, denn ich bin Dein Vater, und also habe ich ein Recht, von Dir Gehorsam zu fordern. Du bleibst hier, denn Du bist der Ernährer der Familie, es ist Deine heilige Pflicht, Deiner Mutter und Deinen Schwestern Brod zu verdienen, für sie zu sorgen und zu arbeiten. Meine heilige Pflicht aber ist es von heute an, darnach zu trachten, daß eine Kugel oder ein Säbelhieb meinem Leben ein Ende macht und mein Weib und meine Kinder befreit von der Schmach und dem Unglück, einen Säufer und Trunkenbold zum Mann und zum Vater zu haben. Werd' also wenigstens ein tapferer Soldat sein und einen ehrenvollen Tod haben, wenn ich auch kein ehrenvolles Leben gehabt habe. So, und nun ist's genug davon. Gebt

mir das Handgeld, Herr Unteroffizier, denn ich bin der angeworbene Soldat aus der Familie Kraul und marschire gleich mit Euch ab."

„Und ich sag' Euch, Mann, Ihr habt gehandelt als ein braver und rechtschaffener Kerl," sagte der Unteroffizier. „Es ist ein gutes Geschäft, was ich da an Euch mache, denn ich seh's in Euren Augen, Ihr werdet ein tapferer und unerschrockener Soldat sein, und wo's was Tüchtiges zu thun giebt, da werdet Ihr dabei sein."

„Ja, ich werd' da sein, wo's die meisten Kugeln und die größte Gefahr giebt!" rief David Kraul mit frohlockender Stimme. „Irgend eine Kugel wird doch so vernünftig sein, mir den Kopf zu zerschmettern und meine Familie von dem Trunkenbold und der Schande zu befreien. Nun gebt mir das Handgeld, Herr Unteroffizier!"

„Da habt Ihr's, David Kraul, und somit seid Ihr jetzt wieder der angeworbene Soldat des Königs, geht mit mir nach Stettin und werdet da mitsammt den Andern wieder eingekleidet in den Rock des Königs, den schönen, prächtigen Soldatenrock. Da, hier sind Eure sechs blanken Thaler."

Er reichte David Kraul das Geld dar; dieser ließ

einen Moment seine Blicke auf demselben ruhen und schien das blinkende Geld gedankenvoll in seiner Hand zu wiegen. Dann auf einmal hob er den Kopf rasch wieder empor und schritt langsam und fest zu seiner Frau hin, die neben ihren Kindern, gestützt von den Armen ihrer Töchter, und das bleiche, kranke Angesicht an die Schulter ihres Sohnes gelehnt, da stand.

„Frau Kraul," sagte David nach einer kurzen Pause, „Frau Kraul, da habt Ihr die sechs Thaler, die ich so eben verdient habe. Kauft Euch dafür Brod und Fleisch und eßt es zu meinem Andenken. Die nächsten acht Tage werd' ich wenigstens denken können: mein Weib und meine Kinder hungern nicht, denn ich bin es, der ihnen Brod verdient hat! Da nehmt das Geld, Frau Kraul!"

„Oh Mann, was sprichst Du nur so fremd und kalt mit mir," schluchzte die alte Frau. „Was nennst mich nicht wie sonst Deine Trine und giebst mir die Hand, wie Du's sonst immer gethan, wenn Du nicht —"

„Wenn ich nicht betrunken war, wolltest Du sagen," unterbrach er sie. „Ja, ja, wenn ich nicht betrunken war, da liebte ich meine Katrine, und bereute es, daß ich ein so schlechter Mensch war, und weil die Reue mir gar so sehr am Herzen fraß, so griff ich immer

wieder nach der Flasche, um die Reu' im Branntwein zu ersticken. Aber von heute an zieht der David Kraul einen andern Menschen an, und wer ihn von jetzt an einen Säufer oder Trunkenbold nennt, der ist ein nichtswürdiger Lügner, der soll mir dafür Rede stehen mit seinem Blut und Leben. Hört's Ihr Alle, die Ihr hier versammelt seid und vorher ein so strenges Gericht über mich gehalten habt, ich wiederhol's Euch Allen: wer mich von jetzt an einen Säufer oder Trunkenbold nennt, der ist ein nichtswürdiger Lügner, der soll mir dafür Rede stehen mit seinem Blut und Leben."

Er ließ seine funkelnden, brennenden Augen mit einem kecken, herausfordernden Blicke von Einem zum Andern schweifen und bohrte sie trotzig in jedes Angesicht. Aber Niemand wagte es, ihm zu widersprechen oder seinem glühenden Blicke zu begegnen. Aller Augen senkten sich zur Erde, Jeder stand schweigend, fast verlegen da, mit angehaltenem Athem, um nicht durch ein Geräusch die Stille zu unterbrechen, oder David Kraul auf sich aufmerksam zu machen.

Nur Regina, zu der sich jetzt ihre Mutter und der Rathsherr gesellt, nur Regina heftete ihre großen, leuchtenden Augen auf den alten Mann, und ihre Blicke grüßten ihn mit einem Ausdruck voll Liebe und

Bewunderung, während ihre Mutter ihn mit stolzen, verächtlichen Mienen, der Rathsherr ihn mit einem hochmüthigen, spöttischen Lächeln betrachtete, und von ihm dann und wann mit eben solchem Ausdruck seine Blicke hinüber schweifen ließ zu Friedrich Kraul, der immer noch neben seiner Mutter und seinen Schwestern stand, und seine ganze Aufmerksamkeit, wie es schien, auf seinen Vater gerichtet hatte.

„Ich sehe es wohl," sagte David Kraul jetzt nach einer Pause, „Niemand von Euch hat jetzt den Muth, mich zu beschimpfen. Das macht, ich bin nun wieder der Soldat des Königs, und hab' damit einen Ehrentitel bekommen."

„Und sollst auch fortan einen Ehrentitel in meinem Herzen haben, David," rief seine Frau mit zärtlich flehendem Ton, „sollst fortan wieder mein lieber, alter David, der Vater meiner Kinder sein, für den ich bete Abends und Morgens, den ich —"

„Thut das, Frau Kraul," unterbrach er sie, „betet für David Kraul Abends und Morgens, aber gebt Euch nicht die unnütze Mühe, mir Ehrentitel in Eurem Herzen geben zu wollen. War der Vater Eurer Kinder, und Ihr habt mich doch vorher angeklagt und beschimpft, habt laut gejammert, daß der Vater Eurer

Kinder noch lebt. Als ich das hörte, da fühlt' ich es wie einen Stich in meinem Kopf, und ich ward nüchtern davon und werd' nüchtern bleiben mein ganzes Leben. Ich hoff' aber, Frau Katrine, das Leben wird nicht lange mehr dauern, und wenn die Kugel kommt, die mir den Tod giebt, so werd' ich lachen und rufen: Hurrah, das ist ein Gruß von meinem Weib! Die Frau Katrine Kraul schickt mir die Kugel, damit der Tod sie von mir erlöse! Hurrah! So, Herr Unteroffizier, jetzt kommt, ich bin fertig. Wir können gehen!"

„Nein, David, nein, Du kannst nicht so von mir gehen," jammerte seine Frau, ihre zitternden, zusammengekrümmten Hände nach ihm ausstreckend. „Du wirst mich nicht im Zorn verlassen, Du wirst mir und den Kindern zum Abschied Deinen Segen geben!"

„Meinen Segen!" rief er mit einem rauhen Lachen. „Meine Hände sind nicht rein genug, um Segen zu spenden, und der liebe Herrgott da droben würd' doch nicht achten auf die Worte des alten David Kraul. Laß Deine Hand fort, Frau Katrine Kraul, möcht' sie nicht fortstoßen und kann sie doch nicht berühren. So! Nun lebt wohl, Ihr Alle, Alle! Habt mich verachtet und ich hatt's verdient! Aber Ihr sollt den David Kraul schon wieder achten lernen, und Niemand soll

ihn mehr einen Trunkenbold nennen können! Lebt wohl, Ihr Alle mitsammen, und wenn die Nachricht kommt, daß den David Kraul seine Kugel geholt hat, so geht in die Kirche und betet für meine arme Seele, und verzeiht mir das Aergerniß, was ich Euch gegeben!"

„Lebt wohl, David Kraul!" riefen erst Einzelne, dann Alle zusammen. „Lebt wohl, David Kraul, und möge Gott Euch segnen!"

Ein Zucken flog über die Züge David Kraul's hin und sein trotziges Auge senkte sich rasch niederwärts, vielleicht um die Thräne zu verbergen, die ihm plötzlich den Blick verdüstert hatte. Er machte mit der Hand eine grüßende und zugleich abwehrende Bewegung nach beiden Seiten hin, und schritt dann hastig hinter dem Unteroffizier her, der jetzt sich durch die Menge eine Bahn machte, um von dannen zu gehen.

Plötzlich fühlte David Kraul zwei weiche, warme Arme sich um seinen Nacken legen, plötzlich sah er vor sich ein rosiges, lächelndes, in Thränen gebadetes junges Mädchenangesicht, sah, wie ihre leuchtenden Augen mit zärtlichen Blicken ihn anschauten, und dann — dann fühlte er es wie einen duftigen Frühlingshauch, wie den Kuß eines Engels auf seinen Lippen.

Zugleich vernahm er einen Schrei und eine zornige Stimme, welche rief: „Regina, unglückliches Kind, was thust Du?"

„Ich küsse den lieben, den guten, den tapfern David Kraul," rief Regina mit strahlendem Angesicht. „Ich küsse den verlorenen Sohn, der heimgekehrt ist zu der Tugend und zu Gott, und ich gebe ihm zu seinem neuen Lebenswege den Segen der Liebe und der Achtung aller guten Menschen! Lebt wohl, tapferer David Kraul, lebt wohl, und will's Gott, kehrt Ihr wieder heim als ein Held, der von seinem König Ehrentitel und Belohnung erhalten hat."

„Ich werd's, ja, ich werd's versuchen," schrie David Kraul, während ihm die Thränen über die Wangen niederrollten. „Werd's versuchen, mir Ehrentitel zu verdienen, und wenn ich heimkehre, so komm' ich wieder als ein Held. Hurrah! Hurrah! Vorwärts, Herr Unteroffizier."

Mit raschen Schritten setzte der Zug sich nun wieder in Bewegung, voran der Unteroffizier mit David Kraul und den übrigen Angeworbenen, und hinter ihnen der ganze Schwarm der Neugierigen, die ihnen gefolgt waren.

Auch die alte Frau Kraul mit ihren Töchtern hatte

sich dem Zuge angeschlossen und eilte so rasch als möglich vorwärts, um dem Gatten noch einen letzten Gruß, ein letztes Abschiedswort zuzurufen.

Ihr Sohn aber war nicht mit ihr gegangen. Er lag auf seinen Knieen vor dem jungen Mädchen, das verwirrt, erröthend zu ihm niederblickte, er hatte seine gefaltenen Hände wie betend zu ihr erhoben, und über sein hübsches, jugendkräftiges Angesicht flossen aus den braunen Augen die Thränen in hellen Strömen nieder.

„Regina," sagte er so leise, daß nur das junge Mädchen ihn hören konnte, „Regina, so lange ich auf der Welt bin, werde ich Dir danken und Dich lieben und Dich anbeten für diesen Kuß, den Du meinem armen Vater gegeben, und der ihn rein gesprochen hat von aller Schande, und —"

„Aber was hat diese Komödie zu bedeuten!" schrie jetzt die Frau Bäckermeisterin, indem sie zu ihrer Tochter hinstürzte und heftig ihre Hand auf die Schulter des jungen Mädchens legte.

„Ja," wiederholte der Senator Hermes mit seiner knarrenden, spöttischen Stimme, „ich möchte es auch wissen, was diese Scene zu bedeuten hat, und mit welchem Recht der Bursch' sich unterstehen darf, da zu knieen vor meiner Braut?"

„Ihre Braut?" rief Regina. „Jetzt frag' ich Sie, mit welchem Recht der Herr Senator sich unterstehen darf, mich seine Braut zu nennen?"

„Mit dem Recht, welches Ihre Mutter mir gegeben hat, allerschönste Jungfer Regina. Ich habe vorher, wie es einem ehrbaren Freier geziemt, zuerst bei der Frau Mutter angehalten um die Hand der schönen Tochter; Madame Zoltern hat sie mir zugesagt und mich zu ihrem zukünftigen Schwiegersohn angenommen."

„Aber ich, Herr Senator Hermes," rief Regina erglühend, „ich nehme Sie nicht an zu meinem zukünftigen Bräutigam. Hab's meiner Mutter schon längst gesagt, daß ich mich nur mit dem Manne verheirathen werde, welchen ich liebe, und Sie sind dieser Mann nicht, Herr Senator!"

„Na, da ist's vielleicht der Herr Matrose und Heringshändler hier," lachte der Senator, indem er mit seinem langen, dürren Finger auf Friedrich hindeutete, der sich von seinen Knieen erhoben und jetzt keck und fest sich dicht neben Regina gestellt hatte, deren rechte Hand er fest in der seinen hielt.

„Ja," rief Regina freudig, „ja, der Matrose und Heringshändler Friedrich Kraul, der ist es, den ich liebe und dessen Frau ich werden will!"

„Sie ist von Sinnen, sie hat den Verstand verloren!“ schrie ihre Mutter, die Hände ringend. „Hören Sie nicht auf das Mädchen, Herr Senator, denn Sie sehen es wohl an ihren dunkelrothen Wangen, daß sie im Fieber spricht, daß sie Unsinn phantasirt. Oh Gott, oh Gott, meine Tochter ist krank, sie weiß nicht mehr, was sie spricht!“

„Ich weiß es sehr gut, Mutter,“ sagte Regina ruhig. „Ich sagte, daß ich die Braut des Matrosen und Heringshändlers Friedrich Kraul bin. Nicht wahr, Friedrich, wir haben uns vor Gott geschworen, daß wir uns lieben und uns treu sein wollen unser Leben lang?“

„Wir haben es uns geschworen,“ sagte Friedrich feierlich. „Ich werde, so lang' ich lebe, kein anderes Mädchen lieben, als meine Regina, ich werde mit aller Kraft und allem Eifer darnach trachten, daß sie meine Frau wird, und wenn sie's wird, und die Frau Bäckermeister so gut sein will, dem armen Matrosen und Heringshändler Friedrich Kraul ihre liebe, gute, schöne Tochter zur Frau zu geben, so wird er ihr sein ganzes Leben ein dankbarer und unterthäniger Sohn sein und wird ihr seine Dankbarkeit dadurch zu beweisen suchen, daß er sich bemüht, seine Regina glücklich zu machen.

„Ich sterbe, Herr Senator, ich sterbe," ächzte Frau Zoltern, „die Wuth bringt mich um!"

Und sie lehnte matt und ächzend ihr Haupt auf die Schulter des Senators.

„Achten Sie gar nicht darauf," sagte Hermes stolz, „es ist wirklich nicht der Mühe werth, sich solchen Unsinn zu Herzen zu nehmen. Jungfer Reginchen ist krank, wie Sie sagen, sie spricht im Fieber, aber wenn sie wieder gesund ist, wird sie einsehen, daß sie eben blos phantasirt hat, und daß die Tochter des braven und angesehenen Bäckermeisters Zoltern niemals die Schwiegertochter des Säufers und Trunkenboldes David Kraul sein kann, und wenn sie das eingesehen hat, wird sie mit Freuden meine Hand annehmen und Frau Senator Hermes werden, was, wie mir scheint, recht hübsch und vornehm klingt."

„Nein," rief Regina, „nein, es klingt mir lange nicht hübsch und vornehm genug. Wenn ich nicht meines lieben Matrosen Friedrich Kraul's Frau werden soll, so heirathe ich nur einen vornehmen Mann, ein Senator ist mir dann viel zu wenig, und nur einem Edelmann reiche ich meine Hand."

„Sie hören's, Sie hören's," wimmerte Frau Zoltern, „sie spricht im Fieber, sie ist krank, die arme Regina!"

„Nein, Mutter, ich war nie gesunder wie jetzt,“ sagte Regina mit heiter lächelndem Angesicht. „Ich sag's und wiederhol's: wenn ich meinen lieben Friedrich Kraul nicht heirathen soll, so geb' ich meine Hand nur an einen Edelmann! Du hörst es, lieber Gott, da droben, du hörst es, liebe, goldene Sonne, ich heirathe nur meinen Friedrich, und er ist der rechte und echte Edelmann, den mein Herz begehrt!“ Sie breitete ihre beiden Arme zum Himmel empor und schaute mit einem seligen Lächeln in die verglimmende Abendsonne, die jetzt mit einem wunderbaren Rosenglanz das Meer und den Himmel überhauchte und Reginens Antlitz aufleuchten machte, wie in seliger Verklärung.

Friedrich Kraul legte den Arm um ihren Nacken, und ihr Haupt an seine Brust drückend, rief er mit lauter, freudiger Stimme: „Lieber Gott da droben sei gnädig und gut. Ich schwöre Dir, daß Regina glücklich werden soll, gieb sie mir also zur Frau! Sieh nicht darauf, daß ich nur ein armer Matrose bin, der nichts hat als seine Arbeit und seine Liebe! Gieb sie mir um meiner Liebe willen!“

Eben blitzte ein letzter Strahl der Sonne durch die Purpurgluthen und traf grade die beiden Liebenden, die in süßer, heiliger Verschränkung neben einander

standen und deren von Begeisterung uud Liebe strahlende Angesichter himmelwärts gewandt waren.

„Gott grüßt uns mit seinem Abendsonnenstrahl," rief Regina jubelnd, „und den Strahl wollen wir uns in unser Herz senken und es daran auf immer erwärmen lassen. Und nun lebe wohl, mein Friedrich, lebe wohl! Auf Wiedersehen!"

„Hoffentlich nicht auf Wiedersehen," sagte Frau Zoltern wüthend. „Wir reisen morgen früh nach Stettin zurück."

„Das dachte ich mir," sagte Regina ruhig, „und darum sagte ich meinem lieben Fritz: Lebe wohl, auf Wiedersehen!"

III.

Die Adelsernennung.

König Friedrich ging mit langsamen Schritten, in ernstes Nachsinnen verloren, in seinem Gemach auf und ab. Seine Feldherren und Generäle zogen sich daher ehrfurchtsvoll an das andere Ende des Zimmers zurück und schauten von dort in tiefem, athemlosem Schweigen auf ihren geliebten Monarchen hin,

dessen schönes, jugendkräftiges und edles Angesicht strahlte von innerer Genugthuung und freudigem Stolze. Und der König hatte wohl ein Recht, zufrieden und glücklich zu sein, denn der gestrige Tag hatte ihm und seiner Armee neue Lorbeern und neuen Ruhm erworben. Prag war gefallen, nach viertägiger Belagerung hatten sich heimlich, während der Nacht, die österreichischen Truppen zurückgezogen, und die Preußen und Baiern waren in die Böhmenstadt als Sieger eingezogen.*) Dieser Krieg, den der König zu Gunsten des armen unglücklichen Kaisers Karl VII. gegen die Königin Maria Theresia von Ungarn zum zweiten Male wieder aufgenommen, hatte also wenigstens mit einem glänzenden Siege, mit der Einnahme von Prag begonnen, und dieselben Couriere, welche der Königin Maria Theresia den Einfall des Königs in Böhmen zu melden hatten, konnten ihr auch zugleich die Nachricht von der Einnahme Prags überbringen. Im Sturmschritt war der König mit seiner Armee in Böhmen eingerückt, im Sturmschritt war Prag erobert worden, und schneller noch, als Friedrich selber zu hoffen gewagt, hatte der Feind sich zum Rückzuge gezwungen gesehen.

*) Im August 1744.

Der König hatte so eben von seinen Generälen die verschiedenen Berichte über die Begebenheiten des gestrigen Tages entgegen genommen, er hatte sich genaue Details über das Benehmen der Truppen mittheilen lassen, und oft hatten seine großen, blauen Augen aufgeblitzt in stolzer Freude, wenn einer der Generäle ihm von irgend einem der Soldaten eine besonders hervorragende That, ein Bravourstück soldatischen Muthes erzählte.

Jetzt, nachdem alle die Herren ihren Bericht beendet, jetzt ging der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab, und vielleicht ließ er an seinem innern Auge die Berichte und Schlachtscenen, welche man ihm so eben mitgetheilt, noch einmal vorübergehen.

Auf einmal blieb er vor seinem Liebling und Generaladjutanten, dem Obristen von Winterfeld, stehen, und legte ihm sanft die Hand auf die Schulter.

„Erzähl' Er mir doch die Geschichte von dem Ziskaberg noch einmal, Obrist," sagte der König mit freundlichem, fast bittenden Ton. „Es klang mir wie ein Gesang aus der Iliade, und ich meinte einen der alten trojanischen Helden vor mir zu sehen. Also laß Er's

mich noch einmal hören. Wie war die Affaire beim Ziskaberg?"

„Sire, wir standen seit vier Stunden dort vor dem Ziskaberg, dem mörderischen Feuer der Oesterreicher ausgesetzt, die oben auf dem Ziskaberg ihre Kanonen und Mörser aufgestellt hatten, und deren Kugeln und Haubitzen unaufhörlich in unsere Linien einschlugen und ganze Reihen der Unsern zu Boden warfen. Und dennoch war es für uns eine Nothwendigkeit, den Berg zu erobern, denn er war der Schlüssel von Prag, und erst, wenn wir ihn hatten, konnten wir auf Sieg hoffen. Das schrie ich meinen Soldaten zu und ermunterte sie zum muthigen Vorwärtsdringen. Aber das mörderische Feuer trieb sie immer wieder zurück, Berge von Leichen bezeichneten jeden Schritt, den wir vorwärts gethan, und vor diesen Leichen stutzten endlich unsere Soldaten, und begannen zurückzuweichen. Da auf einmal sprang ein Soldat vor, setzte mit lautem Hurrah über die Leichen fort, und mitten unter dem Kugelregen der Feinde begann er unter wildem Jauchzen und Hurrahrufen den Berg hinan zu rennen. Die Unsrigen, die anfangs sprachlos vor Erstaunen bewegungslos da gestanden und dem kühnen, verwegenen Kameraden nachgeschaut hatten,

jubelten jetzt laut, als sie sahen, wie der Soldat fast die Höhe erklettert hatte, und ihnen lachend und jauchzend winkte, ihm zu folgen. Dann sprang er wieder rasch die Höhe hinauf, und ein unermeßlicher Jubel der Unsern erfüllte auf einmal die Luft, denn sie sahen, wie der verwegene Mensch jetzt die Höhe erreichte, wie er, unter den Kanonen hinkriechend, plötzlich den Kanonier, der eben die Lunte erhoben hatte, mit kräftigem Arm ergriff und ihn weit fortschleuderte, daß er den Berg hinunter rollte, dann zu der zweiten Kanone hinsprang und auch diesen zweiten Kanonier faßte und fortschleuderte. Nun kannten die Unsern kein Zögern und kein Halten mehr, jauchzend, schreiend, jubelnd stürzten sie vorwärts, kletterten wie die Katzen den Berg hinauf, und waren droben neben ihrem Kameraden, bevor noch die Oesterreicher Zeit gehabt, sich von ihrem Erstaunen und Entsetzen zu erholen und den kühnen Menschen zu massacriren, der plötzlich wie eine unvermuthete Geistererscheinung vor ihnen aufgetaucht war. Aber die Unsern sprangen immer vorwärts, gerad' hinein in die Reihen der Feinde, die bald zu wanken begannen, und endlich, von panischem Schrecken erfaßt, in wilder Unordnung von dannen stürzten. Diese Affaire entschied den Sieg

des Tages, und Prag war unser, da wir den Ziska-
berg genommen."

„Vraiment, das ist eine schöne Geschichte," sagte der König, lebhaft mit dem Kopfe nickend. „Der Mensch hat eine Bravour bewiesen, welche selbst die Bewunderung des Feindes erregen muß, und die ihm unsterblichen Ruhm erwerben wird. Wie heißt er, der kühne Held, der uns den Ziskaberg erobert hat?"

„Sire, er heißt David Kraul, und steht beim Regiment Prinz von Hessen-Darmstadt."

„Ist natürlich ein junges, verwegenes Blut von kaum zwanzig Jahren?"

„Majestät halten zu Gnaden, es ist ein alter Mann von zweiundfunfzig Jahren, der schon unter dem hochseligen König gedient, manche Schlacht mitgemacht und manche ehrenvolle Wunde erhalten hat."

„Und mit zweiundfunfzig Jahren noch immer gemeiner Soldat," rief der König achselzuckend, „das ist ein böses und decouragirendes Beispiel für die jungen Leute in der Armee, und hier heißt es: il faut corriger la fortune. Die jungen Soldaten müssen sehen, daß der Heldenmuth seine Recompense findet, gleichviel, ob ein gemeiner Soldat oder ein höherer Offizier ihn bewiesen. Er sagt es selbst, Winterfeld, der David

Kraul hat durch seine verwegene Heldenthat das Meiste beigetragen zur Einnahme von Prag, und sein kühnes Erklettern des Ziskaberges war für uns das Signal zum Siege. Die außergewöhnliche That verdient eine außergewöhnliche Belohnung. Der Mensch muß avanciren, und da er so lange schon Gemeiner gewesen, so sind wir ihm wohl jetzt dafür ein schnelleres Avancement und eine besondere Erhöhung schuldig. Der David Kraul soll also zum Lieutenant befördert werden, und ich erhebe ihn außerdem in den Adelstand."

Und indem der König so sprach, ließ er seine großen blitzenden Augen über seine Generäle dahin gleiten; er sah überall nur ernste Gesichter, gesenkte Augen und düstere Mienen.

„Nun, Messieurs," sagte der König lebhaft, „Sie scheinen wenig zufrieden mit der Recompense, die ich dem Helden vom Ziskaberg bestimmt habe. Sprechen Sie, wenn Sie etwas dagegen einzuwenden haben. Er zuerst, Winterfeld! Er hat mir die kühne That des David Kraul so begeistert erzählt, und scheint jetzt doch nicht zufrieden zu sein mit der Belohnung. Woher kommt das?"

„Sire," sagte Winterfeld lächelnd, das kommt daher, weil ich glaube, daß der David Kraul selber nicht

damit zufrieden sein würde. Er ist ein ganz ungebildeter, roher Mensch, der in den letzten Jahren den Militairdienst verlassen hatte, in seine Heimath zurückgekehrt war und dort in Armuth und Niedrigkeit lebte."

„Majestät halten zu Gnaden," bemerkte der Prinz von Hessen, „ich habe genaue Erkundigungen eingezogen über den David Kraul. Er ist ein liederlicher Mensch, der schon früher mehrmals Regimentsstrafe bekommen hat, und in den letzten Jahren ganz und gar heruntergekommen und seiner Familie als Trunkenbold zur Last gefallen ist."

Ew. Majestät werden einen solchen gemeinen Kerl nicht zum Offizier und Edelmann machen wollen," rief der alte Ziethen ärgerlich. „Geben Ew. Majestät ihm statt des Avancements eine monatliche Zulage, und ihm wird das sicherlich lieber sein, als die Epaulettes und der Adel, denn mit beiden Dingen weiß so'n Kerl doch nichts anzufangen."

„Messieurs," fragte der König die drei andern Herren, welche geschwiegen hatten, „Messieurs, theilen Sie auch die Meinung dieser Herren, oder haben Sie dagegen etwas einzuwenden?"

„Nein, Sire, wir theilen die Meinung dieser Herren.

Wir glauben, daß es zweckmäßiger ist, den gemeinen Soldaten nicht mit Epaulettes und Adelstitel zu belohnen, sondern ihm Zulage zu geben und ihn mit Geld zu belohnen."

Der König nickte ernst mit dem Kopf, und begann dann wieder langsam auf und nieder zu gehen. Endlich aber schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben, und mit heiterer Stirn und leuchtenden Augen näherte er sich wieder seinen Generälen.

„Messieurs," sagte er, „ich habe viele junge, bürgerliche Leute bei meiner Armee, die großen Ehrgeiz besitzen, und die im Stande sind, sich durch die kühnsten Unternehmungen auszuzeichnen, sobald sie nur die Aussicht haben, daß sie avanciren können; so aber würde ich ihnen den Muth benehmen, sich hervorzuthun. Es bleibt also dabei, der kühne, verwegene Soldat soll Lieutenant werden, und er soll fortan David Kraul von Ziskaberg heißen. Für seine Equipage sorge ich.*) Hat Er den Menschen hierher bestellt, Winterfeld?"

„Zu Befehl, Majestät, er steht im Vorzimmer und erwartet die Befehle Eurer Majestät."

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Anecdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen. II. 157.

„Laß Er ihn hier herein kommen, und theile Er ihm mit, wie ich ihn recompensiren will. Aber ich will jetzt noch nicht seinen Dank empfangen. Ich will den Herrn David Kraul von Ziskaberg erst sehen, wenn er seine Lieutenants-Uniform angelegt hat. Au revoir, Messieurs."

Und mit einer raschen Bewegung seiner Hand und seines Kopfes die Herren begrüßend und verabschiedend, durchschritt der König das Gemach und verschwand durch die Thür, die zu seinem Kabinet führte.

Sobald der König hinaus gegangen war, erhoben die Herren ihre ehrfurchtsvoll gesenkten Häupter und sahen einander an, und zogen die Schultern und die Augenbrauen in die Höhe zum Zeichen ihrer Mißbilligung, der sie indeß doch keine Worte und keinen Ausdruck zu geben wagten.

„Der König hat befohlen," sagte Winterfeld endlich seufzend, „dem Könige muß gehorcht werden!"

Er schritt nach der Thür hin, die in's Vorzimmer führte und stieß sie auf. „David Kraul soll eintreten," rief er hinaus.

Sofort erschien auf der Schwelle des Gemaches die hohe, kräftige Gestalt des alten David Kraul. Aber heute war er nicht mehr der düstere, schmutzige

Heringshändler von Swinemünde mit dem stieren Blick und der lallenden Zunge, sondern ein trotziger, ernster Soldat mit finstern Zügen, mit entschlossenen Mienen und einem Ausdruck seltener Energie und Kühnheit.

Er begrüßte die Herren, wie's einem Soldaten ziemt, und blieb dann in steifer, militairischer Haltung und mit vollkommen gleichgültigem Gesicht neben der Thür stehen.

„David Kraul," sagte Obrist von Winterfeld, „ich habe Sr. Majestät dem König von Deiner Bravour erzählt, und daß Du durch Dein muthiges Betragen viel zur Ehre des gestrigen Tages beigetragen hast, weil Dein Muth und Deine Kühnheit Deine Kameraden zur Nacheiferung angefeuert hat, daß sie Dir folgten auf den Ziskaberg. Der König war sehr erfreut über Deine That, und hat mir aufgetragen, Dir seine Zufriedenheit mitzutheilen."

„Danke, Herr Obrist," sagte David Kraul, immer seine steife, militairische Haltung bewahrend.

„Se. Majestät, unser allergnädigster König, hat auch beschlossen, daß Dein außerordentlicher Heldenmuth außerordentlich belohnt werden soll," fuhr Winterfeld fort, und ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr seinen Lippen. Was für eine Belohnung möchtest Du

wohl haben, David Kraul, und was denkst Du wohl, was Dir der König bewilligen wird?"

„Ich denke gar nichts, Herr Obrist," sagte David ruhig, „und ich frage auch nichts danach, daß ich belohnt werde. Hab' nichts gethan, um belohnt zu werden, und es geschah nicht aus Bravour, daß ich den Ziskaberg hinauf rannte, sondern ich hofft', eine Kugel sollte mich treffen und meinem alten nichtsnutzigen Leben ein Ende machen. Aber der Tod wollt' mich nicht, und darum kam ich unbeschadet oben auf dem Ziskaberg an, das ist die ganze Geschichte."

„Du bist, wie's scheint, des Lebens satt?" fragte Winterfeld.

„Ja, herzlich satt und müde," brummte David Kraul.

„Nun, und weshalb denn? Was fehlt Dir?"

„Mir fehlt Alles, Herr Obrist," rief David Kraul. „Ich bin arm, ich bin alt, ich hab' nichts auf der Welt, was mir Vergnügen macht, und das einzige Vergnügen, was es noch für mich gab, das habe ich abgeschworen, als ich jetzt wieder Soldat ward."

„Nun, und was war das für ein Vergnügen, David Kraul?"

„Herr Obrist, halten zu Gnaden, mein einziges Vergnügen, meine einzige Freude, das war, das war, — na, es muß heraus, das war: zuweilen ein Glas Branntwein zu nehmen.“

„Ein Glas über den Durst, nicht wahr?“ fragte Winterfeld lachend.

„Nun ja, Herr Obrist, auch zuweilen ein Glas über den Durst,“ sagte David Kraul mit einem tiefen Seufzer. „Aber es war doch meine einzige Zerstreuung, und jetzt, seit ich immer nüchtern bin, habe ich auch gar keine Zerstreuung mehr.“

„Nun, David Kraul,“ rief Winterfeld, „jetzt wirst Du Zerstreuung haben. Der König ist, wie Du weißt, ein gar großmüthiger und erhabener Herr, der das Verdienst schätzt und belohnt, wo er es findet. Du hast Dich verdient gemacht durch Deine Heldenthat, und Se. Majestät will Dich also königlich belohnen. Se. Majestät hat den bisherigen Soldaten David Kraul in Anbetracht seiner Kühnheit und seiner Heldenthat zum Offizier befördert, und wird selber die Equipage für den Offizier bezahlen.“

„Offizier, ich Offizier,“ rief David Kraul erschrocken. „Aber das geht nicht, Herr Obrist. Ich tauge nicht zum Offizier. Ich bin vielleicht ein guter

Soldat, aber ich werde mein Lebtag ein schlechter Offizier sein."

„Na, Sie werden es schon lernen, Herr Lieutenant," sagte Winterfeld lächelnd. „Aber mit dem Offizierspatent ist die Gnade Sr. Majestät noch nicht erschöpft, vielmehr will der König dem tapfern Lieutenant noch andere Beweise seiner Huld geben."

„Herr Gott, noch andere Beweise," murmelte David Kraul.

„Se. Majestät der König hat beschlossen, daß Sie noch eine andere unvergeßliche Auszeichnung für Ihre Heldenthat empfangen sollen," sagte Winterfeld langsam und feierlich. „Se. Majestät giebt Ihnen also, in Erinnerung an Ihre Erkletterung des Ziskaberges, den Namen David Kraul von Ziskaberg, und erhebt Sie damit in den Adelstand."

„In den Adelstand!" schrie David Kraul, und aller militairischen Haltung vergessend, brach er zusammen und sank auf den Stuhl nieder, der neben der Thür stand. „Nicht genug, daß ich ein Offizier geworden bin, soll ich nun auch noch in den Adelstand erhoben werden! Ich ein Edelmann! Na, das hat mir nur gefehlt, um mich vollends zu ruiniren!"

Und er bedeckte mit seinen Händen sein Gesicht und weinte laut.

„Ich sehe es wohl,“ flüsterte der König, welcher durch die Spalte der nur angelehnten Thür Alles gesehen, Alles beobachtet hatte, „ja, ich sehe es wohl, die Herren hatten Recht, ich hätte diesen Menschen mit Geld und nicht mit Ehren belohnen sollen. Ach, was für armselige und beklagenswerthe Geschöpfe sind doch diese Menschen. Ehre, Ruhm, Anerkennung, was ist ihnen das? Leere Spreu! Das Vergnügen ist ihr Gott, und im Staub und in der Gemeinheit suchen sie nach dem Genuß und der Befriedigung einer flüchtigen Stunde. Und dabei vermessen sie sich zu sagen, daß der Mensch das Ebenbild Gottes sei! Na, wenn ich Gott wäre, ich verbäte mir diese Anmaßung und bedankte mich für diese Aehnlichkeit.“

IV.

Der Helfer in der Noth.

Zwei Jahre fast waren vergangen, der zweite schlesische Krieg war beendet, und hatte in dem Frieden von Dresden seinen Abschluß gefunden. Dieser Friede hatte dem König Friedrich von Preußen das von ihm eroberte Schlesien zum zweiten Male wieder zuerkannt, und Maria Theresia hatte sich wohl entschließen müssen, dem siegreichen König ihr geliebtes Schlesien abzutreten.

Der Krieg war also zu Ende, die Truppen waren heimgekehrt in ihre Standquartiere, die Alten, Gebrechlichen waren entlassen, um in ihrer Heimath den kärglichen Gnadensold zu verzehren.

Auch Herr David Kraul von Ziskaberg hatte seine Entlassung erhalten, man hatte ihm gesagt, daß er nach seinem Heimathsort, nach Swinemünde, zurückkehren solle, um dort die kleine Pension zu verzehren, die der König dem invaliden Offizier bewilligt hatte.

Seit einem halben Jahre lebte David Kraul von Ziskaberg also wieder in Swinemünde, aber welch ein trauriges, einsames Leben. Es ist wahr, er hatte sein

Wort erfüllt. Er, der als Trunkenbold, verachtet und verhöhnt von allen Einwohnern, Swinemünde verlassen hatte, er war jetzt zurückgekehrt als ein Held, als ein Offizier und Edelmann. Aber was half ihm diese Rangerhöhung? Wer hatte Nutzen davon? Er war immer noch arm, konnte immer noch nicht seine kranke Familie ernähren, und sein Sohn Friedrich war und blieb immer noch der Ernährer und Erhalter der Familie.

Freilich, er selber fiel doch Niemandem mehr zur Last, er brauchte von seinem Sohne keine Unterstützung mehr anzunehmen, für ihn reichte die kleine Pension wohl aus, um ihn nothdürftig zu ernähren. Aber um ihn glücklich zu machen?

Er war jetzt ein stiller, schweigsamer Greis geworden, der alte David Kraul von Ziskaberg. Er ging nicht mehr in's Wirthshaus, denn er hatte getreulich seinen Schwur erfüllt, und kein Glas Branntwein war seit jenem Tage seines Schwurs über seine Lippen gekommen, aber auch kein Lächeln mehr auf seine Lippen. Er ging auch nicht mehr hinunter an den Strand, um nach den Fischern auszusehen, und mit der Karre bereit zu stehen, wenn sein Sohn mit reicher Ladung vom Fischfang heimkehrte. Seine beiden

Töchter hatten jetzt dies Geschäft übernommen, sie waren es, welche die Fische in die Karre ladeten, welche auf dem großen Theerboot allwöchentlich zwei Mal nach Stettin fuhren, um dort ihre Waare auf den Straßen auszuschreien.

Was gab es noch für ihn zu thun, für ihn, den armen, alten Lieutenant David Kraul von Ziskaberg? Nichts, als sich zu langweilen, als drunten am Meeresufer zu sitzen, zu träumen beim Rauschen der Wellen, zu träumen von vergangenen Zeiten und Schlachten, zu hoffen auf zukünftige Grabesruh. Die Gegenwart war öde und leer, sie hatte dem alten David Kraul nichts mehr zu bieten.

Und doch, wenn er da drunten saß am Meeresstrand und hinaus starrte über die öden Wasserflächen, da tauchte ihm aus seinen Erinnerungen plötzlich ein lieblicher, rosiger Mädchenkopf auf, und es fuhr wieder wie ein Frühlingshauch über seine Wangen hin, und es glühte wie der Kuß eines Engels auf seinen Lippen, und es schaute ihn an wie leuchtende Sternenaugen. Dann zugleich vernahm er einen lauten Schrei und hörte eine Stimme sagen: „Regina, was thust Du?" Und wie himmlische Musik klang es dann darauf: „Ich küsse den lieben, den guten, den tapfern David

Kraul, ich küsse den verlorenen Sohn, der heimgekehrt ist zur Tugend und zu Gott, und ich gebe ihm zu seinem neuen Lebenswege den Segen meiner Liebe mit!"

Hatte er das Alles nur geträumt? Waren's nur Phantasiebilder seines Rausches gewesen? Oder lebte diese Regina? Und hatte sie ihn wirklich geküßt? Hatte er ihr wirklich damals feierlich gelobt, ein anderer Mensch zu werden?

Daran dachte David Kraul, als er heute wie jeden Tag hinunter gegangen war an den Strand. Neben dem Steg angebunden hatte er das Boot seines Sohnes gefunden, der gestern mit reichem Fang heimgekehrt war. Die Fische waren schon ausgeladen, und seine Töchter waren mit ihnen hinabgesegelt nach Stettin. Das Boot war also leer, nichts war darin als Segeltücher, Netze und Decken, die dem alten David ein recht bequemes Ruhelager deuchten. Er sprang eilig hinein in das Boot, streckte sich nieder auf die Netze, und zog die Segeltücher ganz über sich hin, damit er unbemerkt und ungesehen sich behaglichem Träumen und Hinbrüten überlassen dürfe.

Und so lag er lange, lange Zeit, und ließ sich schaukeln von den an das Ufer anschlagenden Wellen, und allerlei Bilder und Gesichte zogen an ihm vor-

über, und trieben zuweilen Flüche und Verwünschungen auf seine Lippen, zuweilen Thränen in seine Augen.

Plötzlich weckte ihn das Geräusch von Stimmen aus seinen Träumereien, Stimmen, welche über ihm ertönten, gerade von dem Steg her, unter welchem er da lag in dem schaukelnden Boot.

„Regina, liebe Regina," sagte eben die eine Stimme, und es schien dem alten David Kraul, als kenne er diese Stimme gar wohl, „liebe Regina, so sehen wir uns wieder?"

„Ja," rief eine zweite Stimme mit schmerzlichem Wehelaut, „so sehen wir uns wieder, mein Friedrich!"

„Es ist also richtig," murmelte der alte David, „es ist mein Fritz, der da oben sprach. Und das Mädel heißt Regina! Ob's die Regina ist, die mich damals —"

Er richtete lauschend sein Haupt empor, nnd nahm eine sitzende Stellung an, um kein Wort zu verlieren von dem, was da über ihm auf dem Steg gesprochen wurde.

„Zwei Jahre sind vergangen," sagte eben Friedrich's Stimme, zwei Jahre, und all mein Hoffen, all mein Arbeiten und Streben ist umsonst geblieben. Ich bin immer noch der arme Matrose und Heringshändler

Friedrich Kraul, ich arbeite immer noch für das tägliche Brot, und darf es nicht wagen, bei dem reichen Bäckermeister Zoltern zu werben um sein einziges Kind. Sie müßten und würden denken, ich thät's aus Eigennutz und wollte mich nur hinein heirathen in die reiche Wirthschaft, und sie würden mich mit Hohn zurückweisen. Ach, Reginchen, warum war's mir damals nicht erlaubt, Soldat zu werden? Ich hätte wie mein armer, alter Vater Heldenthaten vollbracht, ich hätte wie er ein Offizier und ein Edelmann werden können. Was nützt es dem alten Manne, daß er's ist? Für ihn wird's nur zum Spott und Hohn seines Schicksals, mir hätte es zum Glück gereichen können."

„Und es gereicht Dir auch doch zum Glück, Friedrich, daß Dein Vater es ist," sagte Regina lebhaft. „Dein Vater hat sich seine Ehre und seinen guten Namen, er hat sich die Achtung aller Guten wieder gewonnen, er ist ein Edelmann durch sein eigenes Verdienst und seine Würdigkeit, und Friedrich Kraul darf sein Haupt stolz erheben, wenn von seinem Vater die Rede ist."

„Gott segne das Mädchen," murmelte David, die Hände faltend, „Gott segne sie und mache sie glücklich."

„Weißt noch," fuhr Regina fort, „weißt noch, Friedrich, wie ich damals schwur, ich wollte niemals einen andern Mann heirathen, als meinen lieben Friedrich Kraul, und wenn ich den nicht haben könnt', so wollt' ich nur einem Edelmann meine Hand geben? Weißt es noch, herzlieber Fritz?"

„Ich weiß es noch, Reginchen, Du sagtest es, um den Senator Hermes zurückzuweisen, und nun —"

„Und nun ist Alles doch so ganz anders gekommen," rief das Mädchen jammernd. „Nun haben sie mich doch gezwungen, seine Braut zu werden, ach Friedrich, und ich fühl's doch, ich kann nimmer und nimmermehr seine Frau werden! Wenn Du wüßtest, wie sie mit Vorwürfen, mit Schelten, mit Bitten in mich gedrungen sind, wie sie mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen haben! Ich widerstand immer, ich konnt's nicht über mich gewinnen, mein Glück und das Deine zum Opfer darzubringen, konnt' und wollt' nicht meiner Liebe entsagen! Da ward mein alter Vater krank, lebensgefährlich krank, und der Arzt sagte, irgend ein geheimer Gram müsse an seinem Leben zehren, und die Mutter drang nun in mich, und beschwor mich mit tausend, tausend Thränen, meinem Vater das Leben zu retten, denn ich allein sei der

Gram, der an seinem Leben nage, und wenn ich ihm sagte, daß ich seinen Wunsch und Willen erfüllen, daß ich die Braut des Senators Hermes werden wollte, so würde ihn das schnell wieder gesund machen. Ich sah den armen Vater, bleich, ächzend auf seinem Bett, ich sah die Mutter mit gerungenen Händen fast auf ihren Knieen vor mir, und ich schloß die Augen und drückt' mein armes Herz fest zusammen in meinen Händen, und — brachte das Opfer, und sagte Ja, und ward des Senators Braut. Mein Vater genaß bald vor Freuden, aber ich, Friedrich, ich bin seitdem krank und unglücklich. Ein Wurm nagt an meinem Herzen, ich hoffe, es ist der Todtenwurm."

„Du darfst nicht sterben," rief Friedrich angstvoll, „Du darfst auch nicht Dich und mich opfern. Hast mir Deine Treue, Deine Liebe geschworen, Regina, mußt sie nun auch halten, so lange Du lebst. Oh, mein geliebtes, einziges Mädchen, warum bin ich denn so arm und elend! Was habe ich denn verschuldet, daß ich ausgeschlossen bin vom Glück?"

„Ach, wie viele, viele Nächte habe ich das auch gefragt in meinem Jammer," sagte Regina traurig, „und keine Stimme hat mir Antwort gegeben. Zuweilen war ich wohl ganz ergeben, aber jetzt, als der

Sommer kam, da fühlte ich mein Herz sich aufbäumen in meiner Brust, und ich sagte zu meiner Mutter: wenn Du willst, daß ich die Frau des Senators Hermes werden soll, so gehe noch einmal auf drei Tage mit mir nach Swinemünde, laß mich noch drei Tage glücklich sein. Laß mich Abschied nehmen von meiner Vergangenheit, von meinen Erinnerungen und von meinem lieben Friedrich. Nachher will ich auch sanft sein und gehorsam, aber gehe mit mir auf drei Tage nach Swinemünde, oder ich nehme Alles wieder zurück, und werde nie und nimmermehr die Frau Senatorin Hermes! Nun, und die Mutter gab nach, und so sind wir denn heute hierher gekommen, und mein erster Gang war nach dem Steg. Mein Herz sagte mir, daß ich Dich hier finden würde. Oh, mein Geliebter, wir haben jetzt drei Tage des Glückes vor uns, drei Tage, in denen ich vergessen kann, daß ich die Braut des Senators bin! Er kann, Gott sei Dank, in diesen Tagen uns hier nicht heimsuchen, denn seine Pflicht hält ihn in Stettin zurück. Der König kommt heute auf einige Tage nach Stettin zur großen Revue, und da muß der Magistrat und die Rathsherren auf dem Posten bleiben, wenn der König nach ihnen

verlangt. Drei Tage darf ich ihn vergessen, drei Tage dürfen wir glücklich sein!"

„Um dann auf ewig unglücklich zu sein!" rief Friedrich mit zorniger Stimme. „Ist es denn wahr, ist es denn möglich, daß Du mir entrissen wirst? Mein Gott, was habe ich denn verbrochen, daß ich nicht die Hand ausstrecken darf nach dem Mädchen, welches ich liebe. Hab' ehrlich und brav gehandelt mein ganzes Leben lang, bin mir keines Verbrechens bewußt, und muß doch so viel leiden und so viel dulden. Hab' nichts als Kummer und Herzeleid erfahren von Jugend auf. Zuerst den Kummer, daß ich meinem Lieblingswunsch entsagen mußte, und nicht Prediger oder Lehrer werden durfte, dann das Elend in meiner Familie, die Schmach und Schande mit meinem Vater, und nun soll ich dem Liebsten, dem Einzigsten entsagen, das ich auf der Welt besitze, soll Dich verlieren, Dich, meine Braut, meine Geliebte, meine Hoffnung auf Glück!"

„Nein, Du sollst sie nicht verlieren!" rief eine mächtige Stimme unter ihnen, und als sie erschrocken hinabschaueten, sahen sie da drunten den alten David Kraul, der im Boote stand, jetzt eben seine Hände auf

den Steg legte, und mit einem kühnen Satz sich zu demselben emporschwang.

„Kinder," sagte er jetzt, ihnen die Hände darreichend, „Kinder, verzagt nicht. Ich habe den Ziskaberg erobert, also wird's mir auch vielleicht gelingen, für Euch das Glück zu erobern. Ich habe die Oesterreicher besiegt, warum sollte ich nicht den Senator Hermes besiegen können. Schüttle nicht ungläubig den Kopf, Fritz, und Sie, mein trostreicher Engel, lächeln Sie nicht so trübselig. Es ist da Etwas in meinem Herzen, das mir sagt, ich werde die Schlacht gewinnen, werde die Feinde besiegen, wenn ich's nur recht tapfer und recht schlau zugleich anfange. Muth, meine Kinder, Muth, wir wollen die Belagerungsgräben gleich morgen eröffnen, und wir werden die Festung erobern!"

„Aber Vater, was wollt Ihr thun?" fragte Friedrich erstaunt. „Womit glaubt Ihr uns helfen zu können?"

„Mit meinem Ruhm, mit meinen Epaulettes und mit meinem Adel," sagte der Alte mit stolz gehobenem Haupte und mit blitzenden Augen. „Der König ist in Stettin, wie die Jungfer Regine sagt, nun ich, der Lieutenant David Kraul von Ziskaberg, ich werde auch

nach Stettin gehen, und — das Uebrige wird sich finden. Kinder, Ihr habt drei Tage des Glückes vor Euch, genießt sie, und dann komme die Jungfer Regine nach Stettin zurück, und Du, Friedrich, komme dann auch nach Stettin, ziehe Deine besten Staatskleider an, und im Wirthshaus „zum goldnen Hering" da warte auf mich, ich werde Dich schon rufen lassen! Und nun lebt wohl, Ihr jungen Liebesleut'. Muß hingehen, meine Uniform zu bürsten und die Knöpfe zu putzen, denn ich reise morgen nach Stettin zu Sr. Majestät dem Könige Friedrich von Preußen."

V.

Der königliche Brautwerber.

Der König war eben von der Revue seiner Truppen heimgekehrt in das Residenzschloß von Stettin, und die große Gallatafel sollte bald ihren Anfang nehmen. Alle Generäle und Stabsoffiziere der Garnison von Stettin, alle Spitzen der Civilbehörden, der ganze Magistrat sollte an derselben theilnehmen. Es war eins jener solennen, steifen und ceremoniösen Prunkdiner's,

welche Friedrich eben so sehr verabscheuete, als er die kleinen zwanglosen und heitern Diners mit seinen Freunden liebte; bei diesen war er stets der frohe, unbefangene Freund mit den Freunden, und frohe Scherzworte und hohe, sinnige Gedanken strömten in edelstem Redefluß von seinen lächelnden Lippen; bei jenen war er immer nur der ernste, gebietende, gelangweilte König, der Herr, der mit seinen Untergebenen die hergebrachten und nothwendigen Phrasen austauschte.

Die Stirn des Königs war daher heute, da es eine feierliche Gallatafel galt, nicht so heiter wie sonst, und sein Angesicht hatte nicht den schönen, strahlenden Ausdruck, von dem es erglänzte, wenn er in seinem lieben Charlottenburg im kleinen Gartensaal mit seinen Freunden, mit Jordan, Knobelsdorf, Winterfeld und d'Argens zum Symposion sich niederließ.

Nur Einer von diesen seinen Lieblingen, nur Winterfeld war heute neben ihm; mit ihm und mit Ziethen, dem alten Fürsten von Dessau und dem Prinzen von Hessen stand der König eben in einer Fensternische und unterhielt sich mit ihnen über einzelne Momente der heutigen Revue, als der Oberkammerherr und Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz sich

ihm eilfertig und mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck näherte.

„Na, Pöllnitz," sagte der König, indem er einen raschen Blitz seiner Augen über ihn hinleuchten ließ, „na, Er hat heut' wieder recht sein fades Kammerherrngesicht, und das verkündet mir allemal, daß Er irgend eine Bosheit oder einen Schelmenstreich auszuführen hat. Was giebt's also? Wen will Er verleumden oder anklagen?"

„Sire, Niemand," sagte Pöllnitz mit seinem süßlichsten Lächeln. „Ich liebe überhaupt alle Menschen, mit Ausnahme meiner Gläubiger, und ich klage Niemand an, als diese."

„Nun, das heißt, Er haßt mehr als die Hälfte der Menschheit," rief der König lachend, „und Er klagt alle Welt an; denn so viel ich weiß, ist Er der Schuldner der ganzen Welt, und Gott und der Teufel sind Seine Gläubiger."

„Nein, Sire, die Beiden sind die Einzigen, denen ich nichts schuldig bin," sagte Pöllnitz ernsthaft. „Ferner wird der erhabene Edelmann, um dessentwillen ich hierher kam und Ew. Majestät zu stören wagte, auch nie zu meinen Gläubigern gehören, aus dem einfachen Grunde, weil er mir arm scheint wie eine Kirchenmaus."

„Ein Edelmann?“ fragte der König. „Was ist's mit ihm, und weshalb kommt Er, für ihn zu bitten?“

„Sire, draußen steht ein alter Invalide; Offizier, wie die Epaulettes bezeugen, Edelmann, wie sein Name bezeugt, obwohl man ihn sonst für einen schmierigen, theerigten alten Matrosen oder Straßenfeger halten möchte.“

„Red' Er ohne Witze, wenn Er von meinen Soldaten spricht,“ befahl der König mit ernster Miene. „Wie heißt der Offizier?“

„Sire, er nennt sich David Kraul von Ziskaberg, und bittet dringend um eine Audienz.“

Eine leichte Wolke flog über die hohe Stirn des Königs hin. „David Kraul von Ziskaberg,“ sagte er leise, sein Haupt wiegend. „Der Name erinnert mich an einen Fehler, den ich in meiner Freude über die Einnahme von Prag gemacht habe! Sie hatten damals Recht, Messieurs, ich hätte den tapfern Eroberer vom Ziskaberg auf andere Weise belohnen sollen. Ich war damals noch um zwei Jahre beinahe jünger und hatte noch mehr Glauben an die Noblesse und das Ehrgefühl der Menschennatur! Es war ein Irrthum, den ich aus Achtung vor der Menschheit beging. Heute kenne ich die ganze Race besser, und — achte sie

weniger. Na, Pöllnitz, sag Er dem Herrn Kraul von Ziskaberg, ich laß ihn schön grüßen, und könnte ihm heute keine Audienz geben, weil ich so eben zur Tafel gehen wollte."

„Sire, das habe ich ihm schon gesagt, aber er bat und flehte so jammervoll, ihm eine Audienz zu verschaffen. Er behauptet, er sei schon seit drei Tagen jeden Tag drei Mal hier gewesen, aber immer sei er abgewiesen worden, und sein ganzes Lebensglück und das seiner Kinder hinge doch davon ab, daß er Ew. Majestät noch heute sprechen könne. Vraiment, Sire, der alte Invalide wußte so beweglich zu sprechen, daß er mich rührte, und wie Ew. Majestät sehen, mich sogar verleitete, etwas zu wagen, das ganz gegen die Etiquette ist."

„Na, wenn Er schon gerührt ist, dann muß es in der That ein außerordentlicher Fall sein," sagte der König, „und man muß sich beinah vor Ihm schämen, daß Er mehr Mitleid mit einem alten Invaliden hat, als ich, der ich doch der Vater meiner Soldaten bin. Laß Er den invaliden Offizier also eintreten!"

Herr von Pöllnitz tänzelte von dannen, und wenige Minuten später erschien der alte David Kraul auf der Schwelle der Thür, militairisch salutirend, und

dann in ehrerbietigem Schweigen auf der Schwelle verharrend.

„Tret' Er näher," sagte der König, dessen Flammenblick auf dem alten Manne ruhte.

David Kraul marschirte fünf Schritte weiter vorwärts und blieb dann, die Rechte salutirend an die Stirn gelegt, wieder stehen. Eine augenblickliche Pause trat ein. Die drei Herren, mit denen der König sich vorher unterhalten, hatten sich jetzt ehrerbietig in eine Fensternische zurückgezogen, und schauten von dort aus mit neugierigen und antheilsvollen Mienen auf den alten Offizier hin, dessen ernstes, feierliches Angesicht unwillkürlich ihre Theilnahme erregte. Der König blickte ihn noch immer an, und schien auf dem Grunde seiner Seele seine geheimsten Gedanken zu lesen.

„Kommt Er zu mir her, um sich bei mir zu bedanken, oder um sich zu beklagen?" fragte der König. „Na, ich denke, Er will sich bedanken, denn ich habe Ihm große Ehre angedeihen lassen. Er hat damals vor Prag eine große Heldenthat executirt, eine Heldenthat, die meiner ganzen Armee zur Ehre gereichte, und ich wollte in Ihm meine ganze Armee ehren und belohnen, deswegen ernannte ich Ihn zum Offizier und machte Ihn zum Edelmann. Ich hoff', es hat Ihn

gefreut, und da ich in den Kriegszeiten nicht Muße hatte, Seinen persönlichen Dank entgegen zu nehmen, so will Er Ihn mir jetzt darbringen. Nicht wahr, das ist Seine Intention?"

„Nein, Majestät, halten zu Gnaden," sagte David Kraul fest und ruhig, „ich komme nicht her, um mich zu bedanken, sondern um Ew. Majestät anzuflehen, daß Sie mich lieber strafen als begnadigen wollen."

„Strafen? Hat Er was Böses gethan?"

„Na, Böses genug mein Leben lang, es ist ein langes Schuldregister, Majestät," seufzte David Kraul. „Bin wirklich ein Mensch, der Strafe verdient hat. Also mögen mich Ew. Majestät strafen, indem Sie mir den Adel wieder aberkennen. Majestät, ich danke Ihnen, daß Sie mich damit ehren und begnadigen wollten, aber ich muß es vor meinem Herrn und König bekennen, es ist ein rechtes Unglück und eine harte Strafe für mich gewesen!"

„Das erklär' Er mir doch mal," sagte der König, ihm lebhaft einen Schritt näher tretend. „Kann's begreifen, daß Er keinen Profit davon gehabt hat, aber wieso Ihm der Adel ein Unglück und eine Strafe gewesen, das möcht' ich von Ihm erfahren."

„Majestät, wenn Einer ein Paar Schuhe anziehen

muß, die ihm zu eng sind und ihn drücken, so ist das eine Strafe, und wenn die Schuhe auch mit goldenen Schnallen geziert sind, und wenn man Etwas sein und vorstellen soll, das man nicht ist und nicht sein kann, so ist das ein Unglück, das Einen ganz desperat machen kann. Mich hat's desperat gemacht, und ich schwör's Eurer Majestät, wenn ich noch länger ein Edelmann bleiben soll, so muß ich wieder ein Trunkenbold und Säufer werden, und die ganzen zwei Jahre, wo ich mit so vieler Mühe mich zusammengenommen hab', keinen Branntwein zu trinken, weil ich's einem lieben, schönen Engel versprochen hatte, ein ordentlicher Mensch zu werden, die ganzen zwei Jahr' wären dann umsonst gewesen und in den Brunnen gefallen."

„Ich glaub', Er ist närrisch," rief der König. „Was soll das heißen, daß Er ein Trunkenbold und Säufer werden muß, wenn Er Edelmann bleiben soll?"

„Das soll heißen, Majestät, daß der David Kraul von Ziskaberg, der Edelmann, ein Kinderspott ist, auf den die Menschen mit Fingern hinweisen, über den der dummste Kerl glaubt lachen zu können, und der schier über sich selbst lachen müßt', wenn er nicht so desperat wär'. Und nicht blos zum Gespött macht

mich der Edelmann, sondern er langweilt mich, er nimmt mir die Arbeit, den Verdienst. Der Lieutenant und Edelmann darf nicht mehr Heringe und Fische in Stettin herumkarren, was doch sonst meine einzige Zerstreuung war, der Edelmann darf nicht die Segeltücher flicken und die Heringe einpökeln, was sonst seine Lieblingsarbeit war, der Edelmann muß die Hände in den Schooß legen und zusehen, ob ihm die gebratenen Tauben in's Maul fliegen. Aber sie thun's nicht, denn dazu reicht die kleine Offizierspension nicht aus, und er kann Hungerpfoten saugen, obwohl er Herr David Kraul von Ziskaberg heißt. Was bleibt ihm in seiner Desperation weiter übrig? Er muß versuchen, zu vergessen, daß er ein Edelmann ist, und da das Gespött und Gelächter der Menschen ihn immer daran verhindert, es zu vergessen, so muß er zusehen, ob nicht für ihn im Branntweinglas Vergessen zu finden ist. Das wird das End' vom Lied' sein, wenn Ew. Majestät den alten David Kraul nicht von seinem Adel befreien. Er paßt sich nicht dazu, denn er ist ein ganz ordinairer, gemeiner Kerl, der gar nichts Feines und Nobles an sich hat."

„Da hat Er Recht," sagte der König lächelnd, „Er

taugt nicht zum Edelmann, denn wer den Adel nicht in sich hat, kann ihn auch auswendig nicht haben. Aber was meint Er denn, wie ich Ihn entschädigen kann? Bin Ihm doch eine Belohnung schuldig für Seine Bravour. Wenn ich Ihn nun damals gefragt hätt', womit ich Ihn belohnen sollte, was würde Er mir geantwortet haben?"

„Damals, das weiß ich nicht, Majestät, denn damals war ich ein wilder Kerl, der das Leben haßte, und der auch bloß so muthig den Ziskaberg hinaufkletterte, weil er hoffte, der Tod würde ihn mit einer Kugel begrüßen. Aber heut weiß ich, was ich antworten muß. Majestät, kaufen Sie mir den Adel und die Offiziers-Epauletten ab, und geben Sie das Kaufgeld meinem Sohne, meinem Fritz, damit er sich ein Haus und eine Jolle kaufen, ein Schiffsherr werden und das Mädel heirathen kann, das er liebt."

„Er hat einen Sohn?" fragte der König.

„Ja, Majestät, einen braven, guten Sohn von fünfundzwanzig Jahren, der geschickteste und muthigste Matrose, der je die Ostsee befahren hat."

„Und der Sohn ist nicht Soldat?"

„Nein, Majestät, er konnte es nicht werden, denn er war seiner Mutter einziger Sohn und der Ernährer

der Familie, und Ew. Majestät wissen, daß die frei sind vom Militairdienst."

„Aber Er war ja da, Seine Familie zu ernähren?"

„Ich, Majestät? Ich war ein nichtsnutziger, schlechter Kerl, ein Trunkenbold, die Schande der Familie, und darum ließ ich mich für den Sohn anwerben und ward für ihn Soldat; wollt' gern sterben, um die Familie von der Schande zu befreien."

„Und heute will Er Seinen Adel und Seinen Rang verkaufen für den Sohn, dem ich das Kaufgeld für Seine Heldenthaten geben soll? Er scheint Seinen Sohn sehr zu lieben, David Kraul?"

„Er verdient's auch, Majestät, denn er ist brav, fleißig und gut, er ist die Ehre der Familie. Und ein so schmucker Bursch', daß ein schönes Mädchen, die Tochter eines reichen Bäckermeisters hier in Stettin, sich in ihn verliebt hat, und lieber den Heringshändler und Matrosen Friedrich Kraul heirathen will, als den vornehmen Herrn Rathsherrn Daniel Hermes, mit dem ihre Aeltern sie verlobt haben. Deshalb bitte ich Ew. Majestät, haben Sie die Gnade und kaufen Sie mir den Adelstitel ab, und übertragen Sie ihn auf meinen Sohn und geben Sie ihm ein tüchtiges Kaufgeld, denn wenn er nicht vornehm und reich ist, werden die vor=

nehmen Bäckersleute ihm ihre schöne Regina am Ende doch nicht zur Frau geben."

Der König antwortete nicht, sondern ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab. Dann blieb er mitten in dem Gemach stehen, und seine feurigen Augen hefteten sich mit einem gütevollen Blick auf den alten Mann hin.

„Na," sagte er, ihm freundlich zunickend, „wir wollen sehen, was sich für Ihn thun läßt. Zum Edelmann ist Er nicht geschaffen, das seh' ich ein, aber eine Belohnung bin ich Ihm doch schuldig, und Er soll sie haben. Es ist jetzt Zeit zur Tafel. Aber hör' Er, in drei Stunden komme Er wieder hierher und dann wollen wir sehen. Winterfeld, rufe Er doch mal den Pöllnitz!"

Winterfeld eilte zur Thür hin, öffnete sie und winkte dem Oberkammerherrn einzutreten.

„Pöllnitz," rief der König ihm entgegen, „ich will Ihm einen Auftrag geben, den Er prompt auszuführen hat. Laß Er sich von dem Invaliden hier den Namen und die Adresse eines gewissen Bäckermeisters sagen, dessen Tochter sein Sohn heirathen will. Schicke Er zu den Leuten hin und bescheide Er die Alten sowie die Tochter hierher auf das Schloß. In drei Stun-

den sollen die Leute hier sein. Lasse Er sie hier eintreten und mich hier erwarten, und auch der alte David Kraul soll hier sein. Hört Er, David Kraul?"

„Majestät, ich höre, aber da Sie doch nu mal dabei sind, Leute hierher zu bestellen, so mein' ich, könnten Eure Majestät auch meinen Sohn, meinen Fritz, gleich hierher kommen lassen, denn ich weiß, wenn Sie den Burschen sehen, wird er Ew. Majestät so sehr gefallen, daß Sie ihm noch ein paar hundert Thaler mehr geben."

„Meint Er?" fragte der König lächelnd. „Nun, wir werden ja sehen. Bringe Er seinen Sohn aber mit hierher. Aber, Pöllnitz, den lasse Er nicht gleich hier eintreten, sondern behalte Er ihn draußen im Vorzimmer bis ich Ihn rufe. Und jetzt, Messieurs, kommen Sie, wir wollen zur Tafel gehen!"

Drei Stunden später trat der König, wie vorher begleitet von Winterfeld, dem Fürsten von Dessau, dem Prinzen von Hessen und dem alten Ziethen wieder in sein Kabinet ein. Der Bäckermeister Zoltern mit seiner Frau und Tochter waren, gehorsam dem königlichen Befehl, erschienen, und die beiden Alten sanken jetzt, beim Eintreten des Königs, fast auf ihre Knieen nieder, während Regina mit ruhigen, traurigen

Blicken den König anschauete und dann verstohlen hinüber blinzelte zu dem alten David Kraul, der seitwärts in einer Fensternische stand.

Der König ging grade auf das junge Mädchen zu und sein flammender Adlerblick bohrte sich einen Moment in das schöne, erglühende Gesicht Reginens ein. Dann wandte er sich an die beiden Alten, die noch immer nicht wagten, aus ihrer tiefen Verneigung emporzutauchen.

„Das ist also der reiche Bäckermeister Zoltern und seine Frau?“ fragte der König, ihnen zunickend. „Na, steht auf, es muß Euren alten Knieen schwer werden, so da zu hocken. Jetzt hör' Er, Herr Bäckermeister, Er soll mir einen Gefallen thun.“

„Majestät,“ rief der Alte begeistert, „mein Blut und Leben steht zu Ew. Majestät Befehl!“

„Na, na, so viel verlang' ich gar nicht von Ihm,“ lächelte der König. „Gebe Er mir nur Seine Tochter und ich bin zufrieden.“

„Meine Tochter, Majestät?“ fragte der Alte verblüfft.

„Ja, Seine Tochter, die schöne Regina hier. Sie ist hübsch genug, um eine Königin sein zu können, aber fürchte Er nichts, ich will sie doch nicht heirathen. Ich

aber habe Ihn und Seine Frau rufen lassen, weil ich bei den ehrsamen Aeltern den Brautwerber machen will für einen Freier, den ich für Ihre Tochter habe. Der Freier ist ein braver Mann, den ich Ihm empfehle, Herr Bäckermeister, und der, wie ich glaube, Seine Tochter glücklich machen wird."

„Ach, Majestät," seufzte der Alte, „wie trifft sich das unglücklich! Meine Tochter ist leider bereits verlobt."

„Ja," sagte die Frau Bäckermeisterin stolz, „sie ist verlobt mit dem Herrn Rathsherrn Daniel Hermes, der heut an des Königs Tafel gespeist hat."

„Nun, es fragt sich nur, ob das junge Mädchen ihren Bräutigam liebt? Denn wenn das ist, habe ich natürlich nichts weiter zu sagen. Antworte Sie also, Jungfer Regina, liebt Sie den Bräutigam, den die Aeltern Ihr bestimmt? Als Ihr König und Ihr Herr befehle ich Ihr, mir die Wahrheit zu sagen. Liebt Sie Ihren Bräutigam?"

„Nein, Majestät," rief Regina, „nein, ich liebe ihn nicht und werde ihn niemals lieben!"

„Regina," rief ihre Mutter verweisend, „Regina, Du —"

„Still, gute Frau," unterbrach sie der König.

„Ich habe dem Mädchen befohlen, die Wahrheit zu sagen, und die hat sie gesagt. Man soll ihr darüber keine Vorwürfe machen. Aber den Aeltern möchte ich Vorwürfe machen, die ihre Tochter verheirathen wollen an einen Mann, den sie nicht liebt. Das giebt keine glückliche Ehe, und eine unglückliche Ehe ist ein gar schlimmes Ding, vor dem Aeltern ihre Kinder bewahren sollten. Na, da die Jungfer Regina den Rathsherrn nicht liebt, so soll sie ihn auch nicht heirathen. Ich komme also zu Euch als Freiwerber. Ich halte um die Hand der Jungfer Regina bei Euch an im Namen eines Edelmannes und Offiziers, dem ich zu Dank verpflichtet bin. Wollt Ihr mir die Hand Eurer Tochter für ihn geben?"

„Majestät," stammelte der Bäckermeister schüchtern, „ich weiß nicht —"

„Wir müßten doch erst den Namen wissen," ergänzte seine muthigere Ehehälfte.

„Na, den Namen sollt Ihr wissen," rief der König, indem er auf David Kraul hindeutete, „seht Euch den Mann da an, und Ihr wißt ihn!"

„David Kraul!" rief der Bäckermeister entsetzt.

„David Kraul, der Trunkenbold!" schrie seine Frau. „Das kann Ew. Majestät Ernst nicht sein. Ew. Ma-

jestät sagten vorher, daß wir unsere Tochter nicht verheirathen sollen an einen Mann, den sie nicht liebt, und der alte David hat noch dazu eine Frau."

„Madame," sagte der König lächelnd, „ich habe auch nur gesagt, daß ich im Namen des alten David Kraul bei Ihr den Freiwerber machen will. Aber ich habe nicht gesagt, daß er selber die Tochter heirathen will. Der eigentliche Bräutigam steht draußen und wartet auf das Jawort. Winterfeld, rufe Er ihn mal herein!"

Winterfeld eilte hinaus und führte bald darauf Friedrich Kraul in das Gemach ein.

„Vraiment!" rief der König, den jungen Mann in seiner saubern hübschen Matrosentracht mit freundlichen Blicken betrachtend, „das ist, wie mir scheint, ein schmucker Freier für die Jungfer Regina."

„Oh, Majestät," rief ihre Mutter, „er ist aber nichts weiter als ein Heringshändler, und wenn der seine Frau ernähren sollte, so müßte sie verhungern."

Der König wandte sich lächelnd zu den Herren hin, die hinter ihm standen. „Prinz Ludwig," sagte er, sich an den Erbprinz von Hessen-Darmstadt wendend, „David Kraul stand in Ihrem Regiment und hat ihm durch seine Heldenthat neuen Ruhm gebracht.

Wie hoch schlagen Sie die Belohnung an, die Sie ihm schuldig sind?"

„Sire, ich bin dem tapfern David Kraul zweitausend Thaler schuldig," sagte der Erbprinz, „ich werde sie ihm morgen früh auszahlen lassen."

„Und Ew. Liebden?" fragte der König, sich an den Fürsten von Dessau wendend. „Waren Sie dem Helden vom Ziskaberg nicht auch etwas schuldig?"

„Ja, Majestät, ich schulde ihm gleich dem Prinzen von Hessen zweitausend Thaler, und werde sie ihm morgen auszahlen lassen."

„Na, und ich kaufe dem tapfern David Kraul den Schuh mit den goldenen Schnallen ab, weil er ihn drückt und ihm Schmerzen macht," sagte der König lächelnd, „ich zahle ihm für den engen Schuh viertausend Thaler, also hat David Kraul jetzt ein Vermögen von achttausend Thalern."

„Majestät," rief David Kraul auf seine Knie niederstürzend, „Majestät, ich wollt', es gäb eben wieder einen Ziskaberg zu ersteigen, ich wollt' —"

Seine Stimme brach, die Thränen stürzten Bächen gleich aus seinen Augen über seine Wangen nieder und laut schluchzend senkte David Kraul sein Haupt tiefer auf seine Brust.

Eine Pause trat ein, und selbst des Königs Stimme zitterte ein wenig, als er dann wieder sprach. „Na, David Kraul," sagte er, „Er ist also jetzt ein vermögender Mann, Er besitzt achttausend Thaler. Was will Er damit anfangen?"

„Ich gebe sie meinem Sohn, meinem Fritz da!" rief David Kraul, indem er aufsprang, mit ausgebreiteten Armen zu Friedrich hinstürzte und ihn stürmisch an seine Brust drückte. „Mein Friedrich, mein guter Junge, vergieb mir, was ich Dir Böses gethan, und laß es mich wieder gut machen. Warst so lange der Ernährer Deiner Familie, jetzt mußt Du dafür von Deinem Vater annehmen, was ihm gehört, mußt Dich von ihm ernähren lassen, mein Junge! Sag's, mein Fritz, mach' Deinem alten Vater die Freude, und sag', daß Du sein Geschenk annimmst!"

„Ich nehm's an, Vater," sagte Fritz mit Thränen in den Augen. „Aber Ihr müßt auch dafür ein Geschenk von mir annehmen!"

„Was für ein Geschenk, mein Junge?"

„Meine Liebe, Vater!" sagte Fritz, den Alten fest in seine Arme drückend. Dann sprachen Beide nicht mehr; sie hielten einander fest umschlungen und weinten bitterlich.

„Nun, Jungfer Regina," fragte der König, „ist Sie zufrieden mit dem Manne, den ich Ihr bestimmt habe?"

Regina, dem Drange ihres Herzens folgend, eilte zu dem König hin, und seine Hand ergreifend, drückte sie dieselbe innig an ihre Lippen.

„Majestät," flüsterte sie leise, „ich danke Ew. Majestät das Leben, denn ich wäre gestorben vor Gram, wenn ich meinem lieben Friedrich hätte entsagen müssen."

„Und was sagt denn der Herr Bäckermeister und seine Frau?" fragte der König. „Nehmen sie den jungen hübschen Schwiegersohn mit einem Vermögen von achttausend Thalern an?"

Der Bäckermeister schwieg und schaute verlegen vor sich hin, während seine Frau beherzt und kühn dem Blicke des Königs begegnete.

„Majestät," sagte sie, „das Vermögen und der Mensch sind schon recht gut, aber, — es ist doch immer eine schlimme Sache, wenn man nichts ist als Matrose und Heringshändler."

„Ach, es ist Ihr um einen Titel, gute Frau," lächelte der König. „Na, wir wollen Ihr den Willen thun. Wir wollen den Fritz Kraul, den Sohn des braven und tapferen David Kraul, zu unserem könig-

lichen Fischlieferanten ernennen, und alle Seefische, die auf meine Tafel kommen, soll der königliche Fischlieferant Fritz Kraul mir zu liefern haben. Seid Ihr nun zufrieden?"

„Ja," riefen die beiden Alten vergnügt, „jetzt sind wir zufrieden und danken Ew. Majestät von ganzem Herzem."

„Na, und damit wir Alle etwas zu danken haben," sagte der König, „so soll Er, Winterfeld, und Er, Ziethen, dem Brautpaar die Hochzeit ausrichten. Er, David Kraul, tanzt auf der Hochzeit mit seiner Frau Schwester der Bäckermeisterin den Kehraus. Denn Er kann jetzt wieder tanzen, nicht wahr? Der enge adlige Schuh drückt Ihn nicht mehr?"

„Nein, er drückt mich nicht mehr!" rief David Kraul jubelnd. „Ich kann wieder tanzen, denn ich bin wieder ein ganz ordinairer Mensch, den nichts mehr drückt, wenn mir die große Freude nicht das Herz abdrückt! Hurrah, es lebe unser große König Friedrich!"
